



<36620205230018

Zwanzig Missionen.



Inhalt.



Novellen

von

Moritz Hartmann.

Zweiter Theil.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen:

	Thlr.	Sgr.
de Müsset, Paul, Sicilien und Francisco der Hirtenknabe	1	—
Orianda. Eine Novelle von der Verfasserin von „Johanna"	1	—
Religion und Liebe. Roman aus dem Tagebuche eines Anonymen	—	25
Schefer, Leopold, die Sibylle von Mantua	1	15
Schiff, Dr. Hermann, Glück und Geld. Eine Novelle	1	—
— Gevatter Tod. Eine Märchen-Novelle. 2 Theile	3	—
Schirges, G., Karl. Ein Roman	1	15
— Der Bälgentreter von Eilersrode	1	10
Smidt, H., Hamburger Bilder. 3 Theile	3	—
Spring, R., die beiden Warrik. Novelle aus dem amerikanischen Leben. 2 Theile	3	—
Starklof, L., Helgoland. Ein See-Märchen	—	25
— Alma. Ein Roman. 2 Theile	3	—
— Prinz Leo	1	—
Varnhagen von Ense, Briefe an eine Freundin. Aus den Jahren 1844 bis 1853	1	15
Volkhausen, Ad., Irren und Finden. Ein Roman	1	15
Waise, die, von Tamaris. Eine Tanznovelle vom Verfasser des Schief Levinche	1	15
Waldau, Max, Aus der Junkerwelt. 2 Theile	3	—
— Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit. 3 Thle. Zweite Auflage	4	15
Wangenheim, F. T., der Mönch. Historischer Roman 3 Theile	4	10
— Die Luftschiffer. Novelle aus dem Schattenreich	1	10
— Die Schwertler von Zürich. Historischer Roman. 3 Thle.	3	—
Weerth, G., Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski	1	10
Weisser, Adolf, der Blinde und sein Sohn. 3 Theile	4	—
— Die Züricher Mordnacht. 2 Theile	2	15
— Schubart's Wanderjahre. 2 Theile	2	15
Wendt, Dr. Richard, Jarolasch. Episoden aus dem Leben in Rußland. 1r bis 3r Theil	4	—
Wienbarg, Dr. L., Holland in den Jahren 1831 und 1832. 2 Theile	2	20
— Aesthetische Feldzüge, dem jungen Deutschland gewidmet	1	20
— Wanderungen durch den Thierkreis	1	15
— Tagebuch von Helgoland	1	15
Wolfram, Leo, Dissolving views. Romanfragmente. Zweite Auflage. 3 Bände	4	15
Ziegler, Karl, Grabbe's Leben und Charakter	1	—

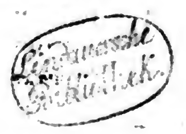
H

Novellen

von

Moritz Hartmann.

Zweiter Theil.



Hamburg,

Hoffmann & Campe.

1863.





Druck von Trömner und Dietrich (früher Hotop) in Cassel.



Erstes Capitel.

In den Kunstausstellungen gibt es immer ein hinteres Gemach, gewöhnlich das schlechteste und mindest gut beleuchtete des ganzen Gebäudes, in welchem Aquarelle, Pastelle, Oelbilder, Zeichnungen, ordnungslos und offenbar mit geringer Rücksicht auf die Verfertiger derselben aufgehängt sind. Die mit der Topographie der Ausstellung vertrauten Besucher gehen gewöhnlich an diesem Gemache vorbei, nachdem sie es einmal besucht, oder kehren nur dahin zurück, um schlechte Witze zu machen, oder um einem Bekannten etwas Lächerliches zu zeigen; am liebsten aber schleichen an diesem Gemache die Künstler selbst vorbei, deren Werke dort ausgestellt sind; das Gemach ist gewissermaßen ein Pranger. Wer dort prangt, ist, wenigstens für dieses Jahr der Ausstellung, verurtheilt, denn dorthin werden eben nur die schlechtesten Bilder gehängt. Dieses Zimmer heißt in der Kunstsprache, oder wenigstens in der Atelier=

sprache mancher Städte, die Speckkammer. Eine solche Speckkammer besitzen wir, — mögen mir die Anatomen verzeihen und die Psychologen es mir bezeugen — eine solche Speckkammer besitzen wir Alle in unsern Herzen, Alle — ich, der ich diese Geschichte schreibe, Du, Leser, der sie liest und alle Diejenigen, die sie nicht lesen. In den vordersten Kammern, die wir Jedermann zur Schau stellen, und durch die wir in den glücklichsten Stunden am liebsten lustwandeln, hängen die schönsten Bilder der Erinnerung, Portraits, historische Bilder, Stillleben, Idyllen, Bilder jeder Art — aber in jener verborgenen Kammer hängen die häßlichen Bilder, bei deren Anblick, wenn wir nothwendig durch müssen, wir uns mit der Hand über die Stirn fahren, als ob wir von einer Leinwand, von einer Gedenktafel oder dergleichen, etwas wegwischen wollten. Glücklich, wer nur eine kleine Speckkammer besitzt. Wenn er klug ist, zeigt er sie, und er kann sicher sein, daß er sie Einem zeigt, der ebenfalls eine besitzt. Welcher Mensch hatte nicht schwache Momente! ja gemeine, ja niederträchtige Momente!

Ich bin ein Mensch, der heute eine sehr geachtete Stellung einnimmt, ich erfreue mich eines sehr guten Rufes, ich habe viele Freunde und Jedermann wird behaupten, daß ich ein langes, fleckenloses Leben

hinter mir habe, und man wird letzteren Umstand besonders hervorheben, da man weiß, daß ich in der Jugend und im männlichen Alter mit Hindernissen zu kämpfen hatte, mit Noth, Elend und Neid, an denen, wie Kleiderfetzen an Dornen, oft die besten Stücke des Characters hängen bleiben. Niemand ahnt, daß ich meine Speckkammer habe, ganz wie ein Anderer — und sonderbarer Weise danke ich das häßliche Bild in dieser Speckkammer meiner vortrefflichen Mutter. Sie ist die erste Ursache, daß ich mich lange, lange mit einem Gedanken, mit einem Plane getragen, dem alle meine Grundsätze widersprachen, daß ich an mir selbst einen Verrath beging, mit einem Worte, daß ich gemein war.

Nach der Ansicht der guten Frau besaß ich schon mit meinem zwanzigsten Jahre Alles, was einen trefflichen und glücklichen Menschen machen kann, eine einnehmende Erscheinung, ein empfängliches Herz, einen gebildeten Geist, ein heiteres Gemüth, kurz alle Eigenschaften, die eine Mutter an einem erträglichen Sohne entdeckt — nur Eines fehlte mir: Reichthum! Sie glaubte zwar nicht, daß hunderttausend Thaler Renten eine nothwendige Bedingung des Glückes seien, sie wußte es, daß es auch ein sehr idyllisches, darum nicht minder tiefbegründetes Glück geben könne, da sie selbst ein solches an der Seite meines Vaters

durch ungefähr zwanzig Jahre genossen und sich noch als Wittwe mit dreihundert Thaler Gehalt glücklich fühlte; aber welche Mutter wünscht ihrem Kinde nicht noch mehr Glück, als sie selbst kennen gelernt? und sie dachte, besser ist besser und sicherer ist sicherer. Am Ende könne man ja, wenn man die Neigung habe, selbst mit großer Rente ein idyllisches Leben führen, ohne große Rente aber könne man Vieles nicht thun, was man vielleicht ja gerne thun möchte. Und das Geld ist eine so gewaltige Macht! Wie viel des Guten kann es bewirken, wenn es in die rechten Hände gelangt! Sie zweifelte übrigens nie daran, daß sich eine ungeheure Erbin eines Tages in meine ausgezeichneten Eigenschaften verlieben werde. Als ich vierundzwanzig Jahre zählte, und zu meinen ausgezeichneten Eigenschaften noch die ersten Keime eines künftigen Rufes, vielleicht Ruhmes als eines Gelehrten kamen, war sie erstaunt, daß ihre Hoffnungen sich nicht schon verwirklichten. In dem kleinen Landstädtchen, in welchem sie ihren Wittwengehalt verzehrte, erwartete sie jeden Posttag einen Brief, der den Poststempel der Universitätsstadt trüge und ihr die endliche Erfüllung ihrer Wünsche verkündigte.

Sonderbarerweise sollten die Dinge eine Wendung nehmen, wie sie die gute Mutter in der Einsamkeit ihres Städtchens ausgeträumt hatte.

Ich bewohnte die Universitätsstadt, welche zugleich ein großer literarischer Mittelpunkt war, und arbeitete fleißig an einem historischen Werke, das den Ruf, den ich mir mit einem ersten Buche bereits erworben, befestigen, wo möglich vergrößern, und mir endlich ein gutes Stück soliden Brodes, ich meine eine Professur, einbringen sollte. Eines Tages, da ich eben über meinen Büchern und Notizen saß, bringt mir mein Dienstmädchen ein kleines Briefchen, das so lautete: Dr. Edmund Born.

Lieber Freund!

Kommen Sie heute, ohne Umstände, auf einen Löffel Suppe. Wir haben einen lieben Gast, eine Freundin meiner Tante, Fräulein Zelinde Heil, eine sehr liebenswürdige, alte Jungfer, die viel gesehen, viel zu erzählen weiß und Ihre Bekanntschaft zu machen wünscht. Seien Sie liebenswürdig mit ihr. Hören Sie? — sehr liebenswürdig. Mündlich werde ich Ihnen sagen, warum ich Ihnen das empfehle und zwar auf die dringendste Weise. Wir essen heute um zwei Uhr. Also auf baldiges Wiedersehen

6. September.

Clara Michelsen.

Als ich das Briefchen erhielt, war Mittag bereits vorüber; das Landhaus der Hofräthin Michelsen

lag wohl eine halbe Stunde vor der Stadt; ich hatte also nicht viel Zeit, mich in Staat zu werfen. Das beunruhigte mich nicht; die gute Freundin meiner Mutter und meine vortreffliche Gönnerin nahm es mit mir nicht genau. Ich konnte bei ihr erscheinen wie ich wollte; außerdem handelte es sich ja um eine improvisirte Einladung auf's Land, und die Fremde war eine alte Jungfer. Auch gehörte ich zu der Classe der eleganten jungen Gelehrten und brauchte mich, um unter Menschen zu gehen, nicht erst von Monate altem Bücherstaub zu reinigen und Kleider hervorzusuchen, die nur für Besuche bei Regierungsräthen und Ministern bestimmt sind.

Im Landhause der Hofräthin Michelsen, die mich mit gewohnter Freundlichkeit und einem ungewohnten, räthselhaften Lächeln, zugleich mit einem, meine ganze Person prüfenden Blicke empfing, fand ich, nebst der zahlreichen Familie, nur noch einige alte Bekannte und jenes besagte Fräulein Zelinde versammelt. Diese gehörte zu den abgerundeten, lächelnden alten Jungfern mit vollen, immer noch jugendlich gerötheten Wangen; ihr Gesicht war voll Wohlwollen für alle Welt, besonders, wie es schien, für die Jugend, die sie nicht haßte, weil sie nicht mehr zu ihr gehörte; sie war eine jener unverheiratheten Matronen, die bei erster Bekanntschaft immer überraschen, weil sie alle

Vorstellungen, die man einer alten Jungfer entgegen beweist, auf das Angenehmste Lügen strafen und denen man, dankbar für die erlebte Enttäuschung, desto rascher und desto lieber mit Freundschaft entgegenkommt. Als ich eintrat, war sie eben in ein Gespräch verwickelt, aber sie brach es sofort ab, als mein Name genannt wurde, um mich mit Neugierde zu betrachten; später bemerkte ich, daß sie, immer mich beobachtend, während ich mit Andern sprach, unwillkürlich eine billigende, ja beifällige Bewegung mit dem Kopfe machte. Bevor man zu Tische ging, streifte die Hofräthin an mir vorbei und flüsterte mir zu: „Geben Sie der Fremden den Arm!" — Ich that es ohne jene Verdrießlichkeit, mit der man derartigen Anweisungen der Frauen vom Hause nachzukommen pflegt, welche bei solchen Gelegenheiten den Freunden gewöhnlich die unangenehmsten Pflichten der Höflichkeit zumuthen.

Fräulein Zelinde, meine Tischnachbarin, war sehr gesprächig; aber ich fühlte sehr wohl, daß sie es nicht mit altjüngferlicher Geschwätzigkeit war, oder um Wissen und Geist auszukramen; es war ihre offenbare Absicht, nur mich mittheilsam zu machen, um mich weiter kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke schlug sie die verschiedensten Saiten an, und sprach sie unter Anderem auch von meinem Buche, das sie

kannte und fragte sie nach den Arbeiten, die mich eben beschäftigten. Ich ließ mich mit Vergnügen verhören und gab gerne ausführliche Antworten; denn die ganze Art und Weise der guten Dame, wie das Interesse, mit dem meine liebe Freundin, die Hofräthin, manchmal zu uns herüberschielte, sagte mir, daß hinter all' dem etwas mir Günstiges stecken müsse.

„Ihr Name," sagte Fräulein Zelinde, an das Gespräch über meine Arbeiten anknüpfend, „wäre mir auch ohne Ihr Buch nicht unbekannt gewesen. Die Baronessen von Friedensborg haben mir mehr als einmal von den schönen Stunden erzählt, die sie mit Ihnen verbrachten. Sie denken mit Vergnügen daran, wie —"

„Die Baronessen Friedensborg?" fragte ich erstaunt.

„Gewiß," bestätigte Fräulein Zelinde, „sie haben Sie nicht vergessen."

„Mich — nicht vergessen?" fragte ich wie vorher. „Das muß ein Irrthum sein. Mein Fräulein, Sie verwechseln mich wohl mit Jemand anderm?"

„Sind Sie nicht Dr. Edmund Born?"

„Ganz richtig."

„Haben Sie nicht vor zwei Jahren eine Rheinreise gemacht und zwar an Bord des Rubens?"

„Eben so richtig.“

„Haben Sie nicht an Bord des Rubens die Bekanntschaft dreier liebenswürdiger junger Mädchen gemacht?“

„Nein! — ich erinnere mich nicht!“

Fräulein Zelinde ließ Messer und Gabel fallen und machte ein Gesicht wie ein Mensch, der eben eine große Täuschung erlebt, oder einen ganzen liebgewonnenen Plan in Scherben gehen sieht. Sie flößte mir wahrhaftes Mitleid ein, und ich hätte was darum gegeben, wenn ich mich besagter Baronessen hätte erinnern können, und dies um so mehr, als die gute Dame nicht nur schmerzlich getäuscht, sondern sogar beleidigt schien. Darum fragte ich weiter: „Woher waren diese Baronessen von Friedensborg?“

„Aus Kopenhagen!“ sagte Fräulein Zelinde und sah mich kaum mehr an dabei.

„Aus Kopenhagen!“ rief ich, „à la bonne heure!«

Auf diesen Ausruf wandte sich die gute Dame wieder mit einem Blicke frischer Hoffnung zu mir: „Also Sie erinnern sich? Sie hatten nur den Namen vergessen?“ fragte sie hastig.

„Ich erinnere mich eines alten Herrn aus Kopen=

hagen — ein kleiner Mann mit grauem Backenbart und dichten, sehr feinen weißen Haaren."

„Das ist der Vater, Baron von Friedensborg!"

„Ja," sagte ich, indem ich mir die Stirn rieb und mein Gedächtniß aufwühlte — und, ohne laut sprechen zu wollen, fügte ich hinzu: „ein Emporkömmling?"

„Ein sehr ehrenwerther Mann! ein ausgezeichneter Mann!" fiel mir Fräulein Zelinde in's Wort, sehr gedrückt und sehr rasch, wie um mich zurecht zu weisen und die beleidigende Bezeichnung mit lebenden Ausdrücken zu decken.

„O mein Fräulein, mißverstehen Sie mich nicht; ich wollte mit dem Wort nichts Beleidigendes sagen. Herr von Friedensborg hat den Ausdruck selbst von sich gebraucht; das fiel mir damals auf als ein interessanter Characterzug, und kam mir daher zuerst in's Gedächtniß und auf die Zunge. Auch will ich damit nichts Böses bezeichnen. Ich kenne sehr gut die Fehler und Lächerlichkeiten der Parvenus, aber ich finde sie meist nur in der zweiten Generation, in den Kindern der Parvenus; diese selbst flößen mir meistens einen gewissen Respect ein. Man kann sicher sein, daß ein Mann, der aus dem Nichts ein Vermögen schafft, ein Mann von Geist, von Character und Ausdauer und von unendlichen Hülfs-

mitteln sein muß, und wenn unter diesen Hülfsmitteln keine niedrigen sind, verdient ein solcher Mann alle Achtung, unter Umständen selbst unsere Bewunderung."

„Ein solcher Mann ist der Baron Friedensborg," versicherte Fräulein Zelinde.

„Als ein solcher erschien er auch mir; ich bewunderte seinen Verstand, seinen gesunden und graden Sinn; ich war erstaunt über die Masse von Erfahrungen, die sich in diesem Kopfe gesammelt, und die merkwürdige Einfachheit des ganzen Wesens, das er sich bei einem in den verschiedensten Verhältnissen bewegten Leben zu bewahren wußte. Was mir aber an dem Manne am meisten gefiel, war seine Freude an jedem Fortschritte, eine Freude, die wenige Menschen in seinem Alter zu empfinden vermögen, und endlich seine Achtung für Bildung und Wissen."

Das Gesicht der ältlichen Dame heiterte sich während dieser meiner Rede wieder auf.

„Sie haben den alten Herrn verstanden," sagte sie befriedigt; „wie Sie ihn hier schildern, so ist er in der That, und gerne sieht man bei ihm über manche Eigenschaft des Parvenus hinweg, ja man vergißt sie endlich gänzlich seiner wahrhaft großen Tugenden wegen; ja, was mehr ist, man vergißt bei ihm, daß er vielleicht hundertmal Millionär ist. Ich

lobe ihn gerne, aber noch lieber höre ich ihn loben. Er ist mein edler Freund, und seine Familie betrachtet mich als zu ihr gehörig. Ich habe die jungen Baronessen alle erzogen, ich war wie ihre Gouvernante, und Sie werden zugeben, daß ich Ursache habe, auf sie stolz zu sein."

Das war eine neue Verlegenheit. Ich konnte der alten Gouvernante kein Compliment machen, denn ich erinnerte mich nur dunkel, daß der alte Herr auf dem Dampfschiffe von einer zahlreichen Dienerschaft und einigen jungen Mädchen in Sommerhüten und grünen Schleiern umgeben gewesen. Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Es ist verdrießlich, daß ich Ihnen verrathen, in welch' gutem Andenken Sie bei den jungen Damen stehen, während Sie sich ihrer gar nicht erinnern. Ich habe die guten Kinder compromittirt. Vielleicht hätten sie Ihre Aufmerksamkeit wenigstens als eine Seltenheit auf sich gezogen, wenn Sie, Herr Doctor, gewußt hätten, daß jedes dieser Mädchen wenigstens zwanzig Millionen mitbekommt, denn solche Mädchen bekommt ein Mann Ihres Alters nicht alle Tage zu Gesichte."

Ich lachte auf: „Sie irren, mein Fräulein. Ich bereiste damals den Rhein, um römische Alterthümer aufzusuchen, und diese nahmen mein ganzes Interesse in Anspruch, den Rest des Interesses, dessen ich

noch fähig war, nahm der alte Herr hinweg, von dem ich wußte, daß er Kaufmann und Rheder gewesen, und der sich doch so warm und förmlich nach Belehrung lechzend, nach den Monumenten von Trier und Igel erkundigte."

Fräulein Zelinde schien von dieser Antwort sehr befriedigt. Am Ausdrucke ihres Gesichtes nahm ich wahr, daß ich etwas gesagt hatte, was ihr wichtig war. Sie versank in Nachdenken, aus dem sie erst erwachte, als die Stühle zurückgeschoben worden und man sich vom Tische erhob. Nachdem ich sie in das Wohnzimmer zurückgeführt, wo sich ihr einige Verwandte des Hauses näherten und mich von ihr trennten, winkte mir die Hofräthin, die sich in die Ecke an den Kaffeetisch gestellt hatte, und fragte mich mit leiser Stimme: „Hat sie Ihnen Etwas gesagt?"

„Wer?" fragte ich zurück.

„Nun, Ihre Tischnachbarin."

„Worüber? Sie machen ein bedeutungsvolles Gesicht — ich verstehe Sie nicht?"

„Sie hat Ihnen also nichts gesagt," murmelte die Hofräthin. „Sie haben ihr vielleicht nicht gefallen."

„Sehr möglich," sagte ich, gleichgiltig die Achsel zuckend.

Die Hofräthin verwies mir, den Kaffee einschenkend, meinen Leichtsinn. „Es handelt sich um nichts Kleines — es handelt sich um eine Heirath, und was für eine Heirath!“

„Mit wem? mit Fräulein Zelinde?“ rief ich mit komischem Entsetzen, daß die Hofräthin mit Kaffeeschenken einhalten mußte, um ihren Tisch nicht zu besprengen, da sie vor Lachen zitterte.

„Seien Sie kein Narr, Edmund, und scherzen Sie nicht, wo es sich um ein außerordentliches Glück handelt, in der That, um ein ganz außerordentliches Glück, um eine Partie, wie es deren wenige in Europa zu machen gibt.“

„Ah, ich merke,“ antwortete ich, „ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, da muß ich darauf gefaßt sein, daß mich alle Damen meiner Bekanntschaft unter die Haube bringen wollen. Das würde mich nicht wundern, man kennt ja die Leidenschaft, den Verheirathungsfanatismus der Frauen, aber daß Sie, verehrte Freundin, daran denken können, daß Sie mich so wenig kennen, um zu glauben, daß eine solche Art der Verheirathung, dieses Partiemachen bei mir angebracht sei, das, ich gestehe es —“

„Schon gut,“ unterbrach mich die Hofräthin, „wir sprechen noch davon.“

Sie nahm eine Tasse Kaffee und brachte sie selbst dem alten Fräulein, mit dem sie rasch einige Worte wechselte. Als sie sich ihr ab und mir zuwandte, sah sie mich mit einem vorwurfsvollen Blicke an, den ich nicht verstand. Ich war doch, ihrem Wunsche gemäß, gegen das Fräulein so liebenswürdig gewesen, als es mir möglich war. Aber ich verstand sie halb und halb, als sie mir im Vorbeigehen sagte: „Sie sind ein ungeschickter Mensch. Sich nach zwei Jahren eines alten Vaters und nicht dreier Töchter zu erinnern, deren Eine man sogar erobert hat! Ist das je vorgekommen?"

Nach einer Stunde war mir Alles um mich her räthselhaft; jetzt fing es an, in meinem Kopfe zu tagen, oder wenigstens zu dämmern. Es war zwischen den beiden Damen wohl ausgemacht, daß ich eine der zwanzigfachen Millionärinnen, deren ich mich ganz und gar nicht erinnerte, heirathen sollte. Eine derselben hatte ich, der Himmel weiß wie? erobert. Der Gedanke schmeichelte mir außerordentlich, zum Theil wegen der Eroberung an und für sich und zum Theil wegen der zwanzig Millionen. Zugleich mit dem Gedanken an diese schöne runde Summe flog mir der Gedanke an meine gute Mutter durch den Kopf; ich sah sie vor mir, wie sie bei der Mittheilung, bei der Nachricht von einer solchen Heirath

selig, überselig lächelte und dieses Lächeln trat auf meine eigenen Lippen. Ihr Traum verwirklichte sich auf eine mehr als glänzende Weise! Ich hatte in der That einen von Glück gesättigten Moment; aber die Wolke, die ihn verdüstern sollte, ließ nicht lange auf sich warten, denn jenem glücklichen Gedanken folgte bald der beleidigende, empörende: die mir Zugedachte ist wohl ein Scheusal, irgend ein Ausbund von Häßlichkeit! Diese alte Jungfer reist, um irgend einen armen Teufel auszuspähen, der ein solches mit zwanzig Millionen gerne in den Kauf nimmt. Wenn dem nicht so wäre, wozu brauchte man die alte Gouvernante zur Aufsuchung eines Bräutigams reisen zu lassen? Zwanzig Millionen haben fast genug Anziehungskraft, um mehr Freier herbeizulocken, als Penelope je bedrängten. Ich war entrüstet und am tiefsten empört gegen die Hofräthin, die mich doch kennen und wissen sollte, daß ich mich nicht so verkaufe. Ich eiferte mit ihr und sagte höhnisch: „Die mir Zugedachte schielt, ist blatternarbig, kahl und hat zwei Buckel!?"

Die Hofräthin verstand mich schnell, stand vom Stuhle auf, faßte mich am Rockknopfe und sagte leise aber mit Nachdruck: „Sie ist keine große Schönheit, aber sie ist hübsch, wohlgebildet, sehr unterrichtet,

sehr liebenswürdig, und hat das vortreffliche Herz, das die ganze Familie auszeichnet!"

Dann setzte sie sich wieder, sprach mit Einem ihrer Gäste und überließ mich meinem Nachdenken, das immer wirrer wurde und grübelnder. Um ungestört zu sein, zog ich mich in eine Fensternische zurück, wo ich durch einen Vorhang von der Gesellschaft getrennt war. In dieser Einsamkeit sah ich mich nach wenigen Minuten, vielleicht Secunden, in einem prächtigen Landhause — ein Landhaus schien mir von jeher der wünschenswertheste Besitz — in einem gewaltigen Bibliothekzimmer — in der Mitte dieses Bibliothekzimmers ein bequemer Pult mit Seitenklappen rechts und links, auf diesen große Bücherhaufen, und vor dem Pulte saß ich selbst, angeblickt von marmornen Büsten, die auf den Bücherschränken standen. Hart an der Bibliothek — ich sah durch die offene Thüre hinein — mein Antiquitätencabinet, ein wahres Museum, voll von griechischen, römischen, etruskischen, egyptischen, ja assyrischen Alterthümern. In einem gemüthlichen Winkel des Landhauses wohnte meine Mutter in einer bequem eingerichteten Reihe von Zimmern. Sie trat in meine Bibliothek und brachte mir mein Zehnuhrbrod, ganz wie zu Hause, wenn ich einige Wochen bei ihr zubrachte. Wie blühend und wie glücklich

sah die gute Frau aus; um zwanzig Jahre verjüngt. Die gute Luft meines Landhauses, am Ufer des Sees oder großen Stromes und der Anblick meines Wohlstandes thaten ihr sichtlich wohl. Dann war ich wieder fern von meinem Landhause; ich war auf Reisen, in Italien, in Griechenland, in Kleinasien und Syrien, überall, wohin ich mich bis jetzt vergebens gesehnt hatte, auf allen Punkten, die mich historisch interessirten oder deren Autopsie mich in meinen Arbeiten fördern konnte, indem sie mir Volkscharactere, Thaten und Ereignisse lebendiger vergegenwärtigte. Aber Derjenigen, der ich all' das Glück, all' diese Erfüllung meiner Wünsche verdankte, war in diesen schönen Träumen nicht die geringste Rolle zugedacht. Ich sah sie nicht im Landhause, sie saß nicht neben mir im Reisewagen, sie ritt nicht an meiner Seite über das Schlachtfeld von Marathon. Wie sollte sie auch? Ich kannte sie ja nicht; ich wußte nicht, ob meine Freuden ihre Freuden, ob mein Glück ihr Glück sei. Ich verglich dieses mein vereinsamtes Leben, das ich so eben im Traume durchgemacht, grade so, als ob ich noch Junggeselle wäre, mit dem Ideale, das ich mir sonst von der Ehe gemacht, diese mir gleichgiltige Person, deren Namen ich noch nicht einmal wußte, mit jener geliebten Freundin, der ich Alles anvertraute, mit der

ich Alles genoß, die sich in mich hineinlebte, meinen Secretär machte, sich an den schönen Formen der Berge und Buchten des Archipels, an den Säulen des Cap Colonne=Sunium mit mir freute, und — ich empfand den frühen Verlust einer so kostbaren Frau auf's Schmerzlichste und — ich kam mir selbst höchst erbärmlich vor. An Alles hatte ich gedacht bei dieser projectirten Heirath, nur nicht an meine Frau! Ich entdeckte einen schlechten Menschen in mir, und war eben im Begriffe, mir diesen schlechten Menschen auf's Lebhafteste auszumalen, als die Hof=räthin kam, sich über meine Zurückgezogenheit und Versenkung in mich selbst lustig machte und mich bat, mich meinen holden Gedanken auf einige Zeit zu entreißen, um die Gesellschaft in den Garten zu begleiten.

Zweites Capitel.

Als ich spät am Abend das Haus der Hofräthin verließ und Fräulein Zelinde an ihr Gasthaus begleitet hatte, fühlte ich mich so aufgeregt und von mir so neuen Gedanken bewegt, daß es mir unmöglich war, an die Arbeit oder zu Bette zu gehen. Ich trat gegen meine Gewohnheit in eine Bierkneipe, in der sich meine Bekannten, meist Docenten, zu versammeln pflegten. Unter diesen fand ich dort einen Freund, einen Docenten der Chemie, der, nebenbei gesagt, seit Jahren sich mit einer Geschichte der Alchymie beschäftigte, sich im Laufe der Zeit in seinen Gegenstand so vertiefte, daß er selbst Alchymist wurde, an die Kunst glaubte, den Stein der Weisen suchte, sich zu diesem Zwecke auf Reisen begab, auf Reisen und in Experimenten sein Vermögen verpuffte, und dann eben zu Grunde ging. Dieser Freund, der, wie man sieht, sich als Phantast enthüllte und sich in's Verderben stürzte, galt damals in unserm ganzen Kreise und bei Allen, die ihn kannten, für einen sehr

praktischen Mann, und vor Allem für einen höchst vortrefflichen Rathgeber. Wie alle Phantasten und Theoretiker, hielt er sich selbst dafür, glaubte, mit allen Freunden, daß er vor jeder Täuschung und Träumerei sicher sei, und daß er immer die wahrhaft nützliche Seite an einer Sache, Geschäft, Angelegenheit herausfinde, daß er das „Positive," „Reale" aus jeder Schaale herauszuschälen wisse. Mit diesem Freunde zog ich mich in einen stillen Winkel der räucherichen Stube zurück und setzte ihm nach kurzer Einleitung die Pläne auseinander, die man mit mir hatte und bat ihn um seinen praktischen Rath.

„Greif zu," rief er mit Kraft, indem er das Bierglas ergriff, „Du wärest ein Narr, ein Phantast, wenn Du es nicht thätest und irgend welche theoretische Bedenklichkeiten in Dir aufkommen ließest. Zum Teufel alle diese Theorieen, welche die modernen schönen Seelen ausbrüteten!"

Dann, als ob er sich der Leidenschaftlichkeit schämte, mit der er diese Worte ausstieß, stellte er das Glas wieder hin, nahm die Brille von der Nase und sagte im ruhigsten Tone: „Sieh, mein Freund, Du treibst Archäologie und Geschichte. Noch schwankst Du zwischen Beiden, aber ich prophezeihe Dir, daß Du, wenn Du erst etwas älter und praktischer geworden, Dich für die positivere Geschichte entscheiden wirst.

Nun kann man heute unmöglich Geschichte schreiben, ohne Renten, ohne bedeutende Renten; man saugt sich heute nicht mehr die Geschichte aus den Fingern. Man muß reisen können, man muß sich in den verschiedensten Hauptstädten der Bibliotheken und Archive wegen aufhalten, man muß die Schauplätze sehen und Secrtäre und Copisten bezahlen können. Man muß Jahre und Jahre ohne Sorgen und Mangel vor sich haben, um zu sammeln und das Gesammelte zu verarbeiten. Kannst Du das Alles ohne Renten? Nichts kannst Du ohne Geld, nicht einmal schön schreiben, denn man schreibt nur schön, wenn man mit Ruhe schreibt, wenn man Zeit hat, sein Manuscript dreißigmal über den Haufen zu werfen. Man sagt, daß man dem Style den Character des Schriftstellers ansieht: ich sage, daß man dem Style die Renten ansieht. Renten, mein Freund, Renten! Du hast offenbar Talent, aber nichts wirst Du leisten ohne Renten. Es ist Deine Pflicht, Dein Talent fruchtbar zu machen und etwas zu leisten, also ist es Deine Pflicht, Renten zu haben, oder, wenn Du sie nicht hast, Dir solche zu verschaffen."

So sprach mir der Chemiker noch lange. Er hielt es für Pflicht, mir meine sentimentalen Scrupel auszutreiben und er brachte es wenigstens dahin, daß ich mir sagte, alle praktischen Menschen müßten

eine Heirath, wie die projectirte, gut heißen. Freilich war mir noch nicht bewiesen, ob die praktischen Menschen immer Recht hatten.

Fräulein Zelinde blieb noch zwei Tage in der Universitätsstadt und ich machte ihren Cicerone, da sie die Hofräthin in meiner Gegenwart versicherte, daß ich es mit besonderem Vergnügen thäte. Anfangs war ich etwas verdrießlich über das mir aufgebürdete Amt, aber während unserer Wanderungen von Merkwürdigkeit zu Merkwürdigkeit, gewann ich die alte Dame mehr und mehr lieb. Sie war so jung von Herzen, so theilnehmend und empfänglich für alles Schöne, voll Wohlwollen für Jedermann, und dabei, trotz einer gewissen Würde, die ihr Ausdruck und graue Haare gaben, ein guter Camerad, der auch einen Scherz verstand und nicht im Geringsten prüde. Eine Entdeckung aber machte sie mir besonders lieb und erklärte mir zugleich — abgesehen von dem Heirathsplan — die ungewöhnliche, die auffallende Wärme, mit der sie mir von Anfang an entgegen kam.

Nachdem wir schon Stadt und Vorstädte durchlaufen hatten — am zweiten Tage unserer Wanderungen — an Gallerieen, Monumenten und Sonderbarkeiten nichts mehr zu sehen war, spazierten wir behaglichen Schrittes durch die Anlagen, welche

die Stadt umgeben, und vertieften uns in eine Seitenallee, die in ein Wäldchen führt und in ihrer Fortsetzung durch die Einsamkeit der alten Lindenbäume der Philosophenweg heißt. Fräulein Zelinde setzte sich auf eine der Rasenbänke, und kaum hatte ich neben ihr Platz genommen, als sie, und zwar vielleicht zum sechsten Male seit zwei Tagen, wieder von meiner Aehnlichkeit mit meinem seligen Vater zu sprechen und mich zu versichern begann, daß sie ihn sehr wohl gekannt habe. Ich sah sie etwas erstaunt an, denn die Hartnäckigkeit, mit der sie stets auf dieselben Worte zurückkam, ohne etwas hinzuzufügen, fiel mir auf und brachte mich sogar in Verlegenheit, da ich am Ende auf diese Bemerkungen nur mit einem stereotypen Lächeln zu antworten wußte. Fräulein Zelinde aber war diesmal ausführlicher, und als ob sie fühlte, was ich über diese Art denken müsse, sagte sie: „Ja, ich habe ihn gekannt und er spielte eine große Rolle in meiner Jugend!“ dann schwieg sie einen Augenblick und fügte hinzu: „Nicht nur in meiner Jugend, ich kann wohl sagen in meinem Leben!“

Ich ahnte, was kommen sollte, ob sie es nun aussprach oder verschwieg. Aber sie verschwieg es nicht: „Lieber Doctor,“ sagte sie, „ein halbes Jahrhundert ist über mich dahingegangen, und mehr als

ein ganzes Jahrhundert scheint es mir, daß ich mit Ihrem Vater getanzt, geplaudert und geschwärmt habe — warum soll ich es heute und dem Sohne nicht sagen dürfen, daß ich ihn geliebt habe?"

Bei diesen Worten lächelte sie sich eine Jugend in's Gesicht, deren Abglanz auch die grauen Locken vergoldete.

„Es war ein herrlicher Mann," sagte sie dann etwas leiser und mit einer Verschämtheit, die für die Jugend und Reinheit dieses alten Herzens zeugte, „und man darf stolz darauf sein, ihn geliebt zu haben. Ich habe seines Gleichen nicht wieder gesehen!"

Sie sah in diesem Augenblicke so rührend aus, eine so milde Sehnsucht lag in ihrem Blicke, und in ihrer zitternden Stimme noch so viele treue Liebe, daß ich sie hätte umarmen können. Ich ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. Sie lächelte und stand auf, um den Spaziergang fortzusetzen und um mir weiter von meinem Vater zu erzählen. Sie erinnerte sich jedes Wortes, das er zu ihr oder in ihrer Gegenwart gesprochen, sie beschrieb ihn, wie er gekleidet war, wie er sich bewegte, welche Gewohnheiten er hatte; sie hatte die kleinste Einzelheit nicht vergessen, und das Bild des theuern Mannes, den ich in meinem zwölften Jahre verloren hatte, stand

lebendig vor mir und ich beklagte in meinem Innern, wie ich so oft bei den Erzählungen meiner Mutter gethan hatte, des Rathes, der Stütze, des Beispiels eines solchen Vaters entbehrt zu haben. Dieses Gefühl, sowie das Geständniß des alten Fräuleins, stellte im Laufe einer Stunde zwischen uns eine größere Innigkeit her, als der Umgang der letzten drei Tage; wir sprachen bald wie zwei Anverwandte zusammen, und waren fähig, einander Alles zu sagen und ohne jede Zurückhaltung.

Den Abend nahm ich den Thee mit ihr auf ihrem Zimmer. Es war schon spät und ich machte Anstalten zum Aufbruch, als sie mich an der Hand nahm und noch einmal auf's Sopha zurückzwang.

„Ich kann Sie nicht gehen lassen, lieber Freund," sagte sie, „ohne über ein Etwas, das zwischen uns Beiden, und das wir Beide noch nicht berührten, gesprochen zu haben. Ich weiß, daß Ihnen die Hofräthin von dem theilweisen Zwecke meiner Reise mehr verrathen, als ich Anfangs gewünscht hätte; sie glaubte Ihnen als Freundin hinter meinem Rücken einen Wink geben zu müssen, damit Sie nur Ihre guten Eigenschaften vor mir glänzen lassen. Indessen bin ich über diesen Verrath nicht böse, da ich damit die Erfahrung machte, daß Sie sich trotzdem zu keiner Heuchelei verleiten ließen, und ich den Muth

gewonnen habe, mit Ihnen vollkommen aufrichtig zu sein, ohne die geringste Angst, eine mir sehr liebe Person vor Ihnen bloßzustellen."

Es wurde mir etwas unbehaglich zu Muthe, da Fräulein Zelinde eine Zeitlang schwieg, als ob sie sich eine Rede zurecht legen wollte; ich fühlte, wie sich die Aufregung, die ich vom Tage des Diners bei der Hofräthin empfand, wieder in mir vorbereitete; es war mir, als rückte eine Entscheidung, oder wenigstens das Vorspiel zu einer Entscheidung, an mich heran. Die alte Dame fuhr nach wenigen Minuten fort und ich war ganz Ohr als sie so begann: „Ich muß Ihnen vor Allem sagen, daß meine Stellung im Hause des Barons Friedensborg die intimste, die vertrauteste ist. Ich war nie, wie man meint, die Gouvernante der Kinder; ich war stets und von frühester Jugend an die innigste Freundin der Frau von Friedensborg, die aus derselben Stadt stammt wie ich. Als ihres Mannes Verhältnisse einen so glänzenden Aufschwung nahmen und ihre Familie sich vermehrte, lud sie mich ein, zu ihr nach Dänemark zu kommen und ihr bei Erziehung ihrer Kinder behülflich zu sein. Ich folgte dieser Einladung mit größter Freude; entschlossen, mich nie zu verheirathen, fand ich dort die Gesellschaft der liebsten Freundin, ein Familienleben, nachdem ich mich trotz

meinem Entschlusse immer sehnte, und Pflichten, die mir ein Altjungferleben zu einem nicht verfehlten Leben machten. Ich war in der Familie glücklich; ich erzog die vier Töchter, als wären es meine eigenen Kinder, im Verein mit der Freundin, welche diese Gemeinschaftlichkeit nur noch inniger mit mir verband. Von dem großen Leben, das Herr von Friedensborg, von seinen Verhältnissen gezwungen, führen mußte, blieben wir in der Familie beinahe unberührt; die Kälte der äußeren Welt drang nicht durch die Thüren, hinter denen wir uns liebten, arbeiteten, erzogen und erzogen wurden. Das Vermögen des Herrn von Friedensborg wuchs in wunderbarer Weise; wir aber wären bei einem kleinen Bruchtheil dieses Vermögens eben so glücklich gewesen. Ein Opfer aber hat uns der Reichthum doch gekostet, und zwar ein namhaftes Parvenuopfer, wie es beinahe jede Emporkömmlingsfamilie zu bringen hat. Die älteste der vier Töchter, ein liebenswürdiges und geistvolles Geschöpf, konnte sich, trotz allem Geist und einem vortrefflichen Herzen, den Schwächen der Emporkömmlinge nicht entziehen; sie wollte in der aristokratischen Welt, zu der ihr Vater den goldenen Schlüssel besitzt, einheimisch werden; sie wollte wirklich sein, was ihr Vater dem Namen nach war, eine Aristokratin; sie wollte glänzen und heirathete

zu diesem Zwecke einen glänzenden Namen, den Grafen Kerksteen. Sie mußte bald die Erfahrungen machen, die solchen Ehen immer bevorstehen. Ein Theil ihres Vermögens bezahlte die Schulden, ein anderer Theil die Vergnügungen, die der Graf außer dem Hause suchte. Zum Glücke tröstete sich die Gräfin über ihre Täuschungen mit zwei reizenden Kindern, mit denen sie zu ihrem Vater zurückkehrte, und mit der Liebe ihrer Familie, während der Graf, von einer Pension seines Schwiegervaters lebend, seine Zeit in Paris und in den deutschen Bädern verbringt. Sie werden solche Verhältnisse schon kennen gelernt haben und erlassen mir die nähere Schilderung. Die Erfahrung ist für die Familie nicht verloren und nichts steht ihr heute ferner als der Gedanke, wieder irgend einem ruinirten Adeligen voll nobler Passionen ein treffliches Weib zur Vernachlässigung und ein kolossales Vermögen zur Verschwendung hinzugeben. Die drei unverheiratheten Töchter sind fest entschlossen, nur solche Männer zu wählen, welche die Bürgschaft des Glückes nur in Bildung und Character bieten. Sie haben selbst etwas Rechtes gelernt, sie wissen vor Allem Geist und Talent zu schätzen; der Name, den sich der Mann selbst mit Talent in Kunst oder Wissenschaft erworben oder erwerben kann, ist ihnen mehr werth,

als der glänzendste angeborne Titel. Der Vater läßt ihnen vollkommen freie Wahl; seine echt bürgerliche Natur war von jeher gegen die adeligen Heirathen; sein offener Sinn schätzt das Wissen, das er sich selbst in seiner Jugend nicht hatte erwerben können, und Reichthümer braucht er bei seinem Schwiegersohne nicht zu suchen, da schon der Theil seines Vermögens, den er jeder seiner Töchter mitgibt, an sich ein großes Vermögen ausmacht. Freilich," fügte Fräulein Zelinde dieser Auseinandersetzung lächelnd hinzu, „freilich wollen meine Fräulein Friedensborg auch etwas geliebt sein."

Grade dieses letzten Satzes wegen wußte ich nicht, was zu sagen und schwieg, bis Fräulein Zelinde wieder begann: „Ich will sehr kurz sein, und ich glaube Ihnen nur ein Compliment zu machen, wenn ich ohne Umschweife mit der Thüre in's Haus falle: Sie wären ein Mann, wie ihn meine Zöglinge träumen."

„Ich?" rief ich, in der That überrascht, obwohl ich voraus wußte, was meine Freundin sagen würde.

„Ja! Sie! und zwar für Helene, die älteste von den Dreien. Sie hat Sie auf dem Rheindampfschiffe kennen gelernt, Sie haben ihr gefallen, sie hat oft mit Interesse von Ihnen gesprochen und sie empfand einen gewissen Stolz, als sie von Ihnen in den Zei=

tungen las, Sie überall rühmlichst erwähnt sah, und als sie Ihr Buch kennen lernte. Ich faßte die Sache mit Wärme und Ernst auf, weil — nun weil Sie der Sohn Ihres Vaters sind; ich sagte mir, daß, wenn Sie Ihrem Vater nur entfernt ähnlich sind, meine Helene gut gewählt hat, und ich sehe nicht ein, warum man mit Vernunft nicht fortsetzen sollte, was schon der Zufall so vernünftig angefangen. Ich reiste, und so reiste ich hierher, um Sie kennen zu lernen, und da ich Sie nun kenne und die Hofräthin mir meine Aufgabe erleichtert hat, will ich Sie veranlassen, uns in Kopenhagen zu besuchen. Es ist zwar nicht schmeichelhaft, daß Sie sich Ihrer Reisegefährtinnen ganz und gar nicht erinnern, und hat mich diese Entdeckung Anfangs etwas stutzig gemacht, aber bei näherer Ueberlegung gefiel es mir, daß Sie sich um solche Erbinnen so wenig kümmerten. Lernen Sie aber meine Helene kennen und ich bin überzeugt, daß Sie an ihr ein treffliches Geschöpf finden, und daß ich dann für das Glück zweier Menschen gesorgt habe."

Jetzt, da mir die Angelegenheit näher rückte, da die Verwirklichung sich so zu gestalten begann und klare Worte darüber gewechselt werden sollten, war ich ganz wieder der Mensch, der ich vor Ankunft des alten Fräuleins gewesen. Ich hörte aus

ihrer Rede nur eine Art geschäftlichen Antrags heraus. Wie schön auch ihre Auseinandersetzungen klangen, wie schmeichelhaft selbst bis zu einem gewissen Grade, ich sagte mir, daß selbst zwei Kornwucherer, wenn sie eine Heirath arrangiren, das Geschäft zu vergolden und so zu sagen zu idealisiren streben. Man sagt sich bei solchen Gelegenheiten nie: machen wir ein Geschäft, einen Kauf und Verkauf, einen Handel; man sucht immer edlere Motive geltend zu machen, um sich vor sich selbst zu entschuldigen. Etwas schroff, aber entschieden, antwortete ich, ohne auf Einzelnheiten in der Rede der alten Dame einzugehen: „Ich werde nie eine Geldheirath machen!"

„Das weiß ich," sagte Fräulein Zelinde mit einer Raschheit, die mir wohlthat, „aber," fügte sie hinzu, „aber Sie werden auch ein liebenswürdiges Mädchen nicht verschmähen, nur weil sie reich ist, oder weil Leute, die Sie nicht kennen, sagen könnten, daß Sie eine Geldheirath gemacht haben. Sie werden die Leute reden lassen. Oder glauben Sie nicht, daß ein rechter Mann so viel werth ist, wie das größte Heirathsgut seiner Frau?"

„Ja — das ist Alles recht und gut," erwiederte ich, „aber es ist etwas Anderes, ein reiches Mädchen heirathen, weil man es liebt, und etwas ganz An-

deres, sich zu einer Heirath mit einem Mädchen zu entschließen, oder sich nur dafür auszusprechen, oder das Mädchen aufzusuchen, von dem man das Eine gewiß weiß, daß es reich ist, aber ganz und gar nicht, ob es je lieben werde."

„Ganz richtig," lächelte Fräulein Zelinde, „aber man verlangt ja auch nichts anderes von Ihnen, als daß Sie den Versuch und die Erfahrung machen. Sie sollen nichts anderes thun, als was ich von der andern Seite gethan habe: zusehen, ob dem Zufall einiger Verstand abzugewinnen ist. Was mich betrifft," sagte sie mit einer etwas komischen, doch überaus schmeichelhaften Verbeugung, „so habe ich diesen Zufall außerordentlich vernünftig befunden. Sie haben nur eine Reise nach Kopenhagen zu machen. Damit ist allerdings nicht jedes Ziel erreicht; Sie müssen sich nicht einbilden, daß dann Alles abgemacht ist; meine Helene will, wie gesagt, auch sehr herzlich geliebt sein, und es wird Zeit und einer wahrhaftigen Liebe bedürfen, um Sie daran glauben zu machen. Dann haben Sie sie erst recht zu erobern, denn das Gefallen, das sie auf dem Dampfschiff an Ihnen gefunden, reicht nicht aus, um dem vernünftigen Mädchen einen genügenden Grund zur Verheirathung abzugeben. Sie haben also in Kopenhagen zu thun, viel zu thun. Wenn Sie zu den

Menschen gehören, denen nur das einen hohen Werth hat, was sie mit großer Mühe erringen, so prophezeihe ich Ihnen, daß Ihnen Helene sehr werth wird. Oder wollen Sie," fragte die alte Dame ironisch lächend, „daß Helene hierher komme und sich von Ihnen betrachten lasse?"

Ich lachte und wir sprachen von nun an, bis spät nach Mitternacht, gemüthlicher über die Sache; dennoch konnte ich mich nicht entschließen, sie die Reise nach Kopenhagen als eine ausgemachte Sache betrachten zu lassen. Selbst als sie am andern Morgen schon im Postwagen saß und mir im letzten Momente noch die Hand entgegenstreckte, mit den Worten: „Also Sie kommen?" schlug ich zwar ein, konnte aber ein Ja nicht über meine Lippen bringen.

So eigenthümlich ist das Leben gestaltet, daß der beste Mensch unser böser Dämon werden kann. Der dreitägige Umgang mit der guten alten Jungfer ließ in meinem Herzen eine ganz gewaltige Unruhe zurück; ja, ich war nach ihrer Abreise sogar unglücklich, wie ich es niemals vorher gewesen. Es war mir unmöglich, mit demselben Behagen, wie ehemals, an die Arbeit zu gehen und mit derselben Ausdauer bei ihr zu verharren. Oft mitten in der Arbeit überfielen mich meine Träume von den zwan=

zig Millionen und nahmen mir, ohne daß ich es gewahr wurde, ganze Stunden hinweg, wohl aber gewahrte ich, daß mir Tage und Wochen vergingen, ohne daß mich ein Fortschritt erfreut hätte, wie er mich sonst oft nach wenigen Tagen beglückt hatte.

Vor Jahren einmal, als dreizehnjähriger Gymnasiast, hatte ich von meinem Pathen das Loos einer Güterlotterie zu meinem Geburtstage geschenkt erhalten und mit dem Loose die Abbildung des prächtigen Schlosses, welches der glückliche Gewinner sammt zweimalhunderttausend Gulden erhalten sollte. Von meinem Geburtstage bis zur Ziehung vergingen einige Monate, und ich war während dieser ganzen Zeit der schlechteste Schüler meiner Classe. Ich lernte nichts mehr, ich dachte nur an mein Schloß, dessen Bild ich über mein Bett geklebt hatte, und hielt mich für einen gemachten Mann, der nichts mehr zu lernen brauchte. Erst die Ziehung befreite mich von diesem Alp, der mich um mehrere Monate Arbeit gebracht und beinahe zu einem trägen Jungen gemacht hatte. Mit Scham dachte ich nun oft an jenen Knaben, da ich mir eingestehen mußte, daß der Mann die größte Aehnlichkeit mit ihm hatte. Raffte ich mich endlich auf, kam ein Brief des alten Fräuleins, der mich auf's Neue in die träumerische Unruhe und Trägheit zurückwarf, denn ich war in be-

ständiger Correspondenz mit Fräulein Zelinde, und ihre Briefe schilderten so lebhaft, daß ich bald die ganze Familie Friedensborg so genau kannte, als ob ich in ihrer Gesellschaft aufgewachsen wäre, und daß mir der Ueberfluß des Daseins, aus dem heraus sie ihre Briefe schrieb, überaus gegenwärtig wurde und sich aller meiner Sinne bemächtigte. Ich sehnte mich in dieses Leben hinein, wie nach den glückseligen Inseln. Ich fühlte, daß ich der Zerstreuung bedurfte, wenn ich nicht in unfruchtbare, für den Geist so verderbliche Phantasieschwelgerei versinken wollte, und ich ging viel in Gesellschaften, auf Bälle und Soireen. Zu meinem größten Erstaunen und halb und halb zu meinem Schrecken machte ich die Bemerkung, daß ich gegen die Reize der schönsten Tänzerinnen, der verführerischsten Frauen beinahe unempfindlich war, ich, der ich sonst keinen Ball ohne eine kleine Verliebtheit verlassen. Meiner Theilnahme bemächtigten sich vorzugsweise die Gespräche über Heirath, und da ich diesem Gegenstande zum ersten Male meine Aufmerksamkeit widmete, machte ich die Erfahrung, daß sich vorzugsweise die sogenannten Partieen des Beifalls der Welt zu erfreuen haben, und daß man von Heirathen aus Liebe zwar wie von etwas Interessantem, aber ungefähr wie von einer Novelle spreche, als von etwas, was nicht ganz der Wirk-

lichkeit angehöre und das man nicht als „in der Regel" betrachte. Bei mehreren Gelegenheiten lobte man sogar die neue Mode der reichen Heirathen, die um diese Zeit in der literarischen Welt einriß, als höchst nützlich und praktisch, da die Literatur Geld brauche und nie unabhängig werden könne, wenn sie nicht auf eigenem Capital beruhe. Ein berühmter deutscher Romandichter sagte mir einmal mit dem Ernst, den er seinen edlen Vätern und gewiegtesten Figuren zu geben pflegt: „Es sind mehrere reiche ästhetische Jüdinnen hier, die nur Gelehrte oder Dichter heirathen wollen; Sie sollten sich eine solche nicht entgehen lassen!" Vielleicht nahm man mich in Folge meines weltlichen Lebens überhaupt für einen Heirathscandidaten, denn im Laufe des Winters kamen mir mehrere wohlmeinende Freunde und ältere Freundinnen mit mehr oder weniger klaren Andeutungen und Anträgen; aber wie kleinlich erschien mir Alles, was mir in dieser Stadt als „gute Partie" gerühmt wurde. Alle glänzenden Schilderungen und Anpreisungen konnten mir nur ein mitleidiges Lächeln ablocken.

Meiner Mutter schrieb ich nichts über die Vorgänge und beschwor die Hofräthin, ihr die kopenhagener Projecte gänzlich zu verheimlichen. Ich wußte, mit welchem Eifer sie die Sache auffassen

würde, mit um so größerem Eifer, als sie in ihrer mütterlichen Einbildung sofort überzeugt wäre, daß nur eine so außerordentlich glänzende Heirath meiner würdig sei, und ich wußte, welchen Kummer ihr eine endliche Täuschung verursachen würde. Doch war ich es, der ihr das ganze Geheimniß verrieth. Ich besuchte sie, wie alljährlich, zu Weihnachten; es erwartete mich, wie immer, auch diesmal ein Weihnachtsbaum, und an diesem Weihnachtsbaum hingen Geschenke, deren Erwerb bei ihrem kleinen Einkommen monatelange Ersparniß und Entbehrung voraussetzte. Ich war gerührt und beschämt, denn ich war mit leeren Händen gekommen; meine Zerstreuung der letzten Wochen hatte mich nichts erwerben lassen. Ich wollte ihr aber doch eine Freude machen, und am Fuße des Weihnachtsbaumes erzählte ich ihr von Fräulein Zelinde, von Kopenhagen, von der Familie Friedensborg und von den Aussichten, und belegte meine Erzählung mit einzelnen Stellen aus den Briefen meiner alten Freundin. Die gute, alte Mutter! Ihre sanften blauen Augen überstrahlten die Weihnachtskerzen; diese strahlenden Augen sahen bereits das Fernste ganz in naher Wirklichkeit; sie ließ keinen Zweifel, keinen Widerspruch, keine Bedenklichkeit mehr aufkommen, sie konnte während der Zeit meines Aufenthaltes von nichts Anderem mehr

sprechen, als von meiner demnächstigen Heirath mit der Baronesse von Friedensborg.

In die Universitätsstadt zurückgekehrt, lebte ich nun zwischen zwei Frauen: den Briefen Zelindens und den Briefen meiner Mutter, die mich nicht mehr zur Ruhe und zur Vergessenheit des Gegenstandes kommen ließen. Gezwungen, mich fortwährend mit dem Gedanken zu beschäftigen, ja mich freiwillig immer mehr in denselben hineinlebend, wurde er mir unerträglich, wie ein überreifer Plan, der nach Ausführung schreit.

Ich war bereit, mich lächerlich zu machen, und mitten im Winter die Reise nach dem kalten Norden anzutreten — aber es fehlte mir glücklicherweise an Geld! Die Reise kostet Geld, der Aufenthalt in einer Hauptstadt kostet Geld, und endlich sollte ich dort in einer reichen und eleganten Welt leben, mußte also selbst wenigstens als ein eleganter junger Gelehrter auftreten und vor den kleinen Demüthigungen sicher sein, denen der philosophischste arme Teufel in Gesellschaft von Millionen ausgesetzt ist, da er oft gezwungen ist, Ausgaben zu machen, die die Anderen für nichts achten, ihn aber in die größten Verlegenheiten bringen, die er dann noch verbergen muß. Meine Arbeit, von der ich ein hübsches Einkommen

hoffte, war vernachlässigt und wenig vorgerückt; aber nunmehr ging ich mit frischem Eifer daran, oder besser gesagt, mit Hast. Sie mußte um jeden Preis fertig werden. Zum ersten Male in meinem Leben arbeitete ich um Geld, und im April zahlte mir mein Buchhändler eine schöne Summe aus.

Drittes Capitel.

Aber obwohl ich für Geld arbeitete, fiel mein Werk, Dank der Vorarbeiten, die noch meiner besseren Zeit angehörten, zu meiner Zufriedenheit aus; auch hatte ich mich im Laufe der Arbeit in meinen Gegenstand so vertieft, daß alles Andere darüber in den Hintergrund trat, und dieser Umstand, verbunden mit der Genugthuung, die eine vollendete Arbeit immer gewährt, machte, daß ich, als ich mich vom Pulte erhob, wieder den alten Menschen in mir fand. Ich dachte wieder nur an meine Wissenschaft; ich empfand wieder, daß die höchsten Genüsse für mich nur in ihr und in der Arbeit beruhen, und ohne große Selbstüberwindung hätte ich die Reise nach Kopenhagen gänzlich aufgeben können. Mittlerweile aber war meine Mutter, die an keinem historischen Werke arbeitete und die sich nur, nach ihrer Art, mit dem Glücke ihres Sohnes beschäftigte, mit dem Gedanken an meine glänzende Heirath so verwachsen, daß sie

mir von nichts Anderem mehr sprechen konnte. Ihre Briefe wurden immer dringender, je mehr sich der Frühling und meine Arbeit der Vollendung näherte. Zuletzt, da sie meine Kaltblütigkeit sah, war sie nahe daran, mich für frivol, oder wahnsinnig, oder für eine Art von Selbstmörder zu halten, der freiwillig sein schönes Leben zerstört, ohne Rücksicht auf den Kummer seiner Angehörigen. Es ist aber sehr gefährlich, alten Leuten eine Lieblingsidee zu entziehen, wenn sie so sehr mit ihr eins geworden; es kann da leicht gehen, wie mit dem Stützbalken eines alten Hauses. Man entferne ihn und das alte Haus bricht zusammen. Ich fing an, ernstlich für meine Mutter besorgt zu werden, und da sie selbst eines Tages in meine Stube trat, hatte ich ihr eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft das Wort gegeben, die Reise nächstens anzutreten. Es ging nun an ein Einkaufen und Ausstaffiren meiner Person, was meiner Mutter so große Freude machte, als ob es sich um meine Ausstattung handelte, und sie hätte ihren armen Schmuck, das letzte Andenken meines Vaters, verkauft oder ins Leihhaus getragen, als die Hälfte meines Honorars erschöpft war, wenn ich ihr nicht Aussichten auf neue Einkünfte vorgespiegelt und versprochen hätte, mich im Nothfalle an sie und den Rest ihres Vermögens zu wenden, um die Sache ja

auf würdige Weise zu Ende zu führen, und nicht am Mangel einiger hundert Thaler scheitern zu lassen.

Und so sahen mich denn die letzten Tage des Wonnemonats auf der Reise nach Norden, und endlich zwischen den Inseln des dänischen Archipels an Bord des Dampfers Prinzeß glücklich dahin steuern. An Bord befanden sich mehrere Familienväter, davon einige mich freundlich anredeten; ich erwiederte ihre Freundlichkeit in erhöhtem Grade, und sah mich unwillkürlich um, ob sie nicht Töchter mit sich führten. Aber es wiederholt sich nichts im Leben ganz auf dieselbe Weise, und so kam ich auf der Höhe von Kopenhagen ohne neue Bekanntschaft und ohne Abenteuer an. Das baltische Meer ist in dieser Jahreszeit zwischen diesen Inseln so blau wie die südliche See, und Kopenhagen in seinem Kranze üppigster und frischester Vegetation spiegelt sich in diesen Wässern und bietet sich dem Anblicke des Seefahrers auf eine wahrhaft zauberische Weise. Mit meinen archäologischen Studien war mein Gedanke immer dem Süden zugewendet, und mit der Einseitigkeit des Fachmenschen glaubte ich, daß die Schönheit erst an den Grenzen jener Länder beginne, die die Heimat der antiken Kunst sind. Ich bat dem Norden meine Ungerechtigkeit ab und sagte mir, daß man hier auf schöne Weise leben und glücklich sein könne, und ich fühlte

mich in dem Augenblicke so heiter, als ob ich, ahnungsvoll, einem Glücke entgegen ginge.

Wie ein Eroberer und voll Gewißheit, daß Alles gut gehen müsse, sprang ich an's Land und schlenderte dem Hotel d'Angleterre, dem ersten Gasthofe der Stadt, entgegen. Doch erwartete mich bei meiner großen Unternehmung bereits eine Unannehmlichkeit oder ein Hinderniß. Fräulein Zelinde, die mir rathen, mich führen und steuern sollte, war abwesend; sie hatte eine kranke Anverwandte nach Nizza begleitet, wo sie mehrere Monate, vielleicht über ein Jahr, bleiben sollte. Ich mußte mich, anstatt von ihr vorgestellt zu werden, in das Haus Friedensborg, mit einem Briefe von ihr an den Baron, selbst einführen. Aber früher wollte ich mich ein wenig in der Stadt orientiren und über die Friedensborg etwas aus anderem als befreundetem Munde hören. Ich besuchte mehrere Gelehrte und unter diesen einen gewissen Dr. Bille, mit dem ich in Leipzig studirt und ziemlich befreundet gewesen, und ich brauchte, während er mit mir die Stadt durchwanderte, nicht viel Diplomatie anzuwenden, um das Gespräch über Handel, Reichthum und die einflußreichen Männer des Staates auf die Friedensborg zu bringen. Der Name kam immer wieder maßgebend vor, so bald von irgend welcher kommerziellen oder sozialen Seite des Lebens

die Rede war. Von den Töchtern des Hauses wußte man nur Gutes zu sagen, man lobte sie als gebildet und wohlthätig, man gestand ihnen alle Tugenden zu, die man gewöhnlich deutschen Mädchen zuzuschreiben pflegt, nur wollen sie, sagte Dr. Bille, hoch hinaus und haben sie, wie alle Kinder großer Parvenus, aristokratische Mucken. Die älteste hat einen Grafen geheirathet; da der Vater seitdem noch reicher geworden — man sagt, er besitze jetzt über hundert Millionen — werden die jüngeren nur noch Fürsten heirathen wollen. — Ich lächelte in mir und dachte: das, lieber Freund, weiß ich besser, und wird man in einiger Zeit den Fräulein Friedensborg vielleicht auch diesen letzten Vorwurf nicht machen. Ich fühlte mich sogar gedrungen, sie schon jetzt in Schutz zu nehmen, was mein Freund als ein Zeichen allgemeinen Wohlwollens hinnahm.

Am nächsten Morgen mußte endlich der schicksalsvolle Weg angetreten werden, der Weg, auf den ich mich den ganzen vorhergehenden Tag vorbereitete, indem ich fortwährend in Gedanken: iras ingens iterabimus aequor citirte. Herr von Friedensborg empfing männliche Besuche von zehn Uhr Morgens an, aber schon vor sechs Uhr war ich aus dem Bette, und schon um acht Uhr fix und fertig. Die Familie wohnte auf dem Lande, zwischen der Stadt und dem

reizenden Bade Klampenborg, in einem Landhause, dessen Gärten vorn bis an's Meer liefen, rückwärts sich als Park in den herrlichen Buchenwäldern des Thiergartens und Klampenborgs verloren. Man hatte es mir gleich nach meiner Ankunft als eine Merkwürdigkeit, weil es dem Baron gehörte, und als eine der schönsten Villen des Landes gezeigt. Ich überlegte, ob ich einen Wagen miethen oder einfach zu Fuße hinauswandern sollte; die Einfachheit schien mir zweckmäßiger und schöner, und ich machte mich zu Fuß auf den Weg. Mit Herzklopfen trat ich aus dem Hotel, und, am nördlichen Stadtthor angekommen, fühlte ich schon das Bedürfniß, meinen Weg zu verlängern, um Zeit zur Beruhigung meiner aufgeregten Geister zu gewinnen, und ich schlug mich rechts durch die Gärten von Castell-Vejen nach der sogenannten „Langen Linie“, die von Castell aus hart am Ufer des Meeres, als einer der schönsten Spaziergänge der weiten Welt, dahinläuft.

Das Meer war so blau und stille; eine unsichtbare und unfühlbare Macht kräuselte es; die Luft war sanft durchfeuchtet und durchsichtig, daß man Malmöe und die schwedischen Küsten wie eine Fata Morgana auf den Wellen schimmern sah; weiße Segel träumten dem Norden und dem Ausgang aus dem Sunde entgegen, um in alle Welt zu ziehen;

in meiner Nähe zogen Fischer die Netze in den Kahn. In der schattigen Allee war ich in dieser frühen Morgenstunde allein. Es überkam mich jene Sehnsucht, die ich immer empfand, wenn ich allein einer schönen Naturscene gegenüberstand, und in dem Alter, in dem ich war, ist eigentlich jede rege Sehnsucht nichts anderes als ein Wunsch nach Liebe, und da meine Gedanken so sehr gewöhnt waren, die Richtung nach der Villa Friedensborg zu nehmen, zogen sie auch jetzt dahin, in der festen Ueberzeugung, dort Liebe zu finden und Liebe geben zu können. Wie alt ich mich in den letzten Monaten mit meinen praktischen Plänen fühlte, jetzt war ich mit einem Male wieder jung. Ich erhob mich und ging raschen Schrittes weiter, ich fühlte mich berechtigt, meinen Eroberungszug anzutreten und nichts von der inneren Beschämung, die ich immer für diesen Weg befürchtet hatte. Das Badhaus hatte ein weißes Thürmchen und dieses führte mich wie ein Leuchtthurm.

Das Gartenthor stand offen und ich trat ein. Als mein Schritt auf dem gewundenen Sandwege, der zwischen Blumen und Gebüschen dem Hause zuführt, erscholl, hielten zwei liebliche Kinder von sechs und acht Jahren auf einem Rasenplatze, rechts von mir, im Spiele inne, um mich neugierig zu betrachten; da ich mich ihnen zuwandte, fiel mein Auge auf

einen Mädchenkopf, der sich aus einer Laube in ihrer Nähe hervorstreckte, aber, von mir bemerkt, sogleich wieder hinter den Schlingpflanzen verschwand. Es war ein überaus lieblicher Kopf gewesen: blondlockig, braunäugig und von den feinsten, durchsichtigsten nordischen Farben. Nur einen Augenblick hatte ich ihn gesehen, aber ich hätte ihn malen können; es war mir nicht ein Zug dieses milden, doch verständigen und charaktervollen Gesichtes entgangen. Unanständig lange starrte ich nach der Laube, immer hoffend, daß ich ihrer noch einmal ansichtig werde, und während ich so hinstarrte, sagte ich mir: die könntest du gleich heirathen, dieses Gesicht, dieser Blick, dieser Mund bieten alle Bürgschaften. Es war mir das im Leben schon oft vorgekommen, daß ich mir beim Anblick eines Vertrauen einflößenden Gesichtes dergleichen sagte, daß ich hätte hingehen und sprechen mögen: Mein Fräulein, heirathen Sie mich! Ich bin bereit! Eine solche auf den ersten Eindruck basirte Heirath hatte immer einen großen Reiz für mich. Mein Stehenbleiben und Husten mochte die Kinder ängstlich gemacht haben, denn wie auf ein gegebenes Zeichen liefen sie zugleich und wie Schutz suchend in die Laube, deren Wände ich noch immer betrachtete. Vergebens betrachtete. Der liebliche Kopf kam nicht wieder zum Vorschein, und ich hatte beinahe Lust,

den Kindern nachzulaufen, um, unter dem Vorwande sie beruhigen zu wollen, hinter die grüne Laube zu sehen und wo möglich mit der Unbekannten ein Gespräch anzuknüpfen. Aber, dachte ich, sie gehört offenbar zum Hause und du wirst sie noch zu sehen bekommen. Wenn die Baronessen so sind, wie diese, bist du geborgen und wirst du dich zur Liebe nicht zu zwingen brauchen. Glücklich, wenn es die mir zugedachte Helene ist! Und jetzt keine Voreiligkeit, die Alles verderben könnte.

Gesetzten und gemessenen Schrittes ging ich weiter, ja sogar etwas steif, da ich voraussetzte, daß mir von der Laube aus nachgesehen werde. Im Vorsaal trieben sich mehrere Bediente noch in ihren Morgenanzügen herum, die offenbar über die frühe Störung verdrießlich waren; der Eine, der den Maitre d'Hôtel anwies, mich zu melden, und meinen Brief dem Baron zu übergeben, der also gezwungen war, seine Livrée anzuziehen, sah mich mit feindseligen, und da er meine etwas bestaubten Schuhe bemerkte, mit etwas verächtlichen Augen an. Ich war nahe daran, diese Valetaille anzulächeln, um sie für mich zu gewinnen, aber da kam ich mir selbst wie ein Parvenu auf der untersten Stufe vor, und ich verfiel in das andere Extrem, indem ich die Hände auf den Rücken legte, im Vorsaale auf und ab spazierte und zu thun

suchte, als ob ich an den schon im Vorzimmer beginnenden, in der That großen und erstaunlichen Luxus von Jugend auf gewöhnt wäre. Schon hier standen sehr interessante alte Möbel und hingen sehr hübsche Landschafts- und Seebilder an den Wänden; ich ließ meine Blicke über das Alles nur so hinfliegen, ich bemerkte es kaum. Als der Bediente zurückkam, um mir zu sagen, daß der Herr Baron sehr erfreut sein werden, war er schon viel unterthäniger, und darauf hin, wie auf einen elektrischen Schlag, veränderten sich auch die Gesichter der andern Bedienten, und mehrere sprangen zugleich herbei, um mir die Thüre, die durch einen zweiten Vorsaal zum Barone führte, zu öffnen und sich vor mir zu verbeugen.

Der Baron empfing mich mit großer Freundlichkeit und drückte mir seine Freude aus, daß ich seiner Einladung, ihn einmal in Kopenhagen zu besuchen, — deren ich mich gar nicht erinnerte, — endlich gefolgt sei. Er bedauerte, daß ich nicht bei ihm abgestiegen, gestand mir aber zu, daß ich so zweckmäßiger gehandelt; ich sei so freier und der Aufenthalt in der Stadt selbst werde mir angenehmer sein, da ich doch wahrscheinlich wissenschaftliche Zwecke mit dem Ausfluge hierher verbinde. Indessen bot er mir seine Dienste im ausgedehntesten Sinne an und bat er

mich, über ihn zu verfügen. „Ich habe Einfluß genug," sagte er lächelnd und mit einiger Selbstgefälligkeit, „um Ihnen in vielfacher Art nützlich sein zu können! — Wen wollen Sie kennen lernen? Ich kann Sie Jedermann vorstellen, ich kann Sie überall einführen! Sie werden überall gut aufgenommen sein, wenn Sie vom alten Baron kommen."

Wir befanden uns im Bibliotheksaal des Barons, einem Saale, der so groß war, wie das Lesezimmer irgend einer großen öffentlichen Bibliothek. Die Bücherschränke, massiv und doch zierlich gearbeitet, liefen rings um alte Wände, ziemlich hoch hinauf. Von ihrer Höhe hinab und hie und da aus Nischen blickten marmorne Büsten berühmter Menschen und mythologische Statuen, wie sie in eine Bibliothek passen. Vor den Schränken standen, ordnungslos über den Saal zerstreut, mehrere auf Rollen bewegliche Treppen, deren Geländе mit schönen Holzschnitzereien bedeckt waren und auf denen man mit größter Bequemlichkeit zu den höchsten Fächern gelangen konnte. Das Licht kam von oben herab durch die durchbrochene Decke; der Plafondraum, den das Fenster übrig ließ, war mit Bildern bedeckt, zwar nicht mit Fresken, aber schönen Oelmalereien auf Leinwand, welche das Wiedererwachen der Künste und Wissenschaften darstellten: auf der einen Seite

symbolisch als Sonnenaufgang, auf der andern historisch, als Landung der flüchtigen Griechen, die mit Statuen und Büchern an's italienische Ufer steigen, wo sie die Mediceer empfangen. In der Mitte dieses idealen Bibliothekzimmers, an einem breiten Tische, saß Herr von Friedensborg wie ein Gelehrter, der in seinen Schätzen schwelgt. Lächelnd bemerkte er, mit welchem Interesse ich um mich blickte.

„Auch diese Bibliothek stelle ich zu Ihrer Verfügung. Sehen Sie sich ein wenig um, während Sie mir erlauben, hier einen Geschäftsbrief zu Ende zu schreiben."

Die Bibliothek mochte fünfzehn- bis zwanzigtausend Bände enthalten, und diese, meist so prächtig gebunden, daß sie eine glänzende und bunte Tapete ausmachten, enthielten die kostbarsten und gesuchtesten Werke aller Zeiten und aller Sprachen. „Aber," fragte ich mich, „was fängt mein Schwiegervater mit all' den Büchern an, die er doch nicht lesen kann, die er zum größten Theil nicht verstehen würde, selbst wenn er sie lesen könnte." Ich wußte, daß er nur seine Muttersprache, die deutsche, und dann noch dänisch verstand, und die erstere sprach er noch dazu, sei es, daß er sie in der Fremde vergessen oder nie recht gelernt hatte, mit unzähligen und sehr auffallenden grammatikalischen Fehlern. Ich hatte das

auf dem Rheine nicht gemerkt oder vielleicht seitdem vergessen; jetzt aber fiel es mir mit manchem Andern auf. So z. B. war er offenbar froh, wenn man seine Besitzthümer bewunderte, und sprach er sehr gerne von seiner Macht und seinem Einfluß. Freilich that er es mit einer Naivetät, die wieder mit diesem Emporkömmlingsthum versöhnte und ohne durch Macht und Reichthum irgend welche Anmaßung und Ueberhebung gerechtfertigt zu wähnen. Die Ironie, die beim Anblick der herrlichen Werke, die für ihn unfruchtbar und stumm waren, in mir aufkommen wollte, schlug er zu meiner Beschämung nieder, indem er, nachdem er den Brief gesiegelt, sich mir näherte und sagte: „Nicht wahr, es sind treffliche Bücher? Ich habe da einen gelehrten Mann unter meinen Bekannten, dem ich den Auftrag gegeben, alles Gute für mich einzukaufen. Wenn ich auch nichts oder wenig davon verstehe, so macht es mir doch Freude, es zu haben, und halte es für Pflicht, es zu kaufen. Früher oder später kommt eine solche Büchersammlung doch Jemandem oder Vielen zu statten, und ich habe schon oft die Freude erlebt, daß man sich um ein Buch an mich wandte, das schwer aufzutreiben war und das irgend ein Gelehrter zu seiner Arbeit bedurfte.

Dann stützte sich der alte Mann auf meinen Arm und führte mich in den Garten und in seine Pflanzenhäuser, wo sich eben so viele seltene Blumen und Bäume fanden, als seltene Bücher in seiner Bibliothek. Er hatte hier dieselbe Freude an meinem Staunen, wie in der Bibliothek, und mittheilsam, wie er war, erfuhr ich, auf welchen Wegen, mit welchen Mühen er sich das Alles verschaffte, und bei dieser Gelegenheit, daß er Mitglied, selbst Präsident vieler nützlicher, wohlthätiger, selbst gelehrter Gesellschaften sei. Wohl über zwei Stunden wanderten wir so umher. Als ich Abschied nahm, bedauerte er, mich um diese Stunde den Damen noch nicht vorstellen zu können, bat mich aber, um sechs Uhr wieder zu kommen und mit ihm zu Mittag zu essen, wo ich dann die ganze Familie kennen lernen solle. —

Als ich aus dem Hause ging, neigten sich alle Bedienten bis zur Erde. Mir schwirrte es im Kopfe von all' den Wunderdingen, die ich gesehn; dennoch blickte ich um mich, ob nicht wieder der Lockenkopf zum Vorschein komme. Er kam nicht, und ich vertröstete mich auf den Abend. Dr. Bille, dem ich erzählte, daß ich heute Abend bei Friedensborg speise, stieß ein erstauntes Bah! aus und sah mich verwundert von Kopf bis zu Fuß an. „Wenn Du

heute bei Friedensborg speisest," sagte er „kannst Du morgen beim König frühstücken und uns Alle protegiren. Du gehst schnell. — Aber schön und recht elegant mußt Du Dich machen, oder vielmehr recht vornehm, denn man ist an den gewöhnlichsten Tagen da draußen vor einem halben Dutzend Gesandter und Minister nicht sicher, abgesehn davon, daß die Damen des Hauses etwas verwöhnt sind."

Ein schwarzer Frack, frische Wäsche, das dünnste meiner Taschentücher, gelbe Glacehandschuhe, dazu ein Fiaker — das war Alles, was ich der Vornehmheit zu Gefallen leisten konnte und mochte. Ich passirte diesmal einen andern Vorsaal, eine lange Reihe von Bedienten, und trat in den großen Salon.

An einem marmornen Kamin, der aber bei der Jahreszeit auf das Geschmackvollste mit Blumen angefüllt war, saß die Baronin, eine kleine überaus feine und zarte Frau, mit grauen Haaren, die sich in Scheiteln an sanftgeröthete Wangen anschlossen, und mit den kaum sichtbaren aber doch zahlreichen Fältchen des Gesichtes in schönem Einklang standen. Sie empfing mich mit rückhaltsvoller Anmuth, doch freier Freundlichkeit und streckte mir eine magere, überaus weiße Hand entgegen. Diese Frau des Parvenus, in einem kleinen Städtchen

Deutschlands geboren und erzogen, war durch und durch große Dame, flößte Ehrfurcht und zugleich, mit einem krankhaften, auf körperliche Leiden deutenden Zuge, Mitleiden ein, das sich aber nicht zu zeigen wagt. Gleich beim ersten Anblick sagte ich mir, daß ich zufrieden sein könne, daß es wünschenswerth wäre, wenn die Töchter dieser Mutter entsprächen.

Ich war der erste Gast, und die Baronin knüpfte sogleich ein ungezwungenes Gespräch an. Aber ich saß kaum zwei Minuten, als sich hinter ihr eine Thüre öffnete und die Gräfin Kirksteen eintrat. Ich wußte, daß sie es war, bevor mir von der Mutter der Name genannt worden. Sie ging nicht, sie rauschte herbei; es war, als ob nicht allein ihr blauseidenes Kleid, als ob Alles an ihr, ihre braunen Augen, ihre dunklen Haare, ja ihr ganzes Gesicht und Wesen einen gewissen Lärm machte. Aber es war kein unangenehmer Lärm und er hatte etwas Imponirendes. Sie war eher klein als groß, aber ihr ganzes Auftreten ließ sie groß erscheinen. Man hätte trotz ihrer Schönheit ein wenig vor ihr erschrecken können, allein sobald sie zu sprechen anfing, verwandelte sich das ganze Imposante ihres Auftretens in die zuvorkommendste Liebenswürdigkeit. Man erkannte eine heitere, lebenslustige Natur, einen frischen Geist, die selbst durch

traurige Erfahrungen nur schwer getrübt werden können. „Sie gleicht zwar nicht ihrer Mutter,“ dachte ich, „aber ich sehe doch wenigstens, daß diese Mutter schöne und liebenswürdige Töchter haben kann; vielleicht gleichen sich die Töchter unter einander, und ich kann zufrieden sein.“

Sie übernahm sogleich das Gespräch mit der größten Lebhaftigkeit, und nach einigen Minuten, da eben wieder die Mutter etwas sagen wollte, wandte sie sich vertraulich zu mir und sagte: „Lieber Herr Doktor, wir hoffen Sie oft in unserem Hause zu sehen, darum will ich Ihnen gleich von Anfang ein unverbrüchliches Hausgesetz auferlegen und das besteht darin, unsere gute Mama so wenig als möglich sprechen zu lassen. Sie ist nicht wohl und das Sprechen ist ihr auf's Strengste verboten; es regt sie auf, erschöpft sie und macht ihr Herzklopfen. Sie werden hiemit bevollmächtigt, sie nicht zu Worte kommen zu lassen, alle Regeln der Schicklichkeit bei Seite zu setzen und in dieser Hinsicht so unartig als möglich zu sein, auf die Gefahr hin, geschwätzig zu werden, wobei wir,“ fügte sie verbindlich hinzu, „nur gewinnen können.“

Die Baronin wollte etwas zur Erklärung oder Entschuldigung sagen, aber ich fiel ihr sogleich in's

Wort und rief was mir auf die Zunge kam: „Kopenhagen ist eine schöne Stadt!“

Die Baronin fuhr erschrocken zurück, die Gräfin klatschte in die Hände und rief: „Bravo! Bravo! Wenn Sie so fortfahren, verdienen Sie sich unsern Dank.“

Die kleine Scene stellte rasch eine gewisse Vertraulichkeit her und wir plauderten, die Gräfin und ich, mit jenem gewissen unterdrückten Lächeln, das dem Beobachter und den Sprechenden verräth, daß man aneinander Gefallen findet. Wir lachten schon ziemlich bekannt und ungezwungen, als mehrere Gäste ankamen und zugleich durch die Thüre hinter der Baronin ein junges Mädchen von etwa einundzwanzig Jahren eintrat. Diese hatte wieder einen von der Gräfin vollkommen verschiedenen Character; sie war klein, schmächtig, blaß und braun; hatte schwarzes Haar und ein überaus lebhaftes, kluges braunes Auge, das etwas verschmitzt hinter langen Wimpern hervorblickte. Das weiße Sommerkleid, der Spitzenkragen, Bänder, Schleifen und Haare, Alles hing etwas nachlässig an ihr, aber diese Nachlässigkeit war nicht ohne Anmuth. Sie hatte etwas von einer kleinen Gelehrten, von einem Mädchen, das viel liest und spitzige Bemerkungen und Witze macht. Was mir aber vor Allem auffiel, war eine

erstaunliche Aehnlichkeit mit einem vierzehnjährigen Mädchen, das ich als zwanzigjähriger Student mit zwanzigjähriger Schwärmerei geliebt hatte. Ich setzte sogleich alle Eigenschaften meiner Jugendgeliebten bei ihr voraus und mein Herz flog ihr entgegen wie einer alten Bekannten, und wie eine alte Bekannte redete ich sie an. „O," dachte ich, „wenn Du Helene bist, so habe ich Dich schon vor Jahren geliebt!" Ob sie aber Helene war oder nicht, konnte ich nicht sogleich erfahren, da die gleichzeitige Ankunft der Gäste eine förmliche Vorstellung verhindert hatte; die Gräfin hatte mich ihr entgegengeführt, ohne mir in der Eile ihren Namen zu nennen. Ich sprach ihr sogleich, ohne es zu wollen, mit einer großen Wärme, und da mir das Herz davon überfloß, von einer Aehnlichkeit mit einem mir lieben Kinde. Sie war über diese Raschheit meines Benehmens offenbar etwas erstaunt und verlegen, und mit einer geschickten Wendung des Gespräches drückte sie mir ihre Freude aus, mich noch heute ihrem Verlobten, der ebenfalls zu Tische komme, vorstellen zu können.

Diese Worte trafen mich wie ein doppelter Donnerschlag, sie war also nicht Helene! und warum sprach sie mir so rasch von ihrem Verlobten? Weil sie merkte, daß sie mir gefiel, daß ich ihr den Hof

machen wollte. Das mußte sofort verhindert werden, weil ich wegen einer Anderen, ihrer Schwester wegen, gekommen war. Ich stand also höchst wahrscheinlich als absichtsvoller Freier im Hause da, man wußte, warum ich kam! Ich hatte immer noch gehofft, daß man meinen Besuch als Zufälligkeit betrachte, und daß sich die Sache auf natürliche Weise werde so gestalten können, daß es den Anschein habe, als hätte meine Heirath mit der Bekanntschaft Helenens ihren ersten Anfang. Nun war ich in den Augen aller dieser Menschen ein ganz gemeiner Heirathsspeculant. Ich schämte mich, ich war befangen.

Als ich aus meinen Reflexionen erwachte, war Bertha, denn nur Bertha konnte die schwarzäugige Braut sein, ihrem Bräutigam, der eben kam, entgegengeeilt. Ich stand einen Moment allein und betrachtete die Schwester, die mit ihr eingetreten war und jetzt auf einem Schemel zu Füßen ihrer Mutter saß, ein kleines, in Wachsthum und Entwicklung zurückgebliebenes Geschöpf, das, trotz seiner achtzehn Jahre, noch sehr kindisch aussah, und das man im Hause auch als kleines Kind behandelte. Nach dem Briefe Zelindens wußte ich, daß dies die kleine Mathilde war, an deren Verheirathung man, zur Zeit wenigstens, nicht dachte. Also waren bereits alle Schwestern im Salon versammelt, mit Ausnahme

der Einen, die mich besonders interessiren mußte. Aber ich war ärgerlich, ja ich war etwas voreingenommen gegen sie, weil sie nicht Bertha oder die Gräfin war, und dies um so mehr, als ich auch ärgerlich gegen mich selber war, weil ich als Heiraths=candidat dastand, in einer Stellung, die mir in diesem Augenblicke als die lächerlichste und trivialste der Welt erschien. Plötzlich aber fuhr mir ein leuchtender Gedanke durch Kopf und Herz, der mich Alles vergessen ließ: Bertha, die Gräfin, meine Lächerlichkeit, und der mich wahrhaft beglückte. Ich hätte vor Freude aufschreien mögen. Der liebliche Lockenkopf von heute Morgen ist ja nicht erschienen. Vielleicht war es Helene!

Ich setzte mich wieder an meinen vorigen Platz zur Baronin und, aufgeregt von dem Gedanken, daß nun jene liebreizende, mir bestimmte Helene kommen müsse, plauderte ich ihr mit nervöser Lebhaftigkeit und mit dem unwillkürlichen Wunsche, der Mutter zu gefallen, hundert verschiedene Dinge vor. Sie glaubte, daß ich nur der Anweisung der Gräfin folgte, um sie nicht zu Worte kommen zu lassen, und lächelte, dankbar für den guten Willen, selbst zu jeder Plattheit, vielleicht auch zu manchem Unsinn. Auch die Gräfin, die mit Andern sprach, meine laute

Beredtsamkeit bemerkend, nickte mir freundlich und einverständig zu.

Trotzdem bemerkte ich, daß sich dieselbe Thüre, aus der die andern Töchter gekommen waren, leise, beinahe furchtsam öffnete. Schüchtern und im höchsten Grade befangen trat ein Mädchen in den Salon, als ob es in eine fremde Gesellschaft und in fremde Räume träte, stolperte gleich beim Eintritt über ein Blumengestell, erröthete und legte die wenigen Schritte zu ihrer Mutter, während sie sich den rechten Scheitel verlegen mit der Hand streichelte, mit offenbarer Anstrengung zurück. Sie hätte schon mit dieser höchst mädchenhaften Schüchternheit Mitleiden und Gefallen einflößen können; mich aber überlief es kalt bei ihrem Anblick, denn die Mutter stellte sie mir als Fräulein Helene vor, und sie war nicht der Blondkopf, der sich heute Morgen vor mir in der Laube verborgen hatte. Es war eine etwas runde und volle Gestalt, ein Gesicht voll Güte und Unschuld, aber von Formen, denen man eine Abmagerung wünschte, weil sie nur unter dieser Bedingung vortheilhafter und plastischer hervorgetreten wären. Auch die Augen, die von mildem Glanze waren, würden dann gewonnen haben, während sie ihn bei den gegenwärtigen Verhältnissen sehr verkleinerten und bei einigem Lächeln beinahe ganz verschwanden. Bei ruhigem

Blute und bei näherer Bekanntschaft hat sie mir später besser gefallen, aber in zwei Stunden war sie mir nach der Gräfin und nach Bertha und vor Allem neben dem Bilde der Unbekannten, die ich in ihr erwartete, eine höchst schmerzliche Enttäuschung. Auch bestätigte mir ihr spätes und so sehr schüchternes Auftreten im eigenen Hause, daß ich ihr wie der ganzen Familie ein Heirathscandidat war, und der Gedanke erfüllte mich mit höchstem Unbehagen. „Man wird mich beobachten,“ dachte ich, „jedes Wort, das ich an sie richten werde, wird für Kurmacherei gelten, in all' meinem Thun wird man Absicht und Speculation vermuthen, Alles wird sie Alle an die zwanzig Millionen erinnern und ihnen, während sie mich als Anverwandten acceptiren, eine stillschweigende Verachtung einflößen.“

Ich saß meiner Zukünftigen gegenüber auf mehr Dornen als Rosen. Auch sie wagte es nicht, mich anzublicken. Flüsternd übergab sie der Mutter eine Zeitung, die sie mitgebracht hatte, und deutete auf eine gewisse Stelle. Die Mutter las, lächelte und übergab mir dann das Blatt, daß ich die Stelle auch lesen möge. Es war ein eben erschienenes Abendblatt, das meine Ankunft in Kopenhagen meldete und meinen Namen mit einigen rühmenden Prädicaten begleitete. Helene betrachtete mich, wäh-

rend ich mein Lob las, mit einer gewissen Genugthuung, nahm dann das Blatt, das ich auf den Kamin gelegt hatte, und gab es der Gräfin, aus deren Hand es dann die ganze Gesellschaft, die indessen zahlreich geworden war, durchwanderte.

Endlich kam der Baron und man ging zu Tische. Es war ein gewöhnliches Mittagessen, doch war eine lange Tafel von wohl zwanzig Personen besetzt, und schien mir das Essen königlich. Unter den Gästen, die à la fortune du pot kamen, waren zwei Gesandte, ein deutscher Attaché, Graf Tannen, und mehrere, dem Hofe und der Regierung nahe stehende Persönlichkeiten. Hinter je zwei Speisenden stand ein Bedienter; andere trugen die Speisen auf und ein Maître d'Hôtel im schwarzen Frack und weißer Cravatte stand am Buffet und dirigirte die Schaar der Diener mit seinem Blicke. Unsere Plätze waren durch Karten bezeichnet, die auf der Serviette lagen. Ich kam der Gräfin gegenüber und neben Helene zu sitzen, die ich zu Tische geführt hatte. Die Gräfin machte dem jüngeren Theile der Tischgesellschaft die Honneurs und sie that es mit solcher Anmuth, und bei der Lebhaftigkeit, mit der sie Jedermann in das Gespräch, das sie fortwährend neu belebte, zu ziehen verstand, leuchteten ihre Augen so sehr voll Geist, daß ich die meinen nicht von ihr abwenden

konnte. Helene bildete einen schreienden Contrast mit ihrer Schwester. Sie schwieg ausdauernd und schien sich mit der Bewunderung ihrer Schwester zu begnügen, der sie oft zulächelte. Von Zeit zu Zeit entriß ich mich dem Zauber der Gräfin, um mich meiner Nachbarin zu erinnern, die ich schon mehrere Male selbst hatte Wasser einschenken lassen. Aber welche Mühe ich mir auch gab, ich konnte ihr nur sehr kurze und sehr unbedeutende Antworten entreißen; manchmal antwortete sie selbst mit Schweigen. Es ist freilich wahr, daß ich diese Pflichtgespräche immer wieder so bald als möglich unterbrach, um der Gräfin zu lauschen und zuzusehen, manchmal auch um nach Bertha hinüberzuschielen und ihren Verlobten zu beneiden, der, unbekümmert um den Rest der Gesellschaft, gemüthlich mit ihr plauderte. Der junge Attaché, Graf Tannen, ein sehr gebildeter und liebenswürdiger Mann, der mir außerdem viel Achtung bezeugte, und Andere, trugen viel zur Belebung des Gespräches bei, das ziemlich laut und ungezwungen wurde, und ich hätte mich bei diesem Diner trefflich unterhalten, wenn nicht der moralische Zwang, meine Nachbarin zu beschäftigen, auf mir gelastet hätte. Das ging so erstaunlich schwer, und ich war nicht gerecht genug, um mir zu sagen, daß ich das fertige Wesen der Weltdame, das ich an der Gräfin bewun-

derte, und das heitere, glückliche Sichgehenlassen der Braut Bertha von ihr nicht verlangen und erwarten dürfe, daß sie ihre Stellung mir gegenüber, wenn sie mich wirklich als Heirathscandidaten betrachtete, mochte sie mich nun lieben oder nicht, befangen machen mußte. Um es kurz zu sagen: ich langweilte mich mit ihr, und wir waren noch nicht bei der vierten Schüssel, als ich mich schon fragte, ob ein solches ganzes Leben voll Langweile mit zwanzig Millionen nicht außerordentlich schlecht bezahlt sei? ja, ob es einen Preis gebe, der ein solches Leben aufwiegen könne? Einmal diese Frage gestellt, gab ich mich der Unterhaltung mit der Gräfin ohne Rückhalt hin, und Helene, die nun immer öfter das Wasserglas an den Mund führte, mußte es sich mehr als ein=mal selber füllen.

Nach Tische mischte ich mich in die Gesellschaft und in die allgemeine Unterhaltung; manchmal schlich ich allein die Wände entlang, um die Bilder und allerlei Kunstwerke, wie Statuen und Mosaiktische, die den Salon schmückten, zu betrachten. Ich dankte den Gästen, die mir Plätze in ihren Wagen zur Rückfahrt nach Kopenhagen anboten, und wanderte gegen Mitternacht zu Fuß zurück, allein mit meinen Gedanken. Diese waren eine fortwährende Variation über jene Frage, die ich mir an der Seite Helenens

gestellt: ob ein langweiliges Leben mit zwanzig Millionen nicht zu schlecht bezahlt sei?

Verdrießlich kam ich in meinem Gasthause an; mein Argonautenzug schien mir verfehlt.

Auf meinem Zimmer fand ich einen Brief meiner Mutter. Die gute besorgte Frau schrieb, als ob sie divinatorisch fühlte, was in mir und mit mir vorging. „Ich beschwöre Dich,“ hieß es unter Anderem, „urtheile nicht nach dem ersten Eindruck, wenn dieser ein ungünstiger sein sollte; höre und prüfe. Wie oft tritt ein Mädchen, das aller Welt gefällt, grade Dem, der sie heirathen soll, in's ungünstigste Licht, weil sie ihm gegenüber verlegen und in Folge dessen unbeholfen, oft ungraciös und langweilig erscheint. Hinter diesen scheinbaren Fehlern liegen grade die meisten weiblichen Tugenden verborgen: sie sind die Hülle der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit. — Aber lasse Dich auch von den günstigsten Eindrücken, wenn sie von anderer Seite kommen, nicht von Deinem Ziele abwenden. Es ist so natürlich, daß man in solchem Momente vergleicht, und da findet man Manche schöner, liebenswürdiger, geistreicher. Aber diese ist Dir ja nicht bestimmt — also laß Dich um eines vorübergehenden Eindrucks willen nicht um das ganze Glück Deines Lebens bringen.“

Es war in der That, als wüßte meine Mutter von Bertha und der Gräfin und vor Allem von der Unbekannten, als wüßte sie, wie mir Helene erschienen, aber auch welche geheimen Eigenschaften sie besitze. Der Brief rührte mich, denn er zeigte, wie die gute Mutter grübelte, für mich sorgte und wie sie aus purer Sorge eine wahre Welt- und Menschenkennerin wurde. Ich beschloß, mir ihren Rath zu Herzen zu nehmen, den Argonautenzug nicht als verfehlt zu betrachten und weiter zu steuern.

Viertes Capitel.

Am folgenden Tage machte mir der Baron von Friedensborg seinen Besuch, und ich konnte bemerken, daß das ganze Hotel darüber in Aufregung kam, und wie sich in den Gängen Gäste und Kellner aufstellten, um den berühmten Mann zu sehen. Mit dem Studenten, der noch in mir stak, sagte ich mir, daß ich nunmehr ungemessenen Credit im Hotel haben könnte. Als der Baron ging, sagte er: „Ich bleibe in der Stadt; ich habe beim Finanzministerium zu thun und gehe zu Fuß dahin. Mein Wagen steht zu Ihrer Verfügung, wenn Sie ihn zu Besuchen oder Spazierfahrten brauchen. Meiner Familie wäre es am liebsten, wenn Sie ihn zu einer Fahrt nach meiner Villa benutzen wollten."

Ich nahm dankbar an, doch begleitete ich den Baron erst durch einige Straßen. An der Art und Weise, wie man ihn überall grüßte, konnte ich erkennen, daß er nicht nur seines Reichthums wegen

der hochgeachtete Mann, sondern daß er auch eine beliebte und populäre Persönlichkeit war.

Die Familie fand ich im Garten versammelt, und der ganze Nachmittag verfloß mir mit Gesprächen und kleinen Spaziergängen viel unbefangener, als ich es nach den gestrigen Vorgängen in mir erwartet hatte. Und als die Tischstunde kam, verstand es sich von selbst, daß ich wieder da bleiben sollte. Es gab heute etwas weniger Gäste und der Abend war familienhaft gemüthlich, gemüthlicher als ich mir ihn bei solchem Reichthum vorstellen konnte, und so war er, neben andern Ursachen auch darum, weil man sich nach Tische nicht in den großen Prunksal, sondern in ein kleines, einfach eingerichtetes Zimmer begab. Als ich daselbst eintrat, überkam mich auf's Neue die Hoffnung, daß ich die liebliche Unbekannte zu sehen bekomme, denn dahin schien sie mir zu gehören. Es war in mir ausgemacht, daß es irgend eine arme Anverwandte sei, die man aus Barmherzigkeit im Hause habe, die aber bei Tische und in größeren Gesellschaften nicht erscheine. Der Eintritt in die stille Stube, dachte ich, wird ihr nicht verwehrt sein. Sie kam aber nicht, und ich setzte voraus, daß man die arme Anverwandte planmäßig fern halte, um die Töchter des Hauses nicht von ihrer Schönheit überstrahlen zu lassen. Vielleicht

aber auch ist sie die Gouvernante der gräflichen Kinder? Vielleicht ist sie fremd im Hause, war sie gestern nur zufällig anwesend und Du wirst sie nie wieder zu sehen bekommen. Keine der drei Möglichkeiten eröffnete die Aussicht auf eine nähere Bekanntschaft und näheren Umgang mit der Unbekannten, und ich gab mir Mühe, sie mir aus dem Sinne zu schlagen, was mir im Laufe der nächsten Tage auch gelang.

Es gelang mir, weil diese Tage eine Zeit voll Bewegung und Zerstreuung waren.

Die jungen Damen wollten selbst meine Führerinnen durch die Merkwürdigkeiten der Hauptstadt machen, und bei dieser Gelegenheit, wie sie sich ausdrückten, ihre heimischen Schätze unter meiner Anleitung erst recht kennen und beurtheilen lernen. So zogen wir denn durch das an Museen und Gallerien so reiche Kopenhagen, und von Kirche zu Kirche, von Monument zu Monument, von Atelier zu Atelier. Ueberall sprangen vor meinen Führerinnen Thüre und Thore auf; überall beeiferten sich Direktoren, Custoden und Künstler, sich zuvorkommend zu erweisen; wir drangen überall in das Verborgenste; für uns gab es keine Verbote und keine festgesetzten Stunden, und existirte keines der Hindernisse, die oft den Fremden stören. Zum

ersten Male fühlte ich, in dem Wiederscheine, der von den Damen auf mich zurückfiel, die Süßigkeit des Reichthums — und damit zugleich fühlte sich meine Eitelkeit geschmeichelt, denn sie folgten und horchten mir wie Schülerinnen überall, wo wir historische, archäologische oder artistische Gegenstände zu sehen bekamen. Es hatte sich rasch das Verhältniß gebildet, das immer entsteht, wo gebildete Frauen mit einem Manne zusammentreffen, dem sie höheres Wissen, als das ihrige ist, zuschreiben. Sie lernen so gerne und ordnen sich lieber unter.

Aber diese Wanderungen, die so große Reize hatten, waren denn doch nicht ganz ohne Unbehagen. Wie sehr ich mir vorgenommen hatte und in der That mir Mühe gab, gegen die gute Helene aufmerksam zu sein, ich war doch aufmerksamer gegen die Gräfin und gegen Bertha. Mit meinem Worte richtete ich mich meist an die Gräfin; während des Sprechens erinnerte ich mich meines Entschlusses und drehte mich gegen Helene, um gegen meinen Willen vor Ende des Satzes mein Gesicht wieder der schönen Gräfin zuzukehren. Es war ein fortwährender Kampf zwischen Neigung und entgegengesetzter Absicht. Die Damen merkten vielleicht nichts davon, aber ich fürchtete, daß ihrem weiblichen Gefühle doch auffallen müsse, daß die kluge

Gräfin die Absicht und die gute Helene das Beleidigende meines Wesens empfinde, und es schmerzte mich, die Eine zu kränken, und in den Augen der Anderen verächtlich zu erscheinen. Trotzdem fiel ich fortwährend aus meiner Rolle, und trotz dem fortwährenden Ausderrollefallen, kam ich mir selbst wie ein ausgemachter Komödiant vor, und dieses Bewußtsein schnitt mir manchmal mitten in der Rede das Wort ab. Während wir z. B. die Loggien des Thorwaldsen-Museums durchwanderten und ich die reizenden Basreliefs nach der Anthologie erklärte, war es mir, als ob mir der beleidigte Genius des Schönen, zornig wie der böse Geist hinter Gretchen, zuflüsterte: Wer erlaubt Dir, über Ideal und Schönheit zu sprechen? Hast Du nicht mit Beiden gebrochen? Hast Du Dich und sie nicht verrathen? Bist Du hier, um Ideale zu suchen oder um Millionen zu erhaschen? Wo ist die Harmonie, in der Du bisher mit Dir selber gelebt? Wo ist die Wahrheit? Was Du sprichst ist Lüge! Wer die Götter der Wahrheit und Liebe in seinem Innern umgestürzt, der sucht sie vergebens in der Kunst und was er spricht ist Wind. Wähnst Du, daß Dir Jene glauben können, die wissen, daß Du nicht dieser Götter wegen, sondern des Mammons halber hierher gewallfahrtet bist?

Ich verstummte plötzlich und wäre am liebsten wie ein von den Eumeniden verfolgter Verbrecher aus diesem Tempel hinausgestürzt.

„So fahren Sie doch fort," sagte die Gräfin, „sagen Sie uns doch etwas über diesen Eros und die unzähligen kleinen Amoretten! Wir wollen doch auch sehen, wie schön Sie über die Liebe sprechen können."

Enthielten diese Worte eine absichtliche oder zufällige Ironie? Wollte sie damit sagen, daß es sich nicht um die Sache, sondern blos um das Talent handle, über die Sache sprechen zu können? Auf diese Aufforderung hin wurde ich erst recht einsilbig.

Zu der Art Momenten und Empfindungen kam noch Anderes hinzu, um den Zwiespalt in mir klaffender zu machen. Weiß der Himmel, wie in großen Häusern die intimsten Familiengeheimnisse den Leuten verrathen werden; so viel ist gewiß, daß sie, auf denen immer so viele Augen ruhen, stets mehr Vertraute haben, als obscure bürgerliche Familien. Jedes Schlüsselloch ist ein Beobachtungspunkt, ein Ohr des Dyonisius für jeden Bedienten, und wo viele Bediente sind, schnappt jeder etwas auf, einen Satz, ein Wort, eine Sylbe, die dann im Vorzimmer und in der Küche zu ganzen zusammenhängenden Geschichten zusammengesetzt wer-

den, und dies um so leichter, als die Diener die Charaktere ihrer Herren so gut kennen und wissen, wessen sie fähig sind, wessen nicht. Dazu kommt, daß in solchen Häusern ein Mensch in Livrée kaum mehr als Mensch betrachtet wird; man spricht vor ihm, was man keinem Gentelman seiner Bekanntschaft anvertrauen möchte, und er wird zum unbeachteten Vertrauten. Nun hat die ganze Welt der Dienerschaft kein Geheimniß vor einander; in den langweiligen Stunden, die das Gesinde verschiedener Häuser, die Herrschaft erwartend, in den Vorzimmern verbringt, tauschen sie ihre Beobachtungen aus, und die eine Herrschaft wird die nie gesuchte Vertraute der andern. Von Kammerdiener zu Kammerdiener, von Stubenmädchen zu Stubenmädchen läuft eine Nachricht wie von einer Telegraphenstange zur andern, bis sie an der Hauptstation, bei der Herrschaft, anlangt. Wie viele Weltmänner und Damen danken ihre Allwissenheit diesem Telegraphen, der beim Rasiren oder Frisiren fungirt! Man mochte Helene vor meiner Ankunft mit ihrer Reisebekanntschaft geneckt haben; man mag hie und da meinen Namen genannt haben; nun kam ich an, wurde mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, in der Zeitung, die alle Bedienten vor der Herrschaft lesen, wurde ich angekündigt und

zwar als berühmter Mann, wie sonst Diplomaten und Staatsmänner, die in's Haus kamen; bei Tische saß ich neben Helene und war nun immer mit der Familie. Meine Lage war dem Gesinde klar und den Freunden des Hauses bald kein Geheimniß. Das Gesinde kam mir mit ungeheurer Unterthänigkeit entgegen, die Gesellschaft des Hauses forschend, spähend, unsicher, zweifelnd, vielleicht war ich Manchem ein Stein des Anstoßens, ein Rival, ein Hinderniß in seinen Plänen für einen Anverwandten. Es wurde mir manche ironische Bemerkung gemacht, die ich oft erst nachträglich verstand.

Sie mochten es halten wie sie wollten; sie waren mir gleichgültig und ich fing an mich etwas abzuhärten. Aber Graf Tannen, jener junge deutsche Attaché, der mir Anfangs so viel Achtung erwiesen, sich mir bei jeder Gelegenheit näherte, meine Gesellschaft und mein Gespräch aufsuchte, mied mich jetzt sichtlich, und wenn er mit mir sprach, wandte er das Gespräch immer auf meine Wissenschaft, in der er etwas dilettirte, vermied aber jedes Gespräch über persönliche Gegenstände oder Gegenstände des Herzens und des Charakters. Kam ich selber auf solche, schwieg er und ich glaubte einige Ironie, wenn nicht selbst Entrüstung an ihm zu bemerken. Er hielt mich offenbar nicht für berechtigt, bei der-

gleichen meine Stimme abzugeben. Von allen Freunden und Bekannten des Hauses war er derjenige, der mir die meiste Sympathie einflößte. Er war ein höchst gebildeter junger Mann, ohne Standesvorurtheile, aber von festen, unerschütterlichen Grundsätzen, mit denen er so wenig prahlte wie mit seiner Vorurtheilslosigkeit. Sein Titel, wie die angeborene, nicht erworbene Stellung, und die Leerheit dieser letzteren, schienen auf ihm zu lasten, und er suchte vor seinem eigenen Gewissen, so zu sagen, von der Pike auf zu dienen und zu verdienen, was ihm durch Zufall zugefallen. Solche Menschen nehmen es immer ernsthafter und strenger mit sich als es irgend ein Avancements- oder Anciennitätsgesetz, oder irgend ein Vorgesetzter thun würde. Das gab seinem ganzen Wesen, trotz seiner Jugend, er mochte vierundzwanzig Jahre alt sein, etwas Gesetztes und Ruhiges, und wie alle Menschen, die einem Ziele entgegenleben, das sie der Welt, der sie angehören, nicht ohne Gefahr bekennen dürfen, und die sich außerdem in dieser Welt fremd fühlen und einen Kampf mit ihr voraussehen, hatte er etwas Melancholisches, das seinem festen, gerade vor sich hinblickenden, dunkelblauen Auge einen gewinnenden Ausdruck voll Milde gab. Vor Allem schien er mir auch der Familie Friedensborg am

Innigsten zugethan, und mit einem anticipirenden Familiengefühl war ich ihm dafür dankbar, und ich sagte mir gleich in den ersten Tagen, daß, wenn ich einen Vertrauten bedürfte, ich diesen jungen Mann wählen würde. Er wußte, wo es Rath galt, immer das Richtige und Gerade zu finden. Nun aber wandte er sich offenbar von mir ab, und ich meinerseits konnte seinen Rath nicht brauchen. Was konnte er mir sagen, wenn er das Richtige und Gerade sagen sollte? Wenn Sie Helene lieben, heirathen Sie sie! Wenn nicht, reisen Sie ab!

Für mein Verhältniß zum Grafen Tannen war ich noch nicht genug abgehärtet. Er war jung, und es gibt keinen unbarmherzigeren Richter als die Jugend; sie ist absolut in Ansichten und Gefühlen; mildernde Umstände läßt sie nicht gelten.

Und ich sollte noch vor einen anderen jugendlichen Richter gestellt werden.

Eines Nachmittags, da man sich eben zu einem gemeinschaftlichen Ritte bereit machte, die Pferde vor die Veranda geführt wurden, wo sich die Gesellschaft versammelte, und ich indessen mit der Gräfin im Garten am Hause plaudernd auf- und abging und mich an dem Anblick der stolzen Amazone in Reitkleid und kleinem Männerhut mit weißer Feder erquickte, erscholl aus dem kleinen Pavillon hinter dem

Hause das anmuthigste Kindergelächter. „Apropos!“ sagte die Gräfin, „ich wollte Ihnen ja meine Kinder vorstellen! Kommen Sie!“

Während wir hinter das Haus und dem Pavillon entgegen gingen, fuhr sie fort: „Es ist Ihnen vielleicht aufgefallen, daß meine Kinder so selten zu sehen sind? Es beruht das auf meinem Erziehungsplane; sie wohnen mit mir abgesondert in diesem Pavillon und kommen so selten als möglich in die Villa, wenigstens nicht am Nachmittage. Wir werden von so vielen Menschen besucht, und da gibt es immer Ungeschickte, die, um der Mutter oder dem Großvater zu schmeicheln, den Kindern Dinge sagen, welche eine consequente Erziehung von Monaten und Jahren in einem Augenblicke zu nichte machen.“

Am Pavillon angekommen, rief sie zu einem offenen Fenster hinauf: „Fräulein Agnes, kommen Sie gefälligst mit den Kindern herunter!“ — Dann zu mir gewendet, sagte sie mit leiserer Stimme: „Ich habe da eine Person bei den Kindern, eine Deutsche, auf die ich mich vollkommen verlassen kann, trotz ihrer Jugend. Sie ist unterrichtet und zu einem erstaunlichen Grade pflichtgetreu, und dabei von einer Wahrhaftigkeit des Characters, die in der That außerordentlich, ich möchte sagen phänomenal ist, und sie beinahe zu einem Sonderling macht.

Das ist vortrefflich, wenn die Kinder nur Wahrheit vor sich sehen, aber es ist beinahe gefährlich, diese Gouvernante in Gesellschaft erscheinen zu lassen; sie könnte manchmal mit einer Wahrheit herausplatzen, die die ganze Gesellschaft in Verlegenheit brächte. Aber bei aller ernsten Grundlage ihres Characters und ihrer Grundsätze ist sie doch so kindlich und jugendlich, daß sie die Kinder vollkommen versteht und ich einen wahren Schatz an ihr habe."

Die Gräfin unterbrach sich, denn in dem Augenblicke trat die Gouvernante mit den beiden Kindern aus der Thüre. Es war, wie ich es geahnt hatte, jener blonde Lockenkopf, den ich am ersten Morgen in der Laube gesehen hatte: die einfachste und zugleich auffallendste Erscheinung. Sie hatte jene Schönheit, die, so zu sagen, von ihren Besitzerinnen abhängt; man kann an ihnen vorübergehen, ohne sie zu bemerken, sie glänzen und leuchten, sobald sie sich gehen lassen, wenn sie sich in ihrer Bescheidenheit vergessen oder glänzen wollen. Sie schob die Kinder sanft voraus und blieb an der Thüre stehen; in ihrem dunklen Kleide, das bis an den Hals geschlossen war, mit den eng anliegenden Aermeln, aus denen zwei längliche, weiße Hände hervorkamen, um sich, wie sie bescheiden herabfielen, von dem dunkeln Kleide noch marmorner abzuheben, sah sie wie ein Bild im

Rahmen aus, wie der Wirklichkeit entrückt und doch so nahe, so lebend, so mitdenkend und fühlend. Erst als mich ihr die Gräfin vorstellte, trat sie aus dem Rahmen heraus und um einige Schritte näher.

„Fräulein Agnes Gillmer, die Erzieherin meiner Kinder!" sagte die Gräfin.

Sie verneigte sich mit der Zurückhaltung einer Dienenden, ohne daß sich eine Muskel ihres Gesichts bewegte, und trat dann wieder einen Schritt zurück. Gegen alle Gesetze der Artigkeit, die man einer Mutter schuldig ist, beschäftigte ich mich mit den Kindern der Gräfin nur auf die kürzeste und oberflächlichste Weise. Ich war verlegen, ich glaube, daß ich erröthete. Wie gerne ich einige Worte an Agnes Gillmer gerichtet hätte, und obwohl ich ganz wohl wußte, was ich ihr sagen konnte, da der Name Gillmer ein sehr hübsches Bild der Erinnerung in mir erweckte, — ich war unfähig, einen Laut hervorzubringen. Ich war nur Eines Gedankens fähig: auch sie kennt mich als Heirathscandidaten bei den zwanzig Millionen!

Ich war wie von einem Alpdrücken befreit, als man uns zurief, daß Alles zum Aufsitzen bereit sei.

Mein armes Pferd bekam heute die Sporen zu fühlen wie niemals; es steckte mit seiner Lebhaftigkeit die andern an, und die Gesellschaft kam nicht

aus dem Galoppiren. Das war mir recht, denn ich fürchtete nichts so sehr wie ein Gespräch; es war mir immer, als säße Agnes hinter mir und verfolgte mich mit verachtungsvollen Augen. Aber der wilde Hufschlag der zahlreichen Pferde, der Anblick des unvergleichlich schönen Buchenwaldes, der sich nördlich von Kopenhagen hinzieht und des blauen Meeres, das hie und da durch eine Lichtung sichtbar wird, berauschte mich um so schneller, als ich dem Allen schon aufgeregt entgegenkam; und da nach halbstündigem Ritt die Pferde langsamer gingen, war ich der Gesprächigste in der Gesellschaft. Um das natürlichste Gegengewicht gegen die Gefühle zu sichern, die, wie der alte Dichter singt, hinter mir auf der Croupe saßen, ließ ich mein Pferd neben Helene einhertraben. In der Amazone sah die etwas volle Gestalt nicht am vortheilhaftesten aus; aber es war mir, als hätte ich ihr etwas abzubitten, und vor mich hinsehend auf den Kopf meines Pferdes, unterhielt ich mich fortwährend und sprach mich endlich in eine Wärme und Lebhaftigkeit hinein, die ich ihr bisher noch nicht gezeigt hatte. Sie hörte so dankbar zu, und ich empfand ein solches Mitleid mit ihr, daß ich gerührt war und ihr gerne die Hand hinüber gereicht hätte. Erst auf dem Rückwege wurde ich von ihr getrennt, indem sich Graf Tannen zu

uns gesellte und mich, wie er es schon seit mehreren Tagen nicht gethan hatte, in ein freundschaftliches Gespräch verwickelte. Dabei hielt er manchmal für Momente das Pferd an, dann ließ er es immer langsamer vorwärts schreiten, so daß wir am Ende von der Gesellschaft getrennt waren.

Da brach er mit einem Male das bisherige Gespräch ab und sagte plötzlich und ohne Uebergang: „Sie sind nahe an zwei Stunden mit Fräulein Helene allein gewesen; wie finden Sie das Mädchen?"

Ich war von dieser Frage überrascht und fühlte, was Alles hinter derselben steckte. Die Comödie, zu der ich mich verdammte, sollte jetzt beginnen; Graf Tannen war ein intimer Freund des Hauses; es war am Platze, ihm zu verstehen zu geben, daß ich Helene liebe; aber er sah mich bei seiner Frage so offen und durchdringend an, daß ich nur sagte, was ich in jeder anderen Lage mit bestem Gewissen hätte sagen können: „Sie ist so gut!"

„So gut!" wiederholte Graf Tannen mit einiger Parodie. „Gut sein! es ist das Beste und Schönste, was man von einem Menschen sagen kann, aber man braucht das Wort gewöhnlich als einen Mantel christlicher Liebe; man sagt es, wenn man nichts Anderes zu sagen weiß. Herr Born, ich sage Ihnen, ich,

der ich die Familie länger und näher kenne, ich sage Ihnen, es ist ein ganz vortreffliches Geschöpf."

„Ich bin davon überzeugt," versicherte ich.

„Ich wollte aber mehr sagen," fuhr Graf Tannen mit zitternder Stimme fort, „ich wollte sagen, daß Helene werth ist, wirklich und wahrhaftig geliebt zu werden, um ihrer selbst willen, und daß sie verdient, glücklich zu sein."

Durfte ich es zu einer weiteren Erklärung kommen lassen? Durfte ich den Grafen fragen, warum er mir das Alles sage? Ich mußte mit Ruhe antworten und ich that es unabsichtlich auch mit Wärme, daß ich in dieser Beziehung ganz und gar seiner Meinung sei.

Er sah mich forschend an und ritt langsam der Gesellschaft nach, die sich nach uns umgesehen hatte.

Ich gestehe, daß ich mir ganz jämmerlich vorkam. Wäre mir sonst ein Mann so entgegengetreten, um mich auszufragen, um mir Andeutungen zu machen, die eine Zurechtweisung enthielten, und hätte er mich dann, nach einem solchen forschenden Blicke so entlassen, ich würde mich empört haben, ich wäre im Stande gewesen, jede studentische Thorheit zu begehen. Jetzt war ich klug und berechnend. Auch meine Freundlichkeit gegen Helene erschien mir jetzt als eine Heuchelei, und dies um so mehr, als mir

das Bild Agnesens ohne Unterbrechung vorschwebte. Aber, trotz der Kühle, mit der ich meinen Plan in's Werk zu setzen begann, lebte ich in einem fortwährenden Rausche, in dem Rausche des Reichthums. Dieses gesättigte, üppige Leben hatte mich ganz gefangen genommen, und ich konnte den Gedanken an eine Trennung von demselben nicht mehr fassen. Diese Leichtigkeit, sich alle Genüsse zu verschaffen, diese Freiheit aller Wünsche, dieser wahre Zauber, den der Reichthum übt, der Alles herbeischafft, Alles beherrscht, — ich hatte mir vorher keine Vorstellung davon machen können. Jeder Tag brachte andere Genüsse, andere Freuden, laute und stille, aber immer gesättigte. Die Menschen, die in Armuth und Entbehrung leben, erschienen mir wie zu einer anderen Gattung zu gehören. Und ich lernte nicht nur das Verführerische des Reichthums kennen, auch seine Größe und Macht trat oft genug an mich heran.

An einem Nachmittage standen wir Alle auf einer erhöhten Terrasse des Gartens versammelt, um ein herrliches Schauspiel zu genießen. Seit dem Morgen wehte ein günstiger Nordwind, und mit ihm war am Nachmittag eine ganze Flotte von Kauffahrern, die den günstigen Wind zur Einfahrt in den Sund jenseits Helsingör erwarteten, auf der Höhe von Klampenborg angekommen. Segel an Segel fuhr an

uns vorbei, dem Hafen von Kopenhagen zusteuernd oder weiter in andere Häfen des baltischen Meeres.

„Papa!“ rief Bertha, auf einen gewaltigen Dreimaster zeigend, „ist das nicht Dein Schiff, der Thomas?“

„Ja wohl, mein Kind,“ antwortete der Baron, „er kommt aus Rio Janeiro.“

„Und jenes ist die Henriette, mit der Büste der Mama vorn!“ rief Helene in die Hände klatschend.

„Ja mein Kind,“ sagte der Baron, die Henriette kommt vom Cap und hat eine gute Fahrt gemacht!“

So zog eine ganze, dem Baron gehörige Flottille an uns vorbei, aus allen Weltgegenden kommend und Reichthümer herbeibringend, während er ruhig dastand und kaum lächelnd zusah. Er erschien mir in dem Moment wie ein mächtiger Herrscher, der die Fäden seiner Macht über den Erdball ausbreitet. — Und ein andermal, da wir bei Tische saßen, trat eilig ein Beamter ein, der ihm einige Worte zuflüsterte. Der Baron sprang auf und rief: „Der Fitzkönig ist gestrandet! — und die Mannschaft?“ fragte er.

„Sie ist gerettet,“ antwortete der Beamte.

„Gottlob,“ rief der Baron beruhigt, „schreiben Sie sogleich nach Glasgow, wohin sie sich wahrscheinlich begeben wird, an unsern Correspondenten und

an den Consul, daß für die Leute auf's Beste gesorgt werde.“ — Dann setzte er sich wieder ruhig hin und nahm das Gespräch auf, wo es der Beamte unterbrochen hatte, als ob nichts geschehen wäre.

Er mahnte mich an Sidon und Tyrus, deren Kaufleute, wie Jesaias sagt, Fürsten waren, und deren Händler die Geehrten der Erde. Hätte mir mein Schwiegervater angeboten, mich zu seinem Compagnon zu machen, es hätte mir geschienen, als würde ich zu einem Mitregenten ernannt. So weit entfernt war ich schon von dem, was mir früher Glück gewesen.

Fünftes Capitel.

Mit bestem Willen könnte ich heute nicht mehr sagen, ob ich von nun an Agnes Gillmer, seit dem Tage, da ich ihr durch die Gräfin vorgestellt worden, mit Absicht oder durch Zufall öfter gesehen habe. Ich wußte nun, wo sie zu finden war, und wollend oder nicht wollend, trugen mich meine Füße in die Nähe des Pavillons. Der Baron war in Jägers-Prijs, einem der zahlreichen Lustschlösser des Königs, und seine Bibliothek stand mir während dieser Zeit als Arbeitszimmer zur Verfügung. Ich sollte die Morgenstunden, während welcher die Damen meist unsichtbar waren, daselbst verbringen, und zu diesem Zwecke begab ich mich sehr früh in die Villa; aber die Morgen waren so schön in diesen feenhaften Gärten, daß ich sie den Studien, denen ich schon so entfremdet war, nur mit Widerwillen opferte — besonders seit ich wußte, daß um diese Stunden Agnes im Garten zu finden war. Ich suchte sie nicht auf,

aber ich fand sie immer, obwohl sie mir auswich. Wenn sie auch in Seitengänge ihre Schritte lenkte, sobald ich in ihrer Nähe erschien, so sahen mich doch die Kinder, liefen auf mich zu und zogen mich oft an der Hand zu ihrer Erzieherin. Ich kam mir da manchmal wie jener oft gemalte Mann vor, den Amoretten der holden Braut entgegenführen. Aber die Amoretten bemühten sich vergebens; Agnes empfing mich stets mit einem zugleich freundlichen und eiskalten Gesichte, das selbst abschreckend streng wurde, wenn ich, fieberisch aufgeregt in ihrer Gegenwart, etwas wärmer und inniger mit ihr zu sprechen begann. Meine Wärme beleidigte sie. Ich erschien ihr als ein Mensch, der in's Haus kommt, um eine reiche Partie zu machen, nebenbei aber der Gouvernante den Hof macht. Ich ahnte so was und fürchtete, daß sie mich mit der von der Gräfin angekündigten Gradheit eines Tages derb zurückweisen werde; ich war voll Angst, während ich mit ihr sprach und zitterte vor einer Beschämung. Doch konnte ich von dem Spiel mit der Gefahr nicht ablassen, ebenso wie ich bald ihre Gesellschaft, ihren Anblick nicht entbehren konnte. Es war mir bald, als käme ich nur ihrethalben in's Haus — und manchmal hoffte ich auf jene Beschämung wie auf eine Rettung, denn, hätte sie mir gesagt, daß ich ein unwürdiges Spiel

treibe, was hätte ich, um mich bei ihr zu entschuldigen, Anderes antworten können als: Ich liebe Sie, Agnes!? — Aber Agnes schwieg; sie beschämte mich nicht; sie sah mich manchmal selbst mit einem unendlich mitleidigen Blicke an, als ob sie den ganzen Jammer, der mich bei mir selbst herabsetzte, erkannt hätte. Es kam mir sogar vor, als wollte sie manchmal Anderes als Beschämendes zu mir sprechen, als wollte sie mich trösten und aufrichten, und in diesem Gefühle konnte ich nicht anders, als ihr klagen und die Gelegenheit vom Zaune brechen, um ihr zu sagen, daß es wenige glückliche Menschen gibt.

Man erzählt von einem Menschen, der durch Jahre ein merkwürdiges Doppelleben lebte. Die Tage verlebte er in Elend und Mangel, im Traume der Nacht aber lebte er als spanischer Grande, in einem herrlichen Schlosse in Valencia, ein Dasein voll Glück und Genüsse. Jede nächste Nacht brachte die Fortsetzung des Traumes der vorhergehenden Nacht, so daß der Träumer nicht mehr wußte, was Traum, was Wirklichkeit war, und am Ende den Traum für Wahrheit, die Wahrheit für Traum hielt. Ich führte ein ähnliches Doppelleben. Der Mensch, der des Morgens neben der Gouvernante durch den Garten ging, war mit seinem ganzen Wesen ein anderer, als der Mensch, der Nachmittags in Gesellschaft der

Herrinnen des Hauses den Freuden nachjagte, und mehr und mehr sich in die Genüsse und Gewohnheiten des Reichthums hineinlebte. Manchmal verflossen diese beiden Menschen in Einen.

Die Baronin, immer kränklich, wurde unwohl und verbrachte ihre Nachmittage, auf einem Sopha liegend, unter der Veranda, wo sich nunmehr die Familie versammelte, um ihr Gesellschaft zu leisten. Sie wollte aber auch ihre Enkelinnen um sich haben, und so war auch Agnes immer anwesend. Eines Nachmittags kam man an's Erzählen von Erlebnissen, und die Gräfin forderte mich auf, meine Lebensgeschichte zu erzählen; Helene unterstützte diese Forderung mit einem bittenden Blicke, während sie absichtslos näher rückte und die Handarbeit ruhen ließ. Ich mußte lächeln, denn von meinem Leben war wenig zu erzählen, und in dieser Ueberzeugung begann ich auch auf nachlässige Weise mit einzelnen hingeworfenen Sätzen. Aber wie ich von der Einfachheit meiner Jugend, von unserer kleinen Wohnung, von den Sorgen und Mühen meiner Mutter sprach, überkam mich diesen Millionärinnen gegenüber plötzlich der Stolz des Armen, und wie ich an meine Mutter und die stille Jugend dachte, zugleich eine Wehmuth und Wärme der Erinnerung, daß ich mit Liebe auf das Einzelnste unseres armen Haus-

haltes einging. Meine Erzählung wurde zu einer Elegie über den früh verstorbenen Vater, zu einer Hymne über die gute, sorgenvolle, nie ermüdende Mutter, und im Ganzen zu einer Idylle, die das Leben einer Wittwe und eines Waisenknaben schilderte. Ich malte mich mit meiner Mutter an dem armbesetzten Tische, dann des Abends mich, den Knaben, an meinen Büchern, und sie, mit dem Strickstrumpf in der Hand, vor derselben Talgkerze; dann wie sie mit mir lateinisch lernte, indem sie mich meine Lectionen überhörte. Dann unsere Trennung und unser jährliches Wiedersehen zu Weihnachten; mich als Studenten und Stundengeber in der Universitätsstadt, sie in ihrem Landstädtchen, sparend und arbeitend und immer von Ferien zu Ferien wartend, harrend, Glücksträume für den Sohn ausspinnend. Erzählend vergaß ich meine Zuhörer, und malte diese Bilder für mich selber aus, und ohne es zu wollen, schloß ich mit einem Ausruf über unser Glück.

Ich bemerkte, erst nachdem ich geendet, daß ich die aufmerksamsten Zuhörer hatte. Die Gräfin fand meine Schilderung reizend und meinte, ich solle das doch aufschreiben; Helene beneidete das Glück der Armen. Dann wurde man schweigsam. Der Himmel weiß, welche Reflexionen durch die verschiedenen Köpfe gingen. Die Kinder lehnten sich an meine Knice und

sahen mich groß an; sie wollten, daß ich noch etwas erzähle. Die Baronin drückte mir die Hand und zog mich in's Haus zurück; ihre Töchter begleiteten sie, und Helene grüßte mich besonders freundlich, als ob sie mir sagen wollte: Ich bin überzeugt, daß Du mich nicht meines Geldes wegen heirathen willst. Agnes blieb mit den Kindern, die nicht fort wollten, und da ich das Auge zu ihr erhob, begegnete ich einem Blicke, der mir wie ein Lichtstrahl in's Herz drang. Ich fühlte, daß sie sich mir nach meiner Apologie der Armuth näher fühlte, daß sie mir gut war. Ich streckte unversehens die Hand aus, wie um ein unverhofftes Glück zu erhaschen, und ich ergriff ihre Hand, die ich drückte und die ich so gerne geküßt hätte. Die kleine Gitta, ihre Schülerin, sah uns Beide erstaunt an und fragte dann plötzlich: „Onkel Born, ist es wahr, daß Du die Tante Helene heirathen wirst?"

Ich war starr und blickte das Kind blödsinnig an, ohne ein Wort erwiedern oder die Hand zurückziehen zu können, was ich doch so gerne gethan hätte; aber Agnes zog die ihrige leise fort und ging mit den Kindern aus der Veranda.

Vernichtet sank ich auf meinen Stuhl zurück; das glückselige Gefühl war dahin; es hatte nicht eine Minute gedauert. Ich konnte aufstehen, ich konnte

der kleinen Gitta nachlaufen und ihr sagen, daß es nicht wahr sei, daß ich Tante Helene nicht heirathen werde! Da war sie ja, die Gelegenheit, die ich manchmal und dunkel gewünscht hatte! Aber sollte ich mich so mit Einem Worte aus meiner geträumten Zukunft verbannen? — alle meine Pläne vernichten? Nein, ich konnte aus den Armidagärten, in denen ich lebte, nicht heraus und wieder zurück in das arme, unscheinbare Leben. O welch ein Lügner war ich, als ich vorhin das Glück der Armuth so schön schilderte, und welch ein Betrüger! Und doch ein schlechter, ein ungeschickter Betrüger, denn ich habe Agnes nicht betrogen. Ich schlich mich fort aus der Villa und machte einen Umweg, um nicht an eine Stelle zu kommen, wo ich vom Pavillon aus von Agnes gesehen werden konnte. Meinem gebeugten Nacken hätte sie die Last ansehen müssen, die ich mit mir forttrug; meine Stirne brannte von Schande.

Bald sollte ich Agnes noch öfter und ungestörter sehen. Die Baronin wurde ihres Unwohlseins wegen nach Marienlyst, jenseits Helsingör, geschickt, in jenes reizende Schlößchen, das jetzt in eine Art Kurplatz verwandelt ist, und hart am Ufer des Sundes der schwedischen Küste gegenüber liegt. Die Kranke sollte dort Seebäder nehmen und vor Allem der Ruhe pflegen. Sie fuhr mit der ganzen Familie auf dem

eigenen Dampfschiffe des Barons, auf der Ophelia, dahin ab, während Wagen und Pferde den vier bis fünf Meilen langen Weg zu Lande zurücklegten. Nur die Gräfin mit ihren Kindern blieb zurück, da in diesen Tagen einige Mitglieder der Familie Kirksteen nach Kopenhagen kommen sollten, die sie empfangen mußte, und mit denen mancherlei Familienangelegenheiten abzumachen waren. Ich mußte versprechen, demnächst nachzukommen, um die an sich reizenden und durch die Poesie Shakspeare's verklärten Gegenden und endlich deren wundervolle Architecturen, von meinen bisherigen Führerinnen geleitet, kennen zu lernen.

Die Anverwandten der Gräfin kamen bald nach der Abreise der Familie Friedensborg, und ich war mit Agnes und den Kindern Stunden und Tage lang allein, da mich die Gräfin gebeten hatte, nunmehr den Beschützer des Hauses zu machen. Es war jetzt stille in Haus, Garten und Park. Ich führte die Kinder auf die Spaziergänge, als wäre ich ihr Hofmeister; ich erzählte ihnen Märchen, als wäre ich ihr Onkel, und ich saß mit ihnen und Agnes um einen Tisch, als wären wir zusammen eine ganze Familie. Welche schönen und sonderbaren Gedanken kamen mir oft, wenn wir so da saßen. Ich sagte mir, daß dieser Garten nur ein kleines Gärtchen,

und diese Villa nur ein kleines Dorf- oder Vorstadthäuschen zu sein brauchte, und daß Alles nicht um ein Jota weniger schön wäre. Aber ich verwies mir solche Gedanken als idealistische Träume, denen man nicht entgegenstreben dürfe. Agnes wurde von Tag zu Tage schöner, auch jünger, da sie den strengen Ernst gegen mich ablegte, aber trotzdem ehrwürdiger; es war mir, als beurtheile sie mich von der Höhe herab und als wäre sie meine Gouvernante mehr als die der Kinder, ohne daß mich das gedemüthigt hätte. Ach sie war immer so ruhevoll, und ich fragte mich, ob, wenn sie die zwanzig Millionen besäße, ich den Muth hätte, ihr zu sagen: „Agnes, ich liebe Sie!"

Nur einmal sah ich sie in glücklichster Aufregung.

Wir saßen nach dem Essen noch am Tische, als sie mich fragte: „Welches ist die schöne Erinnerung, die sich bei Ihnen mit meinem Namen Gillmer verbindet? Sie erinnern sich? Sie sagten mir das einmal."

„Ja," sagte ich, „eine liebliche Erinnerung, beinahe so lieblich, als die sein wird, wenn ich nach Jahren an diese Tage zurückdenken werde. Ich war noch Gymnasiast und mochte achtzehn Jahre zählen, als ich eine Ferienreise durch den Harz machte. An einem klaren Morgen kam ich durch ein Dorf und an einer Kirche vorbei, aus der eben die Schuljugend

trat. An der Thüre stand der Pfarrer und blickte mit Liebe und Wohlwollen auf die kleinen Blondköpfe herab; manchem griff er in die Locken, um ihm etwas Freundliches zu sagen, manchen hielt er auf, um ihm eine sanfte Ermahnung zukommen zu lassen. Alle die Kinder, die er liebkos'te, wie die er ermahnte, sahen mit einer unendlichen Liebe zu ihm hinauf. Er wollte eben in sein Pfarrhaus zurücktreten, als er mich erblickte und offenbar auf den ersten Blick meinen Stand erkannt. Er lächelte wie bei der Erinnerung an glückliche Jugendtage, da er so gewesen war wie ich, und wie gute Greise beim Anblicke frischer, in die Welt hinausstürmender Jugend zu blicken pflegen. Er grüßte mich lateinisch und ich antwortete. Dann streckte er mir die Hand entgegen und fragte mich in derselben Sprache nach Heimat und Reisezweck; dann lud er mich ein, bei ihm einzusprechen. Vor dem Hause war ein von wilden Reben bedeckter Gang, in welchem Tisch und Stühle standen, und wo der gute Pfarrer zu arbeiten pflegte, denn auf dem Tische und auf den Stühlen lagen Papiere und klassische Bücher. Er freute sich, wie ich in den Büchern herumstöberte und mich in Manchem bewandert zeigte. Ehe eine halbe Stunde unserer Bekanntschaft verlaufen war, lasen wir sophokleische Chöre mit einander. Wie herrlich las der

Alte den Chor aus der Antigone: Vieles Gewaltige lebt! und wie verstand er jede Schönheit mit einem Worte zu characterisiren! Neben dem wohlthuenden Eindruck, den mir das väterliche und weise Wesen dieses Mannes machte, erhob mich noch der Gedanke und erfüllte mich mit Stolz, daß solche Männer in Deutschland auf dem Dorfe zu finden sind. Auch sagte ich mir, so wäre mein Vater, wenn er noch lebte, und so sollten wir uns bestreben, Alle zu sein; so ruhevoll in sich, so im kleinen Kreise große Pflichten erfüllend, und sich am Schönen nährend und ewige Jugend bewahrend. Es war eine jener Stunden, in denen ich die besten Vorsätze faßte; es war eines jener Beispiele, die am mächtigsten auf mich wirkten."

Ich schwieg, denn ich sagte mir, was Agnes denken müsse: daß das Beispiel nicht nachhaltig gewirkt, daß die Vorsätze längst verflogen sind. Wie durfte der Mann, der nach Millionen jagte, die holde Beschränkung jenes Dorfweisen rühmen?

„Fahren Sie fort," bat Agnes, indem sie die Worte mehr hauchte als sprach.

„Es ist nicht viel zu erzählen," sagte ich; „er ließ mir ein kleines Frühstück vorsetzen, und es war mir, als wäre ich bei irgend einer schönen Gestalt der Dichtung, bei einem Vikar of Wakefield zu Gaste. Dann zeigte er mir seine kleine Bibliothek und den

Garten, den er selber pflegte. Gegen Mittag verließ ich ihn. Er drückte mir die Hand und sagte: Mein Sohn, vergiß nie, was Du in der Jugend dachtest. Das Beste, das wir leisten können, ist die Erfüllung unserer jugendlichen Pläne."

Ich schwieg wieder, erdrückt von dem Gedanken, wie wenig ich diesem Rathe nachgekommen.

„Und dieser Mann hieß?" fragte Agnes mit zitternder Stimme.

„Pastor Gillmer!"

„Mein Vater," sagte Agnes glücklich lächelnd.

„Ihr Vater!" rief ich, „lebt er noch?"

„Er lebt, heiter und glücklich, wie immer; jung und liebend, wie immer."

„Könnte ich ihn wieder sehen," sagte ich gerührt; „sein Anblick würde mir recht wohl thun. Es ist sonderbar! In verschiedenen schwierigen Lagen meines Lebens mußte ich seiner gedenken, den ich kaum durch Stunden gekannt habe. Es war mir immer, als könnte ich bei ihm den besten Rath finden. Und jetzt ist mir auch so."

Es machte mir den Eindruck, als wollte sie die Rolle übernehmen, die ich ihrem Vater zudachte, und ihn bei mir ersetzen. Mehrere Male ließ sie sich an

diesem und den folgenden Tagen die Worte wiederholen, die er beim Abschiede an mich gerichtet, und offenbar hatte sie die Absicht, mir sie so oft als möglich in's Gedächtniß zu rufen. Sie knüpfte allerlei Reflexionen daran, und einmal auch die Frage, wie es komme, daß ich, der ich mich des Stilllebens mit meiner Mutter und des idyllischen Lebens ihres Vaters mit solcher Liebe erinnere, offenbar darnach strebe, mich dieser Art des Daseins so sehr als möglich zu entfremden? Ich wich solchen Fragen mit allgemeinen Antworten aus. Eine gerade Antwort hätte ein Bruch mit meinen Plänen oder ein Riß durch die Verbindung mit Agnes werden können. Zu beiden fehlte mir die Kraft; der Umgang mit diesem anmuthsvollen Wesen war mir eine Nothwendigkeit geworden, wie der Besitz der Millionen. Aber diese ausweichenden und characterlosen Antworten entfernten sie nicht mehr, stießen sie nicht mehr so ab, wie es früher oft ein Wort, ja meine bloße Erscheinung gethan hatte. Sie hatte Geduld mit mir, sie gab mich nicht auf, sie wollte mir offenbar beistehen; sie sagte sich, daß sie eine Pflicht an mir zu erfüllen hatte. Aber da kam ein Brief der Baronin, welche ihre Enkelinnen zu sich berief, nach denen sie Sehnsucht hatte. In diesem Briefe wurde ich wiederholt zu einem Besuche in Marienlyst eingeladen

und zugleich gebeten, Fräulein Agnes mit den Kindern zu begleiten und ihren Beschützer zu machen, da die Gräfin noch nicht abkommen konnte. Die Dampfyacht des Barons, die Ophelia, sollte uns nach Helsingör bringen und dann dort bleiben, um Ausflüge zu erleichtern.

Die Ophelia erwartete uns nur einige hundert Schritte vom Hause. An einem herrlichen Augustmorgen gingen wir an Bord und dampften hinaus in den blauen, schimmernden Sund. Keine Wolke und kein Lüftchen regte sich, das Meer war durchsichtig wie die Atmosphäre, und der Blick konnte eben so ungehindert in die geheimnißvolle Tiefe dringen, wie in die Wälder Dänemarks und in die Buchten und Berge Schwedens. Vorbei ging's an lieblichen Fischerdörfern und an reizenden Landhäusern, die alle von schattigen Buchenwäldern umsäumt sind. Wenige Küsten der Welt sind so schön wie diese; an wenigen Punkten der Erde vermählt sich die Ueppigkeit der Pflanzenwelt so wahr und innig mit der Größe und Anmuth des Meeres. Was Land und Meer des Schönen bieten können, vereinigt sich hier; Norden und Süden geben sich hier einen Kuß, jener durch die schattigen Buchen, dieser durch das sommerliche Meer vertreten, das so sehr dem Helesponte gleicht. Schweden mit seinen in Duft getauchten Bergen liegt

da wie ein Märchenland, das eben nicht schöner ist, als die Wirklichkeit; Helsingborg, auf dem die Sonne liegt und das sich im Meere spiegelt, gleicht einer Fata Morgana. Die Insel Hveen, mit den Ruinen von Schloß und Sternwarte Tycho Brahe's, wo er in den Sternen las und Weisheit und Thorheit trieb, Wahrheiten ergründete und phantastische Träume ausheckte, schwärmt auf den Wellen, wie die Insel eines Zauberers, eines Prosper, der da mit einer Miranda wohnt und von einem Ariel bedient wird. Wir gehen ein in die Traum- und Zaubersphäre; der Geist Shakspeare's, der diese Gegenden verklärte, wie sie die Natur mit Schönheit ausstattete, fängt zu wirken an. Es war eine selige Fahrt! Die Kinder tummelten sich auf dem Verdecke umher und jauchzten auf, wenn unten ein Seestern am Schiffe vorüberflog; Agnes stand neben mir und blickte schweigend wie ich in die schöne Welt. Es wär mir, als führe ich mit ihr dem Glücke entgegen. Wir waren allein; auf eigenem Schiffe. Da war kein Getümmel, kein Stoßen der Passagiere, kein Aus- und Einsteigen; Capitain und Matrosen umgaben uns wie dienende Geister. Nichts störte in Traum und Genuß. So hätte ich mit Agnes hinaussteuern mögen in's unendliche Meer, in die unendliche Welt, um irgend an einer einsamen Küste zu landen. Scherzend sagte

ich zum Capitain: „Fahren Sie hinaus aus dem Sund und landen Sie uns an den azorischen Inseln!“ Und zu Agnes gewendet fuhr ich fort: „die Inseln sind ein Rest der glückseligen Atlantis.“

„Sie lächelte und sagte: „Die glückselige Atlantis ist überall; am Fuße des Weihnachtsbaumes bei Ihrer Mutter und im Garten meines Vaters, in seiner Laube, wo Sie den Sophokles mit ihm gelesen haben.“

Ich bejahte es, aber ich dachte auch zugleich, daß der Dampfer, auf dem ich die glückselige Fahrt machte und auf dem ich in alle Welt steuern wollte, nicht mir gehörte, und daß es schön sei, einen solchen Dampfer zu besitzen. Ist es nicht ein Zaubermantel, wie sich ihn Faust wünschte?

Als das gethürmte Kronborg, das den Sund beherrscht, und gleich darauf Helsingör auftauchte, fing ich an, von schönen Lebensstunden Abschied zu nehmen. Wie romantisch und phantastisch auch das alte Schloß und die ältere Stadt Helsings, des alten Normannenrecken, grüßen und locken, mir war es, als zöge ich dorthin wieder platter Alltäglichkeit entgegen — und als wir in den kleinen Hafen einbogen, und uns vom Damme her die Taschentücher der Damen Friedensborg entgegen wehten, war es mir, als er=



wachte ich aus einem schönen Traume, um wieder die Arbeiten und Mühen des beschränkten Daseins zu übernehmen. Als ich Agnes an der Hand faßte, um ihr über's Brett auf das Land zu helfen, drückte ich sie, wie zum Abschied.

Sechstes Capitel.

Man weiß es, daß die Hamlet-Sage ursprünglich in Jütland zu Hause ist, und eigentlich mit diesen Gegenden nichts zu thun hat; aber Shakspeare hat sie hierher verlegt; sein Trauerspiel spielt in Helsingör, und er war stärker als Sage und Geschichte. Wer glaubt nun nicht an Hamlet's Grab, an Ophelia's Quelle und an die „Terrasse," auf der der Geist erschienen? In der Mitte dieser heiligen Stätte der Dichtung liegt das kleine Schlößchen Marienlyst, das wir bewohnten; die Terrasse erhebt sich unmittelbar hinter dem Hause, und von dieser Terrasse aus blickt man über den Sund nach Schweden hinüber; zu Füßen der Terrasse ziehen die Schiffe dahin. Alte Bäume, heimliche Gebüsche sausen und flüstern dem Schlosse in ihrem Schooße Geheimnisse zu; gewundene Pfade verlieren sich in versteckten Lauben und Winkeln; die vor dem Hause auf der Wiese und in den Arcaden wandeln, sehen aus wie Glück-

liche. Die Natur, die Kunst und die Erinnerung an einen großen Genius, der diesen Boden zu geweihtem Boden machte, vereinigen sich hier, um Herz und Kopf mit einem heiligen Rausche zu erfüllen.

Spät am Abend saßen wir auf der Terrasse und ich las den Damen Hamlet vor. Die Lampe hatte ich ausgelöscht und las beim hellen Zwielicht der nordischen Sommernacht. Ich las mit Andacht und man hörte mir mit Schauer zu. Der Hain unter uns — der Mond über der See, deren stilles Seufzen zu uns herüberdrang — die einzelnen Lichter aus den Häusern Helsingborgs, da drüben in Schweden, die auf dem Sunde zu schimmern schienen — die schwedischen Berge, deren Fuß in Nebel, deren Haupt in Mondlicht getaucht war — manchmal ein Ruf der Wache auf den Mauern von Kronborg, oder ein Gesangsbruchstück, das von einem vorbeisegelnden Schiffe kam — Alles das bildete eine vervollständigende Beigabe und Scenerie unserer Vorlesung. Aber mein Auge und mein Wort wandte sich vorzugsweise einem kleinen Lichte zu, das aus einem Hinterstübchen von Marienlyst kam. Dort wohnte Agnes, und sie las, wie man am Schatten erkennen konnte, in einem Buche. Sie war allein; wieder ausgeschlossen von unserer Gesellschaft. Und während ich da draußen declamirte und manchmal die

Stimme erhob, in der Hoffnung, von ihr gehört zu werden, kam ich mir selbst wie ein kleiner, parodirter Hamlet vor, der zu keinem Entschlusse kommen kann.

Die Damen gingen, tieferschüttert von der Vorlesung, in's Haus zurück; ich irrte noch lange in den Gebüschen umher und hielt endlich auf der Anhöhe, auf welcher die Fernröhren aufgestellt sind, vermittelst welcher man von hier aus die Schiffe in die weite See verfolgt und in die Thäler Schwedens blickt. Ich richtete eines nach dem Fenster Agnesens — ich sah nur ihren Schatten auf den weißen Vorhängen, und auch dieser verschwand plötzlich, da das Licht erlosch. Es war mir das wie eine andeutende symbolische Handlung, daß sie mir wieder entrückt sei; und sie war es auch. Seit unserer Ankunft wandelte sie wieder allein mit den Kindern umher, oder saß sie auf ihrer Stube. Schon am ersten Abend wurden Pläne zu Ausflügen entworfen, an denen sie natürlich nicht Theil nehmen sollte, da sie mit den Kindern bei der Baronin bleiben mußte. Ich werde sie nicht eine Viertelstunde so wiedersehen, wie ich sie in den letzten Tagen gesehen hatte — und doch glaubte ich, ohne sie nicht leben zu können.

Unwillkürlich trug mich mein Schritt am Morgen nach der Vorlesung auf die Höhe zurück, wo ich in ihr Fenster sehen konnte. Aber ich sah sie kaum;

die Entfernung war zu groß — ich sah nur wie einen Schatten. Da fiel mein Blick wieder auf das Fernrohr, das noch ihren Fenstern entgegengerichtet war; ich löste es vom Gestelle los, versteckte mich in das Gebüsch und legte es zwischen zwei Zweige. Ich suchte nur einen Augenblick lang die Richtung und sie saß so nahe bei mir, daß ich sie glaubte athmen zu hören; ich sah die feinen, blauen Aederchen auf ihrer Schläfe, die langen Wimpern, das seidene Haar. — „Agnes, ich liebe Dich!" flüsterte ich vor mich hin, als ob ich es ihr in's Ohr flüsterte. Es schien mir, als ob sie darauf tief aufseufzte, als ob sie in großer Aufregung wäre. Jetzt erst bemerkte ich, daß sie da saß und schrieb; die Buchstaben lagen groß vor mir — das erste Wort, das ich las, war mein Name. Ich konnte nicht weiter lesen, es flimmerte mir vor den Augen und ich erhob den Kopf. Da war ich wieder so fern von ihr. Soll ich lesen, was sie schreibt? Ist es nicht eine Heiligthumsentweihung, wenn ich einen Blick in das unbewachte, jungfräuliche Gemüth werfe? Vielleicht schreibt sie ihr Tagebuch? Vielleicht schreibt sie, daß sie mich liebt? Die Versuchung war ungeheuer, ich erlag. Das Fernrohr war nicht mehr auf das holde Gesicht, es war auf das Blatt gerichtet und ich las:

„— mit welcher Liebe er Deiner gedenkt! Ein Herz, das Dich, mein theurer Vater, so zu würdigen versteht, muß trotz Allem ein edles Herz sein. O wärest Du da, um ihn an sich selbst zu erinnern, um ihm in seinem Ringen beizustehen und ihn zu retten, denn er wird elend, unglücklich sein sein Lebenlang, wenn er sich verleugnet und diesen Verrath an sich selbst begeht. — Könntest Du nicht kommen? Ist eine solche Rettung nicht der Reise werth? Ich weiß es, mein guter Papa, Du hast nichts und die Reise würde die Hälfte Deiner Einkünfte verschlingen; aber ich habe etwas erspart. Sieh, mein guter Papa, ein Flecken auf dieser Seele würde mir einen ewigen Kummer bereiten, eine Enttäuschung, die ich nie verschmerzen würde, denn — Dir sage ich ja Alles — ich liebe ihn! und mit welchen Schmerzen!"

Das Rohr entfiel meiner Hand in's Gras, und ich stürzte aus dem Gebüsche. Vielleicht wäre ich in's Haus geeilt und hinauf in Agnesens Stube; aber ich hörte plötzlich überall meinen Namen rufen, und nicht wissend, ob es Täuschung, ob Wirklichkeit war, folgte ich betäubt dem Rufe und saß, ehe ich zur Besinnung kam, im Wagen, um, wie es verabredet war, nach Friedrichsborg zu fahren. Ich war betäubt, ich ließ mich hinfahren, ich glaubte, ich werde entführt. Der Weg geht fortwährend durch Buchen-

wälder, ohne daß man darum den Anblick des Meeres nur durch Minuten verlöre; bald blickt es durch Hellen und Halden, bald, wenn man nur über kleine Hügel fährt, breitet es sich in seiner ganzen Größe aus; wie oft glaubt man, durch die enge Nachbarschaft von Wald und See getäuscht, daß ein Segel mitten durch die Buchensäulengänge dahingleite. Es ist wie ein Zauber, ein Traum, ein Märchen; die elfenhafte Phantasie kann nichts Schöneres ersinnen. Und doch erwartet den Wanderer am Ende dieses Weges noch etwas Schöneres, oder vielmehr es erwartete ihn einst, denn jetzt ist es dahin, das Wunder Dänemarks, des ganzen Nordens, die Schöpfung Christian's IV., das herrliche Schloß Friedrichsborg. Da stand es plötzlich, aus einem See mitten im Walde hervorragend, mit Zinnen, Thürmen und Zinken, mit Bildern und Säulen, in allen Farben glänzend, als ob ein Wassernix seine Residenz für einige Zeit aus der crystallenen Tiefe an's Licht der Sonne emporgehoben hätte, um während der lieblichen Sommerzeit hier Hof zu halten, wie vom Elfenkönig O'Donoghue in Irland erzählt wird. In Mitte all dieser Schönheit hatte ich Entschuldigung genug für meine Schweigsamkeit; schwiegen doch auch die Anderen, die nicht heute, so wie ich, durch ein Wunder erfuhren, daß sie vom schön-

sten Herzen geliebt werden. Wer hat den Muth des Wortes in Gegenwart unendlicher Schönheit? Nur der sie nicht fühlt. Es war einmal ein Knabe im Morgenlande, der sollte zum Hüter der Schätze des Sultans und darum stumm gemacht werden. „O," sprach er, „Sultan, mache mich anstatt zum Hüter Deiner Schätze, zum Hüter Deiner schönen Tochter, der schönsten aller Prinzessinnen, und ich werde sie ansehen und von selbst verstummen, ohne daß mir die Zunge herausgeschnitten zu werden braucht."

An den folgenden Tagen ging es zu den Hünengräbern, über den Fjord nach Röskilde zu den Königsgrüften, dann in die Wälder von Jägers-Prijs, dann nach der Insel Hveen, dann nach Schweden: überall hin, wo Schönes war, wo Rausch und Genuß war, und überall war Agnes nicht mit, wohl aber der Dämon, der mir immer wieder in's Ohr flüsterte: „Nur so zu leben ist des Lebens werth! Und Du kannst nicht mehr anders leben!"

Agnes war schon seit zwei Tagen abwesend und mit den Kindern nach Kopenhagen zurückgekehrt — und ich hatte es nicht gemerkt — und als ich mit der ganzen Familie auf der Ophelia selbst dahin zurückkehrte, dachte ich an die einsame und stille Fahrt und an die Träume, die mit uns an Bord

waren, wie an einen längstvergangenen Traum, dessen Bestimmung es war, beim Erwachen zu verschwinden und sich in Nichts zu verflüchtigen.

Graf Tannen erwartete uns am Landungsplatze. Als er Helene an meinem Arme sah, lächelte er ganz eigenthümlich bitter, und es kam mir zum ersten Male der Gedanke, daß er sie möglicherweise liebe. Sein Benehmen gegen mich erschien mir nun in anderem Lichte; es war Eifersucht, es war nicht Mißachtung; er wollte jene nur verbergen, indem er diese errathen ließ — und ich sah ihn kühner und herausfordernder an als vorher. Er schüttelte den Kopf, als ob ihn mein Auftreten in irgend einem Gedanken, irgend einer Vermuthung bestärke. Ich war unangenehm überrascht, als er sich Abends, da ich die Villa verließ, an mich anschloß, um mich in die Stadt zurück zu begleiten, und etwas betroffen, als er mich, in der Stadt angekommen, dringend einlud, ihm in seine Wohnung zu folgen.

Als der Diener die Lampe brachte, bat mich Graf Tannen um die Erlaubniß, sie zurückschicken zu dürfen; es plaudere sich besser in dieser lichten Dämmerung. Ich willigte gerne ein; trotzdem rief er bald darauf dem Diener zu, die Lampe herein zu bringen. Er war aufgeregt, ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab und bereitete sich offenbar zu

einem Gespräche vor, über dessen Inhalt und Zweck er mit sich noch nicht einig war. Er gestand mir das auch offen, und bat mich zu wiederholten Malen um Entschuldigung. Dann rief er wieder dem Diener und bestellte zwei Rheinweinflaschen. „Zwei Deutsche," sagte er mit erzwungenem Scherze, „können sich seit Tacitus' Zeiten nur beim Trunke recht aussprechen, besonders wenn es sich um Wichtiges handelt."

Er schenkte ein und wir saßen da und tranken köstlichen Johannisberger und plauderten, aber das Wichtige, das er mir angekündigt, kam nicht zum Vorschein; er suchte im Gegentheil die unwichtigsten und gleichgiltigsten Gegenstände auf's Tapet zu bringen, und erzählte mir unter Anderem, daß der Wein, den wir da tranken, ein Geschenk des Fürsten Metternich an seinen Vater sei. Er kam mir sonderbar vor, dieser so ernsthafte, junge Mann, der sonst nur Gespräche über bedeutendere Fragen liebte. Er trank mehrere Gläser und schien sich im Weine und mit vielen Worten den Rausch beschleunigen zu wollen. Endlich hatte er Muth und zugleich Kaltblütigkeit genug, um gleichgiltig hinzuwerfen, was ihm grade das angekündigte Wichtige war.

„Nun," fragte er lächend, „kommen Sie als glücklicher Verlobter zurück?"

„Verlobter?“ rief ich achselzuckend, eben so gezwungen wie er auf seinen scherzhaften Ton eingehend.

„Nicht?“ fragte er etwas erstaunt, doch offenbar erfreut, „es wäre doch Zeit, endlich Ernst zu machen; schon spricht man in der Stadt davon, wie von einer ausgemachten Sache.“

„Wovon spricht man nicht? Fräulein Helene kann es ertragen; sie ist nicht zu compromittiren.“

„Allerdings,“ lachte Tannen, „mit zwanzig Millionen ist man uncompromittirbar.“

„Und mit Helenens und der Familie Character,“ fügte ich ernster hinzu.

„Sie haben Recht,“ sagte Tannen plötzlich in einem anderen Tone. „Also Sie haben nicht um sie angehalten? Ich war überzeugt, daß der Aufenthalt in Marienlyst Alles zum Abschlusse bringen müsse. Oder fehlt es Ihnen an Muth? So will ich Ihnen sagen, daß Sie dem Alten sehr wohl gefallen; er hat, wie er sich ausdrückt, an Ihnen „herumgeförschelt“ und Sie gut befunden; die Baronin wünscht sich keinen liebenswürdigeren Schwiegersohn, die Gräfin keinen lebhafteren Gesellschafter.“

„Und die Hauptperson? von der schweigen Sie?“

„Die Hauptperson ist Ihnen geneigt, und Sie brauchen sich nur durch wenige Tage anzustrengen — ich setze voraus, daß Sie das in Marienlyst gethan

haben, um ihr ganzes Herz zu gewinnen. Die gute, bescheidene Helene ist so dankbar.“

„Aber, lieber Graf,“ sagte ich etwas stutzig, ja gereizt, „wie kommen Sie dazu, von Anstrengung zu sprechen?“

„Es bedarf also der Anstrengung nicht? Desto besser!“

„Ich verstehe Sie nicht!“

„Sie lieben also Helene? fragte der Graf, indem er die Lampe etwas zur Seite stellte, um mir besser in's Auge sehen zu können.

Ich erhob mich und indem ich die eine Hand nach dem Hute ausstreckte, sagte ich: „Herr Graf, ich habe nicht die Ehre, Sie lange genug zu kennen, um Sie zu meinem Vertrauten zu machen.“

Der junge Mann strich sich mit der Hand über die Stirne, auf der einige Schweißtropfen erschienen, seufzte tief auf und sagte:

„Ich gebe Ihnen gern zu, Herr Born, daß ich zudringlich bin, daß ich kein Recht auf Ihr Vertrauen habe, und daß ich Ihnen Ursache gebe, mich gehörig zurückzuweisen. Aber hören Sie mich — ich bitte Sie.“

Er setzte sich wieder auf denselben Platz, von dem er bei meinen Worten aufgestanden war, beugte sich vor über den schmalen Tisch und sagte langsam und eindringlich: „Ich liebe die Familie Friedensborg;

sie besteht aus lauter vortrefflichen Herzen, und ich habe ein gewisses Mitleid mit ihr, da ich sie meist von Menschen umgeben sehe, die etwas von ihr wollen, die sie ausbeuten, die durch sie emporzukommen wünschen. In ihrem Tumulte leben die Friedensborg in der größten Einsamkeit, bei dem innigsten Wunsche, wahre Freunde zu haben. O die Schatten des Reichthums sind eben so kühl, als sie dunkel sind. Vor Allem aber liebe ich Helene!"

Der Graf schwieg wieder einen Augenblick, dann fuhr er leise lächelnd fort: „Sie sehen, daß ich ein gewisses Recht habe mich in Ihr Vertrauen zu drängen, da ich Sie zudringlicherweise zu meinem Vertrauten mache. Ich habe Ihnen hier ein Wort ausgesprochen, das noch niemals über meine Lippen kam, ausgenommen meinem Vater gegenüber. Ja, ich liebe Helene, das beste unter diesen guten Herzen. Aber glauben Sie nicht, daß ich Sie alle diese letzten Wochen aus Eifersucht gerne von ihr entfernt hätte, oder daß es Eifersucht ist, die mich jetzt mit Aufregung, die ich nicht verbergen kann, von ihr und von Ihrer möglichen Verlobung mit Helenen sprechen läßt. Sie wird jedenfalls Jemand Andern heirathen, nicht mich. Ich denke nicht daran, jemals um ihre Hand anzuhalten. Mein Vater ist ein Legitimist aus der alten Schule; die Heirath seines Sohnes mit

einer Tochter der roture würde ihm den empfindlichsten und wahrhaftigsten Kummer verursachen, noch mehr der Gedanke, daß man mich für einen jener Adeligen halten könnte, die nach bürgerlichem Parvenugeld jagen. Ich will meinem Vater diesen Kummer um so lieber ersparen, als ich überhaupt nicht zu heirathen gedenke, und als es Helenen während der langen Zeit unseres Umganges nie eingefallen ist, daß sie mich heirathen könnte. Freilich habe ich mich ihr niemals hofmachend genähert; aber bei meinen Grundsätzen und Ansichten von der Liebe soll diese ohne Hofmacherei kommen. Außerdem halte ich mich für krank. Vielleicht täusche ich mich, aber bei mir ist es ausgemacht, daß ich endlich nach Madeira oder Egypten werde gehen müssen, um ein schwächliches Dasein zu fristen. Wäre Helene nicht in Kopenhagen, ich wäre vielleicht schon in Kairo. Ich will das junge Leben eines lieben Geschöpfes nicht an eine zweifelhafte Existenz knüpfen. Sie sehen, es ist nicht Eifersucht, nicht Selbstsucht —"

Er unterbrach, stand auf und ging einigemale im Zimmer auf und ab — dann fuhr er mit zitternder Stimme fort: „Ich möchte Helene nur an einen Mann verheirathet sehen, der sie liebt. Sie braucht das, sie kann anders nicht glücklich sein. Aber ich bin um ihr Glück besorgt, denn sie hat eine Seele

voll Vertrauen und wird Dem glauben, der ihr sagt: „Ich liebe Dich!"

Er setzte seinen Spaziergang durch die Stube fort, aber langsamen, bekümmerten Schrittes. „Wenn ich wüßte, daß Sie Helenen lieben, Herr Born, ich wäre glücklich, sie an Ihrer Seite zu sehen."

Ich schwieg. Ich war keines Wortes fähig. Ich saß da wie der Verbrecher vor seinem Richter sitzt und nachdenkt, ob er bekennen soll oder nicht? Aber ich sagte mir, daß, wenn der junge Mann noch länger so fortfahre, ich wohl bekennen werde, und ich suchte nach Mitteln, das Gespräch abzubrechen, um einem äußersten und entscheidenden Entschluß zu entgehen. Ich hätte ihn wohl mit seinem Vertrauen eben so zurückweisen können, wie ich zu Anfang gethan hatte; er war weder Vater noch Bruder Helenens, noch trat er als Bevollmächtigter der Familie auf; aber in der Wahrheit seines Gefühles, mit dem Ausdruck tiefsten Kummers auf dem Gesicht schien er mir zu Allem berechtigt. Auch sagte er mir, daß das Entscheidende, was er mir mitzutheilen habe, noch kommen müsse; es machte mir den Eindruck, als ob alles Bisherige nur Vorbereitung gewesen.

„O wüßte ich, ob Sie Helene lieben oder nicht!"

rief der Graf plötzlich, indem er mitten in der Stube stehen blieb.

Ich erhob mich, um zu antworten, er aber fiel mir rasch in's Wort: „Entschuldigen Sie, es war ein Monolog; ich habe unwillkürlich meine Gedanken ausgesprochen; Sie sollen mir darauf nicht antworten."

Dann stellte er sich wieder vor mich hin, und beide Hände auf den Tisch stützend, sagte er: „Ich muß Ihnen noch Manches anvertrauen. Bitte, hören Sie mich. Ich bin reich, sehr reich. Meine Mutter hinterließ mir Güter im Werthe von zwei bis drei Millionen, deren unbeschränkter Herr ich bin — von einer uralten Tante erbe ich einst, vielleicht bald, ein ungeheures Vermögen. Mein Vater ist auch reich —"

„Aber, Herr Graf, wozu diese Auseinandersetzung — ich fange an, Sie nicht zu verstehen," rief ich etwas ungeduldig.

Anstatt aller Antwort ging der Graf an einen andern Tisch, ergriff eine Feder und schrieb rasch einige Zeilen auf ein Papier, darauf er dann ein Siegel drückte. Dann nahm er das beschriebene Papier und schwenkte es stehend in der Luft, wie um die frische Schrift trocknen zu lassen. So blieb er selbstvergessen stehen, regungslos; nur manchmal be-

wegte sich der Arm und das Papier. Ohne diese kleine Bewegung hätte er wie eine Statue oder wie ein Kataleptischer ausgesehen. Seine Augen starrten glanzlos vor sich hin. Ich fragte mich, ob er unwohl sei, besinnungslos oder verrückt. Ich bewegte mich, um ihm entgegen zu gehen, aber diese Bewegung weckte ihn; er seufzte tief auf und ging wieder auf den Tisch los. Sein Gesicht war blaß, wie das Gesicht eines Todten, als er sich wieder zu mir herüberneigte. Er wollte sprechen, unterbrach sich aber, und indem er that, als ob er das Licht der Lampe regeln wollte, drehte er daran und verkleinerte die Flamme, daß es im Zimmer beinahe ganz dunkel wurde. Dann stieß er rasch folgende Worte hervor: „Sie lieben Helene nicht! Sie wollen reich werden! Lassen Sie von ihr, reisen Sie ab; hier ist die Verschreibung meines ganzen Vermögens."

So sprechend warf er das Papier vor mich hin.

Ich sprang auf, und in meinem Eifer, an ihn zu gelangen, vergaß ich, daß der Tisch zwischen uns war. Ich stürzte ihn um, und mit ihm die Lampe. Wir waren im Dunkeln. Unfähig, ein Wort hervorzubringen, tappte ich, unartikulirte Laute ausstoßend, nach ihm, um ihn für seine furchtbare Beleidigung zu züchtigen. Da stieß ich mit beiden Füßen an ihn. Er lag auf dem Boden und über ihm der

Tisch. Er war ohnmächtig. Ich stürzte hinaus und schickte ihm seine Bedienten.

Wie ich auf meinem Zimmer im Gasthof angekommen bin? — ich könnte es nicht sagen. Ich weiß nur, daß ich die halbe Nacht bald wüthend wie ein Tiger im Käfig umher gerannt, bald vernichtet und beschämt mich auf's Sopha warf und das Gesicht mit den Händen bedeckte, um gleich wieder aufzuspringen und den wüthenden Rundgang auf's Neue zu beginnen. Meine Zimmernachbarn wurden ungeduldig, klopften da an die Wand, dort an die Thüre; aber es gelang ihnen nur, mich auf Momente zur Ruhe zu bringen. Geschimpf und Gefluche, das ich endlich zu hören bekam, berührte mich eben so wenig, als vorher die leisen Mahnungen. Es wäre mir ganz recht gewesen, wenn sie über mich hereingestürzt und es zu einem Handgemenge gekommen wäre. Also so tief war ich gefallen, so weit war es mit mir gekommen, daß man es wagte, mir Geld anzubieten, um mir eine Braut abzukaufen? Ein ehrenhafter Mann glaubte mit mir einen solchen Handel machen zu können? O wie elend, wie tief gedemüthigt fühlte ich mich; wie sehr sehnte ich mich nach der Zeit zurück, da ich eine solche Beleidigung, eine solche Zumuthung für unmöglich hielt. Es war die goldene Zeit meines

Lebens. Aber Tannen hatte sich durch eine Ohnmacht meiner Züchtigung entzogen; hätte ich ihn ohrfeigen, hätte ich ihn erdrosseln können, ich wäre jetzt ruhiger. Was blieb mir zu thun übrig? Philosophisch hatte ich das Duell zu allen Zeiten als höchst barbarisch und unvernünftig verachtet, jetzt schwebte mir nichts vor als der Gedanke, wie ich dem Manne, der mir solches bieten konnte, gegenüberstehe und ihm eine Kugel direct in's Herz schieße, oder ruhig selbst die Kugel erwarte. Ich wollte unbarmherzig sein, ich wollte ihn auf dem Platze tödten; er durfte nicht leben. Ich setzte mich hin und schrieb eine Herausforderung, die ihm Dr. Bille mit erstem Morgengrauen bringen sollte. Mit dieser Herausforderung in der Tasche verließ ich das Hotel und streifte um das Haus meines künftigen Secundanten umher.

Die Morgenluft kühlte ein wenig meine fieberische Stirne. „Wie recht hat der Mann," dachte ich, „den ich erschießen will; er gibt sein Vermögen her, um das Glück eines jungen Mädchens zu retten; ich will ein Vermögen erwerben auf Kosten dieses selben Glückes." Und ein anderer Gedanke fuhr mir durch den Kopf und erfüllte mich mit Entsetzen: Muß nicht Agnes eben so von mir denken, wie Tannen? Wie ein Verrückter lief ich der Villa zu,

mit dem festen Vorsatz, sie zu wecken und zu fragen, ob sie mich in der That für so jämmerlich halte, daß ich mir eine Braut abkaufen ließe. Das Gitter vor der Villa war glücklicherweise geschlossen; ich hing daran und — ich weiß nicht, wie es kam — ich weinte. Es war mir, als trennte mich dieses Gitter für ewig von Agnes. Die Villa, der Garten, all' die Pracht, die mich so mächtig angezogen hatten, erschienen mir jetzt in gespenstigem Lichte; ich hätte nur noch hineindringen mögen, um Agnes daraus zu entführen, und mit ihr in die stille Stube meiner Mutter oder in das grüne Pfarrhaus ihres Vaters zu flüchten. Ich wollte nichts mehr als ihre Liebe und wieder ein wenig Achtung der Menschen.

Agnes war, wie immer, wieder die erste im Garten. Als sie mich erblickte, stürzte sie mir erschrocken entgegen und rief: „Um Gotteswillen, was ist Ihnen? Sie sehen fürchterlich zerstört aus.“

Ich ergriff aber beide Hände, die sie mir entgegenstreckte, und zog sie in die Laube, in der ich sie zum ersten Male gesehen, und indem ich diese Hände mit Küssen bedeckte, bat ich: „Agnes, verlassen Sie mich nicht; helfen Sie mir mich wieder aufrichten; ich liebe ja nur Sie!“

Im Gefühl meiner Sündhaftigkeit sank ich ihr zu Füßen und drückte mein Gesicht in die Falten

ihres Kleides. Sie verstand schnell, was in mir vorging, und lächelte auf mich herab, wie Engel auf reuige Sünder herabblicken sollen. Dennoch zauderte sie noch mit einem tröstlichen Worte.

„Keine Buße, Agnes," flehte ich, „keine Verzögerung meines Glückes! Ich weiß es, Du liebst mich!"

Sie beugte sich zu mir herab, und alle Millionen der Erde wiegen das Glück nicht auf, das mit dem läuternden Kuß, den sie mir auf die Stirn drückte, mein ganzes Wesen durchdrang.

Ich dachte nicht mehr an Tannen und Genugthuung. Als er gegen Mittag in die Villa kam, trat ich ihm mit Agnes an der Hand entgegen und sagte: „Herr Graf, Sie haben mich gestern nach einer Verlobung gefragt; nunmehr hat eine stattgefunden, und hier stelle ich Ihnen die Braut vor."

Tannen fuhr erschrocken zurück. „Um Gott," rief er blaß und zitternd, „vergeben Sie mir! Ich habe an Ihnen ein schändliches Verbrechen begangen."

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben," sagte ich, „ich habe Ihnen nur zu danken."

* *
*

Pfarrer Gillmer traute uns; meine Mutter tröstet sich beim Anblick ihrer Schwiegertochter über den Verlust der Millionen. Tannen verschaffte mir

durch eine Empfehlung an seinen Vater die Stelle eines Custoden an einem numismatischen Cabinet, die mir achthundert Thaler einbringt; Agnes hatte sich als Gouvernante etwas erspart und meine Mutter verzehrt ihren Wittwengehalt mit uns. Meine Bücher bringen auch etwas ein, und so geht es, trotzdem die Erziehung meiner Kleinen ein Erkleckliches kostet, ganz gut von Statten; so gut, daß ich die zwanzig Millionen nie bedauert habe, und daß ich ein Zwanzigmillionstel meines Glückes um diese Summe nicht verkaufen würde.

Verrechnet.

Erstes Capitel.

An einem ziemlich kühlen April-Nachmittage fuhr ein elegantes, von zwei schönen englischen Pferden gezogenes, offenes Cabriolet, von den Eaux-vives kommend, über den großen Quai von Genf. Die Pferde trabten langsam dahin; denn die beiden in dem Cabriolet sitzenden Personen erfreuten sich an der schönen Aussicht, die dieser Punkt über den See und bis an den Jura gewährt. Es waren zwei den Genfern bekannte Persönlichkeiten; aber selbst wenn sie das nicht gewesen wären, man hätte doch auf den ersten Blick ihre Abstammung und ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander kennen müssen. Sie waren Engländer, und Vater und Tochter. Den Genfern waren sie bekannter, als es sonst an diesen Ufern verweilende Fremde zu sein pflegen, und dieses Bekanntsein verdankten sie ihrem Reichthum, für den die Eingebornen dieser Stadt immer ein aufmerksames Auge haben, ihrem längeren, schon Jahre

dauernden Aufenthalt in einer am See gelegenen Villa und endlich ihrer auffallenden Schönheit. Der Vater war einer jener schönen Greise, wie man sie im Norden nur in England findet und die Tochter, sein Ebenbild, eine jener merkwürdigen Blondinen mit griechischem Profil und blauen Augen, wie sie ebenfalls nur in England anzutreffen sind. Als sie am Café du Nord vorbeitrabten, liefen die Gäste an's Fenster, um „Sir William Spencer und Miß Lucy" zu sehen; dasselbe geschah im zweiten und dritten Kaffeehause des Quais. Solche Aufmerksamkeit erregten die Zwei schon seit Jahren, schon seit Sir William mit seiner damals vierzehnjährigen Tochter zum ersten Male in Genf erschien und das war nur natürlich. Denn der Anblick dieser schönen Jugend und dieses beinahe eben so schönen Greisenthums war ein in der That höchst erquicklicher und er wurde immer bedeutender und anziehender, je mehr Lucy sich zu einem vollendeten Weibe entwickelte. Sie war jetzt an zwanzig Jahre alt und stand in ihrer schönsten Blüthe.

Sie hielt, wie immer, auch heute die Zügel. An der Bergues-Brücke angekommen, lenkte sie plötzlich nach links und der Rhonestraße entgegen.

„Wollten wir nicht nach Hause und zu Tische?" fragte der Vater.

„Wir haben noch Zeit," antwortete die Tochter, — „noch Zeit genug, um über die Corraterie zu traben."

„Du bist nicht aufrichtig, Lucy!" sagte der Vater mit vorwurfsvollem Lächeln.

„Nein," sagte Lucy, ebenfalls lächelnd, „ich bin es nicht."

„Also habe ich errathen" — fuhr der Vater fort — „Du lenktest hier ein, weil Du auf der Brücke Mr. Starling kommen siehst."

„Ganz richtig!" lächelte Lucy.

„Siehst Du, Lucy, es ist Dir doch, als hättest Du ihm Unrecht gethan, sonst würdest Du seinem Gruße nicht ausweichen."

„Nicht so, Papa, von Unrecht ist keine Rede. Thut man allen Denen Unrecht, die man nicht heirathen will? Ich bin mir dessen bewußt, daß ich alle die guten Eigenschaften Starlings anerkenne — aber man begegnet einem Manne nicht gerne, von dem man weiß, daß man ihm nächstens einen Korb wird geben müssen. Ich bin ihm gut, er ist ein vortrefflicher Mensch, und ich behandle ihn darnach; aber das täuscht ihn, darauf baut er Hoffnungen, und trotz aller Winke, die ich ihm gebe, fährt er fort, mir den Hof zu machen und demnächst wird er bei mir mit einem Antrage herausrücken, wie er

es schon bei Dir gethan hat. Er weiß, daß ich ihn nicht liebe, aber er ist überzeugt, daß ich ihn lieben werde; das ist bei ihm zur fixen Idee geworden."

„Aber warum sollst Du ihn nicht lieben können?" fragte Sir William.

Lucy peitschte ungeduldig die Pferde, daß sie ausgriffen und in raschestem Trabe die Corraterie hinaufsprengten.

„Peitsche mir den guten Hector nicht so unbarmherzig," lächelte der Vater.

„Das ist Deine Schuld, Papa. Wie kannst Du nur solche Fragen stellen? Bist Du schon so alt, um solcher Fragen fähig zu sein? Du sagst immer, daß Du mit mir wieder jung geworden bist — ich glaube es manchmal, aber solche Fragen machen mich wieder irre."

„Wohl! Du hast Recht!" sagte der Vater begütigend, — „aber selbst für unbestimmte Gefühle sucht man wenigstens nach allgemeinen Ursachen; man will sich doch Rechenschaft geben — und Du besonders, Du liebst es sonst, Dir Deine Gefühle und Empfindungen klar zu machen. Ich bin überzeugt, Du kannst mir auch hier, wenn Du willst, wenigstens einen allgemeinen Grund Deines Widerstrebens gegen diese Heirath angeben."

Lucy schwieg eine Zeit lang, dann fragte sie: „Nicht wahr, Papa, auf dem Namen Deines Onkels, des alten Lord Macdonald, ruht ein gewisser Schandfleck?“

„Ja! Leider!“ seufzte Sir William. — „Leider hat er ein Leben, das ein ruhmvolles hätte sein können, durch eine gemeine Geldspeculation befleckt. Leider hat er seine hohe Stellung benutzen wollen, um sich schnell zu bereichern. Ohne diese Schwäche würde unsere Familie einen Mann aufzählen, der sich neben Nelson stellen könnte. Aber wie kommst Du jetzt auf Lord Macdonald?“

„So!“ antwortete Lucy, „ich wollte Dir sagen, daß ich ganz wohl einen Lord Macdonald mit seinem Schandfleck heirathen könnte, weil er trotz Allem ein Mann ist, weil er etwas gethan hat, weil er mit einer kleinen elenden Brigg große feindliche Schiffe genommen, weil er Europa und Amerika mit seinen kühnen Thaten in Erstaunen gesetzt hat.“

„Du liebst die Soldaten, wie alle Mädchen,“ sagte Sir William und fügte lächelnd hinzu: „ich schätze mich glücklich, bei Trafalgar gewesen zu sein, sonst hätte ich das Herz meiner Tochter vielleicht nie gewonnen.“

„Papa!“ rief Lucy und sah ihn mit einem zärtlich vorwurfsvollen Blicke an, „Du wärest ein Mann

und mein dear Pa auch ohne Trafalgar. Du irrst übrigens; ich liebe die Soldaten nicht. Zum größten Theile sind sie roh, ungebildet und eingebildet; sie meinen, die Welt könnte ohne sie nicht bestehen und gewiß wäre sie glücklicher, wenn es nicht einen einzigen Soldaten auf Erden gäbe. Ihre schönsten Thaten sind oft, in der Nähe betrachtet, nur Früchte der Gewohnheit, der Disciplin, des Gehorsams oder höchstens des Temperamentes, selten der Ueberlegung, der Ueberzeugung, der Begeisterung. Ihre auffallendsten Thaten zerstören in ihnen oft das Beste, was der Mensch in Herz und Seele besitzt. Nein, Papa, ich liebe die Soldaten nicht, aber ich liebe die Männer, die etwas thun, die etwas zu Stande bringen, und ich werde nie einen andern heirathen und lieben, als einen solchen, der schon etwas gethan hat, oder dem ich es ansehe, daß er etwas Rechtes zu thun fähig ist."

„Well! Well!" murmelte der Alte, „Du bist mein altes britisches Mädchen — aber," fügte er lächelnd hinzu, „ich glaube, daß wir der Gefahr, Herrn Starling zu begegnen, nicht mehr ausgesetzt sind und daß wir anstatt nach Carouge nach Hause fahren könnten."

Lucy wandte den Wagen, als Künstlerin, wie man sich auszudrücken pflegt, auf dem Raume eines

Tellers und jagte in die Stadt zurück und über die Insel auf den Quai des Bergues. Dort ließ sie die Pferde wieder langsamer gehen, um den Zöglingen eines der zahlreichen Knaben-Institute Genfs, die eben den Quai kreuzten, Raum zu lassen und sie mit Muße betrachten zu können.

„Sieh, die hübschen Knaben, Papa," sagte sie.

„Es sind viele Engländer darunter," bemerkte Sir William.

In demselben Augenblicke erscholl ein heftiges Angstgeschrei. Ein Mädchen von ungefähr dreizehn Jahren hatte ein kleines Kind, das sie unvorsichtiger Weise auf's Parapet gesetzt, um es sich auf den Rücken zu heben, in die Rhone fallen lassen. „Das Kind! das Kind!" schrie sie und lief mit der Schnelligkeit der Rhonewellen um die Wette dem Quai entlang. Die fürchterlichste Todesangst blickte aus ihrem blassen, von Entsetzen entstelltem Gesichte. Lucy sah, selbst vor Schrecken erstarrt, bald das Mädchen an, bald nach dem Kinde, das von den fürchterlich reißenden und schäumenden Rhonewellen, dort, wo sie mit gewaltigem Falle aus dem See stürzen, herauf- und heruntergeworfen wurde, bald auf der Oberfläche erschien, bald unter dem Schaume verschwand. Trotz dem Fesselnden des schrecklichen Schauspiels wurde ihre Aufmerksamkeit plötzlich doch

auf ein anderes in ihrer nächsten Nähe abgelenkt. Einer der Knaben des vorüberziehenden Instituts befand sich auf dem Trottoir, unmittelbar am Wagen Lucy's, der stille hielt, mit einem älteren Manne, offenbar einem Lehrer oder dem Vorsteher der Anstalt, in einem heftigen Kampfe. Der Knabe, ein Junge von ungefähr fünfzehn Jahren, blond, schlank und einer von denen, die Lucy's Aufmerksamkeit ihrer jugendlichen Schönheit wegen angezogen, stieß den Lehrer, der ihn krampfhaft festzuhalten strebte, mit Gewalt von sich; der Lehrer aber faßte ihn mit beiden Armen um den Leib; da ballte der Schüler die Faust und stieß ihn vor den Kopf, daß er rückwärts taumelte. Der Knabe stand im selben Augenblicke auf dem Steingeländе und stürzte sich, unter dem Aufschrei seiner Mitschüler und des versammelten Volkes, in das schäumende Wasser, das ihn mit seiner reißenden Schnelligkeit sofort entführte und für lange Secunden unsichtbar machte. Der Lehrer, der sich mit offenbarer, moralischer Anstrengung von dem betäubenden Schlage rasch erholte, rang die Hände und rief, indem er den Quai hinablief, nach Hilfe. Ihm nach eilten, rufend, schreiend, zum Theil weinend, die andern Zöglinge und an diese schloß sich das Volk, das sich bei dem allgemeinen Geschrei versammelt hatte. Auch Lucy jagte

die Pferde, den Blick immer den schäumenden Wellen zugewandt, der Menge nach.

„Der brave Junge! der brave Junge!“ rief sie, indem sie dahintrabte, als ob sie ihn erreichen wollte.

„Der arme Lehrer!“ sagte Sir William, „welche Verantwortlichkeit, welch' ein Unglück für ihn, wenn der Junge zu Grunde geht. Aber er hat das Seinige gethan, ihn von dem tollkühnen Sprunge abzuhalten. Es ist Herr Röder, ein Deutscher, der Vorsteher der Anstalt.“

Lucy hörte nicht; sie hatte sich im Wagen aufgerichtet und sah, indem sie die Pferde dahinlaufen ließ, unverwandten Blickes nach der Rhone. Indessen hatte Herr Röder den Rock abgeworfen, um sich seinem Schüler nachzustürzen; aber da entwickelte sich zwischen ihm und den anderen Zöglingen ein ähnlicher Kampf, wie der, den er soeben durchgemacht hatte. Er stand am Steingelände und strebte hinauf zu gelangen, während sich die Knaben an seinen Leib, an Arme und Beine hängten, um ihn vom Sprunge abzuhalten. Sein Gesicht war blaß, seine großen schwarzen Augen traten aus den Höhlen und starrten während des Ringens fortwährend in die schäumende, fürchterliche Fluth, wo sie weiß und heulend durch die Schleußen unter der neuen Brücke der hidraulischen Maschine entgegenschnellt. Plötzlich

klärte sich sein Gesicht auf; ein glückliches Lächeln beleuchtete es; ein tiefer Seufzer hob seine Brust und das ganze versammelte Volk, das nach dem ersten Lärm sprachlos und stumm geworden war, stieß ein Geschrei des Jubels hervor. Der heldenmüthige Knabe, der eben im Schwalle verschwunden gewesen, hing an einer der Schleußenpfosten, indem er mit dem einen Arme den Balken umklammerte, mit dem andern das gerettete Kind über die Fluthen hielt. Die schottische Mütze war verschwunden; aus seinem röthlich blonden Haar, wie aus den Kleidern, floß das Wasser in Strömen. Er achtete nicht darauf; er sah nur auf das Kind hinab, das bewegungslos unter seinem linken Arme lag. Die Zöglinge stürzten auf die Brücke, um ihm nahe zu sein und riefen jubelnd und gerührt: „Odo! Odo!" Er nickte ihnen zu und antwortete dem Zuruf mit einem kurzen Lächeln; dann aber suchte er sich mit größter Kaltblütigkeit auf seinem gefährlichen Standpunkte fester zu stellen und nachdem ihm dieses gelungen, faßte er das Kind mit beiden Händen und neigte es leise und langsam, um das Wasser aus Mund und Nase strömen zu lassen. Er führte diese Operation so besonnen aus, wie ein alter Schwimmmeister, und mit dem besten Erfolge; denn das Kind, das bisher bewegungslos in seinem Arme ge-

legen hatte, begann zu zappeln und fing endlich zu weinen an.

Mittlerweile flog auf der Stromschnelle, von der Bergues=Brücke her, mit der Raschheit eines Pfeiles, einer der stets bereitstehenden Rettungskähne herbei. Zwei kräftige Fischer lenkten ihn kunstvoll dem Knaben entgegen, der ihnen in dem Augenblicke, da ihn der Kahn berührte, das Kind entgegenstreckte. Aber bei dieser Bewegung verlor er seinen Halt und stürzte auf's Neue in die Fluth, während die Fischer das Kind in den Händen hielten. Wieder erscholl ein Schrei des Entsetzens, wieder verwandelte er sich in einen Ausruf der Freude, denn Odo arbeitete sich sogleich wieder empor und schwang sich mit einer kräftigen Bewegung in den Kahn. An diesem war ein Seil befestigt, daran er an das Ufer, an die Treppe des daselbst an Ketten liegenden Wasch=Schiffes gezogen wurde. Nun liefen Herr Röder und die Zöglinge wieder von der Brücke auf den Quai zurück. Herr Röder sprang die Treppe hinab und empfing seinen Zögling in seinen Armen, während die Schwester des geretteten Kindes dasselbe in Empfang nahm und noch ganz außer Fassung, blaß und verwirrt durch die Menge und ihrer in der Nähe liegenden Wohnung, in der Vorstadt St. Gervais, entgegeneilte.

Alles drängte sich um den Retter, der jetzt oben auf dem Quai stand. Das Volk ertheilte ihm Lobeserhebungen, seine Mitschüler suchten ihm die nasse Jacke abzuziehen, indem sie ihn bald mit seinem Namen Odo, bald mit Man, bald mit Mary anredeten. Er hörte das Alles nicht, er betrachtete nur die aufgeschwollenen Schläfe seines Lehrers.

„Ich erinnere mich," sagte er sanft, „das habe ich gethan; ich habe Ihnen einen Faustschlag versetzt. Verzeihen Sie mir, Herr Röder."

„Sei nicht so dumm, mein Junge," erwiederte dieser; „das ist Dir für alle Ewigkeit vergeben. Verlieren wir nicht die Zeit; Du mußt aus den nassen Kleidern heraus, daß Du dich nicht erkältest."

Herr Röder sah sich um, wie nach einem befreundeten Hause suchend, in das er mit Odo treten konnte. Da stand Lucy neben ihm und sagte in deutscher Sprache: „Herr Röder, vertrauen Sie mir diesen Gentleman; wir bringen ihn in unserem Wagen rasch in unser Landhaus, das nicht fern von hier ist."

„Ich nehme mit Dank an, Miß; meine Pension liegt eine halbe Stunde weit von der Stadt."

Schon hatte Lucy den Mantel, der eben ihre und ihres Vaters Füße bedeckt hatte, um die Schultern Odo's geworfen; Sir William machte eine ein-

ladende Bewegung und Odo, der Lucy verschämt und lächelnd gewähren ließ, stieg in den Wagen. Herr Röder schickte die andern Zöglinge nach Hause mit dem Auftrage, frische Wäsche und Kleider in die Villa Sir William's zu senden und stieg, ebenfalls eingeladen, in den Wagen. Miß Lucy schwang sich auf den Bock und der Wagen rollte mit Blitzesschnelle über den Quai du Montblanc ihrem Landhause zu. Von Zeit zu Zeit wandte sie den Kopf, und wenn sie Odo zittern sah, schlug sie mit dem Eifer eines wettrennenden Grooms auf die Pferde los. Auch dauerte die Fahrt nicht fünf Minuten.

Sir William führte Lehrer und Schüler sogleich in sein Schlafzimmer, das er ihnen zur Verfügung stellte, und verließ sie, um ihnen volle Freiheit zu lassen. Ein Bedienter brachte gleich darauf Wäsche und Schlafrock und ein anderer heißen Thee, den Miß Lucy bereitet hatte. Odo wollte den herrlichen Caschmirschlafrock genießen und noch einigemal darin im Zimmer auf- und abstolzieren; aber Herr Röder zwang ihn in's Bett, hüllte ihn ein und gab ihm zwei Tassen Thee zu schlürfen. Er saß dann noch einige Zeit bei ihm, und nachdem er sich überzeugt, daß sein Puls nicht um einen Schlag schneller ging, als es bei seinen fünfzehn Jahren natürlich war, empfahl er ihm, daß er ein wenig zu schlafen ver-

suche und ging dann in den Salon, um Sir William und seiner Tochter für so viel Güte zu danken.

Miß Lucy kam ihm sogleich entgegen. „Wie geht es Ihrem Schüler?“ fragte sie eifrig.

„Ganz vortrefflich,“ lächelte Herr Röder, „ich danke. Ich hoffe, er wird ein wenig schlafen und nach einer Stunde wird von dem Abenteuer keine Spur vorhanden sein.“

Sir William lud ihn ein, sich zu setzen; dann fragte er: „Wer ist der Knabe?“

„Er ist Ihr Landsmann, Sir,“ antwortete Herr Röder. „Er kommt aus Devonshire und stammt aus einer guten Familie; sein Name ist Odo Warthington.“

„Es scheint ein braver Junge,“ sagte Sir William.

„O Sir,“ rief Herr Röder mit Innigkeit, „ein vortrefflicher Junge, ein ausgezeichneter Junge; ja, ich kann sagen, ein ausgezeichneter Mensch.

„Ich habe,“ fuhr Sir William fort, „während der Junge in der Rhone war, auch Sie bedauert; ich habe Ihrer beinahe eben so sehr gedacht, wie des Knaben und seiner Gefahr. Welch ein Unglück für Sie, wenn dem Jungen etwas geschah — welche Verantwortlichkeit den Eltern gegenüber, die ihn Ihnen anvertrauen. Es ist eigentlich schrecklich. Ich dachte schon daran, daß ich Ihnen bezeugen wollte,

daß Sie Ihr Möglichstes gethan, um ihn von dem Sprunge in's Wasser abzuhalten. Nun Sie tragen das Zeugniß im Gesichte," lachte der alte Herr. „Hat der Junge gerungen und gestoßen wie der beste Boxer Altenglands. Man schlägt sich selten so gut, um sich zu einer guten That den Weg zu bahnen."

Herr Röder lächelte mit und sagte, indem er das geschwollene Gesicht im Spiegel betrachtete: „Dieser Stoß ist mir lieber, als jede Liebkosung, die ich je von meinen Zöglingen erfahren; ich möchte eine Spur davon zum ewigen Andenken bewahren, wenn das ginge. Was aber meine Lage während der Gefahr betrifft, so versichere ich Sie, Sir, daß ich nicht einen Augenblick an meine Verantwortlichkeit gedacht habe, sondern nur an die schreckliche Möglichkeit. Der Tod dieses Jungen wäre mir so nahe gegangen, wie der Tod meines eigenen Kindes. Niemand weiß es besser als ich, daß die Welt an ihm einen trefflichen Bürger verloren hätte. Solche Knaben wachsen nicht alle Tage."

„Indeed? Wirklich?" fragte Lucy, die in einem Fauteuil Herrn Röder gegenüber saß, halb in Gedanken versenkt, halb zerstreut.

„Wirklich!" bestätigte Herr Röder, zu der jungen Dame gewendet. „In einer siebenzehnjährigen päda=

gogischen Laufbahn hatte ich Gelegenheit, über tausend jugendliche Gemüther kennen zu lernen und zu ergründen, wie es sonst nicht möglich ist; aber ich versichere Sie, Miß, ich kenne vielleicht nicht drei Menschen, die sich an männlichem Muth, an Güte des Herzens, an Geradheit des Geistes und Gemüthes und an Wahrhaftigkeit des ganzen Wesens mit ihm messen könnten.

Der alte Pädagog hatte diese Worte mit solcher Innigkeit ausgesprochen, daß ihm die Stimme zitterte, und daß sich Miß Lucy gerührt fühlte.

„In der That? in der That?" wiederholte sie fortwährend, während der Vater versicherte, daß der Junge ganz diesen Eindruck mache.

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, und vielleicht nur um etwas zu sagen, vielleicht auch weil ihr Alles, was Odo betraf, Theilnahme einzuflößen anfing, fragte Lucy: „Was bedeuten die Namen, die ihm Ihre Zöglinge gegeben haben? Die Einen nannten ihn Mary, die Andern Man?"

Herr Röder lächelte: „Das sind Spitznamen. Jeder der Zöglinge hat seinen Spitznamen und je beliebter einer ist, einer desto größeren Anzahl von Spitznamen erfreut er sich. Odo war kaum drei Tage in meinem Hause, als er schon Mary hieß. Seine weiblichen Tugenden, seine Sanftmuth, seine

Bereitwilligkeit zu jeder Hülfe brachten ihm diesen Mädchennamen zu Wege. Bald aber erkannte man, daß sich mit diesen echt weiblichen Eigenschaften eben so viele, ja mehr, männliche verbanden, Muth, Ausdauer, Offenheit u. s. w., und um die Gerechtigkeit und das Gleichgewicht herzustellen, hieß er plötzlich neben Mary auch Man, der Mann, der normale Mensch."

Sir William und Miß Lucy lächelten. Herr Röder lächelte mit. „Glauben Sie mir," sagte er, „der Instinct der Kinder und Mitschüler erräth das innerste Wesen eines neuen Zöglings eben so schnell und klar, wenn nicht schneller und klarer, als die alte Erfahrung des Erziehers. Sehr oft hat mir der Spitznamen den Weg angedeutet, den ich mit einem neuen Zögling einzuschlagen hatte."

Solche und ähnliche Bemerkungen des berühmten Pädagogen interessirten Sir William, indem sie ihm belehrende Blicke in eine ihm ganz unbekannte Welt gewährten und erweckten seine Theilnahme um so mehr, als Alles, was Herr Röder sagte, den Stempel der Wahrheit trug, leicht und rasch einleuchtete und dabei dessen große Liebe zu seinem Berufe und ein allgemeines menschliches Wohlwollen athmete. Sir William hatte viel zu fragen und Miß Lucy horchte mit ihm und ließ sich gerne belehren. Erziehung

hat für alle weiblichen Seelen einen großen Reiz; dieser Beruf, so schön vertreten wie er hier war, schien ihr mit Einem Male der schönste und heiligste. Doch hörte sie am liebsten zu, wenn Herr Röder, aus der Theorie auf die Praxis übergehend, sich auf Beispiele berief und bei dieser Gelegenheit manchmal Odo, als das nahe liegende Exempel, erwähnte. Eine solche Erinnerung mahnte sie daran, sich nach seinem Befinden zu erkundigen und sie stand auf, um einen Bedienten in's Schlafzimmer zu schicken und wollte den Salon verlassen, als sie erstaunt am Fenster stehen blieb und, in den Hof hinabblickend, ausrief:

„Papa, da tummelt ein englischer Midshipman Dein Reitpferd."

Sir William eilte an's Fenster, auch Herr Röder erhob sich und rief, nachdem er einen Blick in den Hof geworfen: „Ist der Junge schon auf dem Rücken eines Pferdes!" Jetzt erst erkannten Sir William und Miß Lucy in dem reitenden Midshipman ihren Gast, den sie noch im Bette wähnten. Es war in der That Odo, der, von Reitknechten, Bedienten und dem ganzen Hausgesinde bewundert, die englische Stute des Hausherrn, die eben vom Hufschmied heimgekehrt war, in dem nicht sehr ausge-

dehnten Hofe der Villa, mit wilder Kunst die ganze Schule und allerlei Kunststücke durchmachen ließ.

„Er sitzt gut zu Pferde," sagte Lucy.

„Besser, als man es an uns Seeleuten gewohnt ist," versicherte Sir William.

Herr Röder wollte ihn rufen; aber Lucy bat, ihn nicht zu stören; offenbar freute es sie, den Jungen zu Pferde zu sehen, wie er sich in jugendlicher Kraft und Anmuth tummelte.

„Er trägt in der That eine englische Seemannsuniform, ganz ordonnanzmäßig," sagte Lucy; „wie kommt er in diese Tracht?"

„Odo ist wirklich Midshipman in der englischen Marine," erwiederte Herr Röder; „er ist bei mir nur auf Urlaub, um die deutsche und französische Sprache zu erlernen. Man hat ihm aus der Pension zum Kleiderwechseln die Uniform geschickt, die er sonst nur an Sonntagen trägt."

„Also mein richtiger Camerad," lachte Sir William.

Jetzt bemerkte Odo, daß er vom Fenster aus beobachtet war; er erröthete, schwang sich mit einem Sprunge aus dem Sattel, übergab das Pferd einem Reitknecht und ging, einem Winke Herrn Röder's folgend, in's Haus. Eine Minute darauf trat er in den Salon.

„Anstatt sofort Sir William und Miß Spencer aufzusuchen," sagte Herr Röder, „um für so viel Güte zu danken, tummelst Du dich im Hofe zu Pferde herum. Odo lachte: „Sie haben Recht, Herr Röder; aber eben, da ich mich hier anmelden lassen wollte, sah ich das prächtige Pferd, und ich konnte nicht widerstehen. Sie wissen ja, meine Leidenschaft."

„Ja, ja," lachte Sir William, „das Pferd ist die unglückliche Leidenschaft aller Seeleute; ich kenne das. Wo wir immer landeten, wir sahen uns überall gleich nach Pferden um und eine halbe Stunde nach der Landung trabten und jagten wir, zur Belustigung der Straßenjungen, oft auf den erbärmlichsten Rosinanten durch die erschrockene Bevölkerung.

„Da Sie das kennen, Sir William, so werden Sie mich entschuldigen," lachte Odo wieder, „ich bitte Sie um Verzeihung."

Sir William ergriff die dargebotene Hand und schüttelte sie; eben so that seine Tochter, die Odo ebenfalls um Verzeihung bat.

„Ja," sagte Odo dann, „ich soll auch danken; ich danke herzlich für so viel Gastlichkeit, für das gute Bett, für den guten Thee und für — ja für was noch?" setzte er verlegen mit einem gegen Herrn Röder gewandten fragenden Blicke hinzu.

„Nun, für sonst nichts; das ist Alles," lachte Sir William.

Herr Röder wollte sich nun mit seinem Zöglinge empfehlen; aber sie wurden zum Essen, mit dem man ihrethalben so lange gewartet hatte, zurückgehalten. Gegen Abend brachte sie Sir William, der versicherte, daß er sich nur ungern von Odo trenne, in seinem Wagen nach der schönen La Châtelaine, der Anstalt Herrn Röders, zurück. Lucy hielt wieder die Zügel. Als sie in den, das weitläufige Gebäude umgebenden, Park einfuhren, standen sämmtliche Zöglinge versammelt da und empfingen den Helden des Tages mit hundertfachem: Hoch Odo! Hurrah Mary! Vive Man! und so rufend, liefen sie neben dem Wagen bis an die Thüre des Hauses. Lucy machte es den Eindruck, als wäre sie der Wagenlenker eines einziehenden Triumphators; die Rufe der Kinder erschütterten sie im Innersten, und als Odo aus dem Wagen gesprungen und, von ihnen umgeben, geherzt, umarmt, geküßt wurde, traten ihr die Thränen in die Augen. Sie erinnerte sich plötzlich des Gespräches über Heirath von heute Morgen und dachte: Welch ein Glück, einen solchen Sohn zu haben — oder einen Geliebten, einen Mann, der nach vollbrachten Heldenthaten von seinem Volke so empfangen wird!

Zweites Capitel.

Odo, von Sir William eingeladen, so oft als möglich zu kommen, war in der englischen Villa bald heimisch. Herr Röder, der treffliche Erzieher, wohl wissend, daß der Umgang mit solchen Menschen das beste Erziehungsmittel sei, erlaubte ihm, so oft es seine Stunden gestatteten, die neuen Freunde zu besuchen. Nach solchen Besuchen pflegte Sir William auszurufen: Lucy, Lucy, warum bist Du nicht ein Junge geworden! und Lucy fühlte sich durch diesen Vorwurf, der ein mittelbares Compliment für Odo war, nicht gekränkt. Diesem that die Liebe, die man ihm im Hause zeigte, sehr wohl; sie machte ihn heiter und gesprächig, ohne daß er sich von Ursachen und Wirkungen Rechenschaft abgelegt und seine Unbefangenheit verloren hätte. Meist war er mit Vater und Tochter allein. Mr. Starling, der Heirathscandidat, dem Lucy damals auf der Bergues-Brücke ausgewichen war — welchem Umstande sie das Schau-

spiel in der Rhone und die Bekanntschaft Odo's verdankte — kam einige Male und traf auch Odo. Er machte den erwarteten Heirathsantrag nicht und nahm endlich Abschied, da er Genf verlassen und eine größere Reise machen wollte. Bei der Gelegenheit konnte er nicht umhin, Odo das größte Lob zu ertheilen, und lächelnd auf die mütterliche Zärtlichkeit Lucy's für den Knaben anzuspielen. „Werden Sie ja ein großer Mann, Odo," sagte er zu dem Knaben „wenn Sie sich die Liebe Ihrer Mama erhalten wollen, wenigstens ein Nelson, Wellington oder Shakspeare; Ihre Mama kann nur die höchsten Spitzen der Menschheit lieben; gewöhnliche Menschen sind ihr ein Greuel."

So sprechend verneigte er sich und verließ das Zimmer.

„Mama!" lachte Odo, „Miß Lucy, er nennt Sie meine Mama."

Lucy lächelte und legte ihm die Hand auf den Kopf. Doch schien es ihr, als hätte sich Starling damit, daß er ihr diesen Titel gab, an ihr rächen wollen.

„Ist es wahr Mama, daß Sie nur einen großen Mann lieben können? fragte Odo naiv.

„Nein, mein Freund," erwiderte sie ernst, „es ist nicht wahr.. Ich kann nur einen Mann, einen rechten



Mann lieben, aber ein großer Mann braucht es nicht zu sein."

Es ist mir, dachte sie bei sich, als ob ich selbst einen Knaben lieben könnte. Aber um diesen Gedanken zu zerstreuen, schlug sie Odo ein Federballspiel vor und verbrachte sie den ganzen Nachmittag mit ihm in kindischen Spielen, obwohl es besprochen gewesen, heute ein Shakspearesches Stück, und zwar Julius Caesar zu lesen. Sie hatte es sich nämlich bei Herrn Röder ausgewirkt, mit Odo den englischen Dichter lesen zu dürfen. Mit jener weiblichen Vorliebe für Erziehung, die jetzt zum ersten Male in ihr erwachte, wünschte sie etwas zur Ausbildung ihres Lieblings beizutragen. Sein männlicher Character schien ihr so gut angelegt, daß sie glaubte, man müßte ihn ganz seiner selbständigen Entwickelung überlassen, ja er stand in ihren Augen so hoch, daß sie es für Anmaßung angesehen hätte, da eingreifen zu wollen. Auch seinen Umgangsformen glaubte sie ihre ganze Natürlichkeit belassen zu müssen, um der Geradheit und Wahrhaftigkeit dieses Wesens, das ihr so wohl gefiel, nicht den geringsten Abbruch zu thun. Aber Odo hatte noch Vieles zu lernen; sein Geschmack konnte noch an Kunstwerken gebildet, das viele Gute in ihm konnte an großen Beispielen gestärkt werden; darum liebte sie es, mit ihm zu lesen.

Bald waren ihr die Tage, an denen Odo kam, die liebsten in der Woche; an solchen Tagen machte sie keine Besuche und nahm sie keine an. Ueberhaupt beschränkte sie den sonst schon geringen Umgang mit wenigen englischen Familien immer mehr; am liebsten war sie im Garten mit Odo allein, oder mit ihrem Vater und Odo im Wagen, den See entlang fahrend, oder auf dem See selbst im Kahne, dessen Segel und Steuer der Midshipman leitete. Der Frühling hatte sich in aller Pracht entfaltet, die er, freilich etwas spät, am Genfer See zur Schau trägt. Der Garten der Villa war von Blüthen bedeckt und von Nachtigallen bevölkert; der See warf seinen blauen Schimmer durch die Fenster des Hauses. Die Dampfschiffe brausten immer zahlreicher und von Lustreisenden überfüllt, hin und her. Das war die Zeit, bald plaudernd, bald nur in dem Anblick versenkt, bald mit dem Buche im Garten umherzuwandeln.

Einmal, in schattiger Allee auf- und abgehend und den schönen Versen John Keats' horchend, fiel ihr plötzlich Francesca da Rimini ein und ihr Paolo und der berühmte Vers:

„Und jenes Tages lasen wir nicht weiter."

Sie erschrak; sie war empört über sich selber und legte, um Odo zum Schweigen zu bringen und sich zu sammeln, die Hand in das Buch.

„Lesen wir nicht weiter?“ fragte er.

Diese Worte erschreckten sie aufs Neue. Sie fuhr zusammen, ließ die Arme sinken und sah vor sich hin auf den Sand des Weges.

„Was haben Sie, Mama?“ fragte Odo besorgt.

Dieser Titel, der Odo seit Starlings Abschied, geläufig geworden, brachte sie wieder zu sich.

„Nichts, nichts, mein Sohn,“ sagte sie lächelnd — „etwas Schwindel. Lesen Sie weiter, lesen Sie ja weiter.“

Aber als er wieder beginnen wollte, fragte sie; „Wie alt war John Keats, als er diesen Endymion schrieb?“

„Ich glaube,“ sagte Odo, „er war achtzehn Jahre alt.“

„Ist ein solcher achtzehnjähriger Knabe“ — sagte Lucy vor sich hin und weiter gehend — „nicht mehr werth und nicht mehr Mann, als Hunderttausende von fünfzigjährigen Männern?“

„Gewiß! gewiß!“ rief Odo, „mir ist er lieber, als die Hundert achtzigjährigen Lords des Oberhauses.“

„Wie alt sind Sie, Odo?“

„Aber Mama!“ rief dieser lachend — „welch' ein Gedächtniß! Grade um drei Tage älter, als da Sie mich vor drei Tagen fragten, und um vierzehn Tage älter als vor zwei Wochen und grade um einen

Monat älter, als da Sie sich vor einem Monat nach meinem Alter erkundigten: also fünfzehn Jahre, acht Monate, neun Tage. Nie habe ich mein Alter so genau gewußt, wie jetzt, da Sie die Güte haben, mich so oft zu fragen.“

„Sie sind unartig,“ sagte Lucy verdrießlich, indem sie that, als ob sie ihm seinen Scherz übel nähme, während sie sich eigentlich nur über sich selbst ärgerte, da sie sich erinnerte, in der That so oft nach seinem Alter gefragt zu haben.

„Sein Sie nicht böse,“ bat Odo, ergriff ihre Hand und küßte sie zu wiederholten Malen.

Da mußte sie wieder an Francesca da Rimini denken und unwillkürlich blickte sie zurück, ob nicht die strafende Gerechtigkeit hinter ihr stehe.

„Wen suchen Sie, gute Mama?“ fragte Odo.

Dieser Name brachte sie wieder zu sich; sie lächelte und sagte: „Niemand, lieber Sohn.“

Doch verabschiedete sie den Knaben heute früher als sonst und ging noch lange und allein im Garten auf und nieder. Sie litt das Schmerzlichste; denn sie wußte ihr Herz von einem tiefen und innigen Gefühle erfüllt und kam sich dabei lächerlich vor. Sie sagte sich, die Liebe eines jungen Mädchens zu einem ehrwürdigen, edlen Greise, wie z. B. ihrem Vater, könne etwas Heldenmüthiges, Rührendes haben, aber

die Liebe eines Mädchens ihres Alters, um das sich schon so viele Bewerber drängten, das seit Jahren vermählt sein könnte, zu einem Knaben sei lächerlich, ja müsse, in den Augen jedes Verständigen, abstoßend, häßlich, beinahe verbrecherisch sein. Sie dachte weiter, in die Zukunft. Noch in sechs Jahren, nach einer langen Zeit, wird Odo ein zweiundzwanzigjähriger Junge, noch immer ein Knabe, beinahe ein Kind sein und sie, ein Weib, ein fertiges Weib, das schon Kinder auf seinem Schooße wiegen könnte. Sie verfolgte diesen Gedanken weiter, immer weiter in die Zukunft: das Mißverhältniß wurde immer schreiender, immer auffallender. Mit vierzig Jahren sah sie sich als früh gealterte, in Mißmuth und Entsagung verblühte Frau, während Odo in seiner unverwüstlichen Frische als junger Mann neben ihr stand, beinahe wie ein Sohn. Ich bin eine Närrin, sagte sie sich und zuckte die Achseln. Bis jetzt glaubte alle Welt und glaubte ich selbst, daß ich einen geraden und gesunden Menschenverstand habe; nun kommt die Närrin zum Vorschein. Man scheint auf dem Continent Recht zu haben, daß jede Engländerin einen verrückten Winkel in Herz oder Hirn haben müsse. Wir wollen aber sehen, wer stärker ist, dieser verrückte Winkel oder der gesunde Rest.

Sie ging in ihre Stube und schrieb an eine

Freundin in England einen langen Brief, in dem sie zuerst viel von den Schönheiten des Frühlings am Genfer See erzählte, dann von der neuen Bekanntschaft mit einem herrlichen Knaben, den der Vater sehr liebe und aus dem gewiß mit der Zeit etwas Rechtes werde. Dann fügte sie hinzu, daß sie sich alle Mühe gebe, auf den Knaben einen guten Einfluß auszuüben und welche Freude es gewähre, zur Entwickelung einer so schönen männlichen Natur das Seinige beizutragen. Indessen, meinte sie, nach einer längeren Ausführung dieses Satzes, indessen kann man bei einem mit so vielen fertigen Geistes- und Herzens-Eigenschaften geborenen Character wenig thun. Anstatt ihn erziehen zu wollen, müßte man irgend ein liebliches, von der Natur eben so reich ausgestattetes junges Mädchen, das jetzt acht oder zehn Jahre alt sein dürfte, für ihn so erziehen, daß es einst würdig wäre, seine Lebensgefährtin zu werden.

In einem P. S. fügte sie hinzu: „Du wirst über meinen Brief und dessen gouvernantenhaften Character lächeln. Du hast mich eben seit vier Jahren nicht gesehen und kennst nur den Wildfang, den Du in Fräulein Meyer's Pension in Bonn verlassen; ich bin seitdem, besonders in den letzten Monaten, viel ernster geworden und — ich freue mich dessen — viel älter als meine Jahre."

Nicht nur große Schriftsteller wie Göthe beruhigen und befreien sich aus der Befangenheit eines Gefühles durch Niederschreiben und durch die sogenannte Objectivirung derselben; auch junge Mädchen besitzen diese Kunst und den Drang, sie auszuüben — daher in gewissen Jahren ihre Schreibelust, ihr Hang zu Tagebüchern und Correspondenzen. Freilich, das Genie befreit sich aus solcher Befangenheit für immer; das junge Mädchen nur für Momente.

Als Lucy ihren Brief geendet hatte, war sie von ihrer schwesterlichen oder mütterlichen Liebe zu Odo vollkommen überzeugt, ruhiger als seit vielen Tagen und über manche Thorheit lächelnd, die ihr während der letzten Zeit durch Herz und Kopf gegangen, begab sie sich zu Bette.

Lucy hatte das Bedürfniß, sich selbst in dieser Ueberzeugung zu befestigen, und zu diesem Zwecke nahm sie gegen Odo einen ganz andern, wie sie sagte, einen mütterlichen Ton an, der nicht immer ohne Strenge war. Sie unterdrückte mit Bewußtsein eine gewisse Befangenheit, die sie in seiner Gesellschaft immer fühlte, behandelte ihn mit der größten Vertraulichkeit und hatte oft Manches an ihm auszusetzen. Odo war anfangs betroffen, fügte sich aber bald, ja bat sie, doch recht viel an ihm zu hofmeistern. Dies geschah manchmal mit einer Herb-

heit, daß ein Dritter hätte glauben können, der Umgang mit diesem jungen Menschen sei ihr zur Last, oder daß sie mindestens in seiner Gesellschaft große Geduldproben zu bestehen habe.

Sie fuhren wieder auf dem See, Odo und Lucy allein. Die Sonne war schon untergegangen. Sie kamen von der Villa Diodati, dem Landhause, das Byron so lange bewohnt und in dem er seinen Freund Shelley so oft empfangen hatte. Sie hatten einige Tage vorher Child Harald gelesen und diese Fahrt, um die Odo seine Freundin gebeten hatte, war ihm wie eine fromme Pilgerfahrt. In der That fühlte er sich noch auf dem Rückwege von jener unsäglich schönen Andacht erfüllt, welche jugendliche, empfängliche Gemüther an solchen Stätten überkommt, die durch ihre Ideale geweiht worden sind. Er war mit dem ersten Schritte in die Villa Diodati schweigsam geworden und schweigsam saß er noch am Steuer. Lucy hatte ihn beobachtet und wußte, was in ihm vorging. Sie saß ihm gegenüber am andern Ende des Kahns und sah ihn mit gerührtem Blicke an. Diese strebende, frische, ahnungsvolle Seele erfüllte sie mit einer heiligen Ehrfurcht und das war ihr so rührend, daß sie diese Ehrfurcht vor einem Kinde empfand. Sie selbst kam sich ihm gegenüber so alt, so fertig vor; dort drüben war alle Zukunft und

Alles, was uns aufregt, wenn wir an Zukunft denken. Die Thränen stiegen ihr in's Auge, eben als er ausrief: „Miß Lucy, ein solcher Child Harald!“

Sie mußte antworten, aber sie durfte nicht so antworten, wie sie es gewünscht hätte, und so rief sie mit jener Heuchelei, mit der wir oft unsere sanftesten Gefühle und Gedanken verstecken, und mit einer Heftigkeit, die ihre Rührung übertäuben sollte, zurück: „Schämen Sie sich, Odo! Solche zerrissene, zerfahrene, mit der ganzen Welt unzufriedene Männer, die keine Männer sind, kann die Welt nicht brauchen. Der ruhige Mann, der seine Pflicht kennt und in seinem Berufe das Seinige thut, ist mehr werth, als alle Byron'schen Helden zusammen genommen!“

Diesen Mann, den sie höher stellte, als alle Byron'schen Helden, sah sie keimen in demselben Knaben, den sie ausschalt; sie vertheidigte ihn gegen seine eigenen Worte. Aber das ahnte er nicht, auch dachte er nicht lange über ihre Meinung nach; er hörte nur ihr Schelten und war nur von ihrer Heftigkeit erschreckt. Er zog rasch das Segel ein, ließ das Steuer fallen und eilte zu ihr hinüber, daß der Kahn schwankte.

„Seien Sie nicht böse, Miß Lucy,“ bat er, indem er sich zu ihren Füßen setzte und ihre Hand ergriff.

Die andere Hand legte sie auf seine Haare und sagte mit zitternder Stimme: „Ich bin es nicht. Verzeihen Sie, Odo!“

„Verzeihen?“ lächelte der Knabe. „Ich bemerke seit einiger Zeit, daß Sie sehr strenge mit mir sind. Aber es thut mir unendlich wohl.“

„Wie?“ fragte Lucy überrascht.

„Ich will Ihnen ein Geständniß machen, Miß Lucy.“

„Ein Geständniß?“ fragte Lucy, vor Angst zitternd.

„Sie wissen, ich habe Sie lieb. Ich habe Sie lieb, weil Sie so sind, wie Sie sind. Aber ich habe Sie noch aus einem andern Grunde lieb.“

„Nun?“

„Meine Mutter starb, als ich ein Kind von fünf Jahren war. Sie selbst hatte noch nicht fünfundzwanzig Jahre; sie war so jung, so schön. Ich erinnere mich ihrer, als hätte ich sie heute gesehen, besonders eines Augenblickes. Sie mußte in eine Gesellschaft und war dazu schon angekleidet. Da kam sie noch herein in die Kinderstube, um mir gute Nacht zu sagen. Als sie hereintrat, sagte ich mir: wie schön ist meine Mutter! Sie trug ein weißes Kleid mit kleinen blauen Streifchen, das war ganz luftig wie Nebel; in ihren blonden Haaren hatte sie eine kleine Rose mit einigen grünen Blättern. Sie

war so schön und ich sagte ihr es auch. Da lächelte sie so lieblich, ach so unendlich lieblich und küßte mich. Ich werde das nie vergessen. Miß Lucy, geben Sie mir einen Kuß!"

Lucy bückte sich herab und blickte ihm in's Gesicht. Ein trauriger, aber unbefangener, offener Blick kam ihr entgegen, der sich nach der unschuldigsten Liebe sehnte und sie bückte sich tiefer und küßte ihn auf die Stirne. Sogleich fuhr er fort: „Aber ich erinnere mich nicht dieses Momentes allein; ich erinnere mich auch, wie sie einmal einer Unart wegen mit mir zankte und dieser Moment ist mir eben so theuer, wie der andere. Ach, eine Mutter, die schilt, ist wohl ebenso lieblich, wie eine Mutter, die küßt. Miß Lucy, ich habe dieses Glück nur so kurz genossen! Wenn Sie mit mir zanken, Miß Lucy, möchte ich Ihnen beide Hände küssen. Ach, wie erinnern Sie mich an meine Mutter!"

So sprechend drückte er sein Gesicht in ihre Hände und sie fühlte sie von Thränen benetzt. Sie saß aufrecht und blickte vor sich hin. Ein Dampfschiff näherte sich; sie weckte Odo nicht, daß er den Kahn aus dessen Bereiche bringe. Es brauste vorbei und das kleine Fahrzeug tanzte auf den aufgeregten Wellen. Lucy drückte das Gesicht, das in ihren Händen lag,

und dachte der Lehre, die sie eben empfangen hatte. — Nun, sagte sie sich, diese Lehre stimmt ja ganz mit meinen Vorsätzen überein! —

Der Kahn trieb auf der blauen, dunklen Fläche des See's; wie zufällig und spät stieß er an's Ufer.

Drittes Capitel.

Trotz der Uebereinstimmung ihrer Vorsätze mit den Gefühlen Odo's war es vielleicht gerade sein Geständniß, welches die Mütterlichkeit verhinderte, im Herzen Lucy's Wurzel zu fassen. Von dem Augenblicke an, da sie wußte, daß sie Odo an seine Mutter erinnerte, erhob ihr Herz Widerspruch. Sie erkannte, daß sie einen falschen Weg eingeschlagen, um jene Ruhe zu gewinnen, die sie auf so unbegreifliche oder wenigstens verwerfliche Weise verloren hatte und sie wäre glücklich gewesen, hätte sie irgend einen neuen Gegenstand der Beschäftigung gefunden. Wäre in dieser Stimmung Herr Starling zurückgekehrt, er hätte vielleicht eine zusagende Antwort erhalten. Diese Sehnsucht nach einem neuen Gegenstande war es, die sie durch einen natürlichen Gedankengang eines Tages nach dem Kinde, das Odo gerettet, und nach dessen Familie fragen ließ.

„Haben Sie," fragte sie Odo, „nie etwas von dem Kinde gehört? Hat sich die Familie niemals um den Retter gekümmert?"

„Doch, doch!" antwortete Odo. „Gleich den Tag nach meinem Rhonesprung erschien der Vater des Kindes in der Pension, um mir die Hand zu drücken und zu danken. Er that es so schön und einfach, daß er Herrn Röder ganz für sich einnahm. Auch mir gefiel der Mann sehr und ich habe ihn darauf wieder besucht."

„Und wer ist er?"

„Das ist schwer zu sagen; denn er ist gewiß nicht, wofür er sich ausgibt. Ich fand ihn im fünften Stock eines Hauses der Contance, wo er mit seinen zwei Kindern, den beiden Mädchen, eine einzige Stube bewohnt. Da sieht es ärmlich genug aus. Am Fenster steht ein Werktisch und an dem sitzt der Mann und gravirt Uhrgehäuse. Als er mir entgegenkam und mich empfing, that er es mit einer Feierlichkeit und auf eine Weise, als wäre er gewohnt, in großen Sälen zu empfangen."

„Wie heißt er?" fragte Lucy.

„Er nennt sich Durand und diesen Namen findet man auch mit dem Prädicat „Graveur" an seiner Thüre. Aber er sagte mir bei meinem Besuche sofort, daß dies nicht sein Name sei und er nannte

mir einen italienischen, den ich nicht recht gehört und den ich vergessen habe — denn, sehen Sie, Miß Lucy, es war noch eine Person im Zimmer, die mich mehr interessirte als Herr Durand und die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm."

„Das Kind, das Sie aus der Rhone gerettet haben?" fragte Lucy.

„Das war auch da, aber das meine ich nicht, sondern das andere Mädchen, welches das Kind in die Rhone fallen ließ. Miß Lucy, welch ein Gesicht und welche Augen! Ein kleines mageres Gesichtchen, blaß wie Lilien; und Augen, die größer schienen als das ganze Gesicht und so schwarz und leuchtend wie schwarze Diamanten! Ein solches Gesicht kann nur aus Italien kommen. Und wie mich das Gesichtchen ansah, so voll Milde und Dankbarkeit; ich versichere Sie, ich hätte für diesen Blick mitten im Winter noch zehnmal in die Rohne springen können!"

„So!" sagte Lucy, „wie alt ist das Kind?"

„Sie wird wohl dreizehn Jahre alt sein."

„Und seitdem haben Sie sich um diese Leute nicht weiter gekümmert? Haben Sie die Bekanntschaft nicht fortgesetzt?"

„Nein," sagte Odo, „seitdem habe ich jede freie Stunde, die mir die Pension gelassen hat, bei Ihnen zugebracht."

Lucy athmete tief auf und sah einen Augenblick schweigend auf die Arbeit hinab, die sie in Händen hielt.

Nach einiger Zeit fragte sie wieder; Kann man für die Familie nichts thun, da sie so arm scheint?"

„Ich glaube nicht," sagte Odo. „Herr Durand, oder wie er sonst heißen mag, sieht in seiner Armuth so stolz aus und scheint von ihr umgeben wie von einer Festung, die jede solche Annäherung abweist. Herr Röder meint, er habe gewiß viel bessere Tage gesehen, und er hält ihn für einen italienischen Flüchtling. Auch sprach er mit seinen Kindern italienisch.

Lucy nahm sich vor, die Bekanntschaft dieser italienischen Familie zu machen; auch sprach sie Odo davon, sich von ihm einführen lassen zu wollen; aber Tag um Tag verging, ohne daß sie ihn zu dem Gange aufgefordert hätte. Ein gewisses Etwas, das sie sich nicht eingestehen wollte, hielt sie davon ab. Odo hatte von dem Mädchen mit solcher Wärme gesprochen, daß sie eine gewisse Eifersucht fühlte, und daß sie nicht selbst die Gelegenheit des Wiedersehens herbeiführen wollte. Um sich dieses Gefühles wegen vor sich selbst zu entschuldigen, sagte sie sich, daß ja auch Mütter auf ihre Söhne, Schwestern auf ihre Brüder eifersüchtig sind, und sie fand das

natürlich. Ist es nicht schmerzlich, ein Wesen, das uns bis zu einem gewissen Momente durch so innige Bande verbunden war, plötzlich durch innigere und stärkere Fesseln an eine Frau geknüpft und sich entführt zu sehen? Sie empfand, wie weh eine solche Erfahrung thun mußte und beschloß, diese Erfahrung ihrem Vater so lange als möglich, vielleicht immer, zu ersparen.

So vergingen die Wochen. Der Herbst war schon da, als Odo eines Nachmittags mit eigenthümlich aufgeregtem Gesichte vor Lucy trat, die gedankenvoll am Fenster des Gartenhäuschens saß und ihre Blicke über den See streifen ließ. Der Ausdruck seines Gesichts war ein Gemisch von Freude und Niedergeschlagenheit.

„Was haben Sie?" fragte Lucy und fühlte, daß ihr Herz schneller zu pochen anfing.

„Eine große Neuigkeit," sagte Odo, „von der ich nicht weiß, ob sie mich freuen, ob traurig machen soll. Sie werden es mir sagen und Sie werden mir rathen, Mama."

„Was ist es? was ist es?"

Odo zog einen Brief aus der Tasche. „Es ist ein Brief meines Vormundes Er kündigt mir an, daß mein Schiff, die Penelope, bestimmt ist, eine Erdumseglung vorzunehmen und an den wichtigsten

Punkten des stillen Oceans, der Südsee, der indischen und chinesischen Gewässer zu landen. Es steht mir frei, ob ich diese wundervolle Reise, die wenigstens drei Jahre dauern soll, mitmachen will oder nicht?“

„So?“ fragte Lucy gedehnt, „drei Jahre?“

„Was soll ich thun?“ fragte Odo.

Lucy ließ die Arme sinken und lächelte: „Sie fragen, was Sie thun sollen? Als ob Sie nicht schon wüßten, was Sie thun werden!“

„Es ist wahr,“ rief er, „ich weiß, was ich wünsche. Die herrliche Reise! wie viel kann ich sehen, erfahren, erleben! Wie anders werde ich zurückkommen! Solche drei Jahre zählen mehr als sonst ein ganzes Leben; ich denke, ich werde bei meiner Rückkehr ein fertiger Mann sein. Und doch, Miß Lucy,“ fügte er nach einigen Minuten mit weniger Feuer und mehr Wärme hinzu, „ich will Ihren Rath haben, ich will Ihnen gehorchen. Wenn Sie Nein sagen, so bleibe ich.“

Lucy sah ihn betroffen, beinahe erschrocken an. Sie wußte, wie sehr die Theilnahme an einer so großen Unternehmung seinem Character, seinen innigsten Wünschen entsprach; sie wußte, daß eine solche Weltfahrt die Verwirklichung seiner schönsten Träume war, daß ihn einer solchen seine ganze Jünglingsphantasie entgegen drängte — und doch wollte er

Reisen oder Bleiben von ihrem Rathe abhängig machen, wollte er ihr vielleicht, wenn er eine Ahnung davon hatte, mit welcher Wärme sie an ihm hing, ein solches Glück opfern. Es war grausam von ihm, daß er in dem Augenblicke, da er ihr einen solchen Beweis seiner Anhänglichkeit gab, sie zwang, ihn selbst aus ihrer Nähe zu verbannen, einen Rath auszusprechen, der nur auf Entfernung, auf Trennung lauten konnte.

Nur um einer längeren Rede auszuweichen, die ihre Aufregung hätte verrathen können, sagte sie kurz und mit Entschiedenheit: „Sie werden reisen!"

„Nein, nicht so!" bat Odo. — „Sie sollen für mich nachdenken und überlegen, Sie sollen reiflich erwägen, was mir gut ist, was nicht. Das wird mir gut thun und ich möchte Ihnen so gerne gehorchen. Und," fügte er zaudernd hinzu, „wenn Sie nur den leisesten Wunsch haben, daß ich hier bleibe; ach wenn Ihnen, meine gute Freundin, mein Bleiben nur einen Augenblick Freude macht, so sagen Sie es."

Ahnt der Knabe, was er mir ist? fragte sich Lucy und zog die Augenbrauen zusammen. „Sie haben Recht," sagte sie laut, als ob sie den letzten Theil seiner Rede nicht gehört hätte, „die Sache muß überlegt sein. Ich werde Ihnen morgen meine Meinung sagen."

Sir William kam dazu. Als er hörte, um was es sich handelte, begriff er nicht, wie ein junger Mensch da zögern könne. Er malte den Reichthum, die Mannigfaltigkeit, den Nutzen einer solchen Reise mit jugendlicher Begeisterung aus und rief einmal über's andere: „Fort mußt Du, old fellow, Du mußt fort!“

Trotzdem versicherte Odo, als er Abends Abschied nahm, daß in ihm über seine Reise nichts feststehe, und daß er Alles von dem Rathe der Freundin, den er morgen einholen wolle, abhängen lasse.

„Deine Freundschaft für den Jungen,“ sagte Sir William, als er mit seiner Tochter allein war, „wird Dich doch nicht verleiten, Lucy, ihm einen Rath zu geben, der —“

„Seien Sie ruhig, Papa,“ fiel ihm Lucy ein, „ich bin keine so arge Egoistin.“

Der Vater suchte ihr noch Allerlei betreffs des Nutzens einer solchen Reise für einen jungen Seemann auseinander zu setzen, aber sie entschuldigte sich mit Kopfschmerzen und ging früh auf ihr Zimmer.

Als Odo am folgenden Tage wieder kam und sie um das Ergebniß ihrer Ueberlegung fragen wollte, fiel sie ihm selbst mit der Frage: „Wann reisen Sie?“ in's Wort.

„Morgen!“ antwortete Odo und schlug die Augen nieder.

„Morgen!“ lispelte sie und fügte hinzu: „Dann müssen Sie noch viel mit Papa sein.“

So sprechend, führte sie ihn zu Sir William, der ihm noch Verhaltungsregeln gab, bis Lucy zum Aufbruch mahnte. Der Wagen stand bereit, und Vater und Tochter brachten Odo bis an das Parkthor der Pension. Sir William drückte ihm die Hand, Lucy schloß ihn in ihre Arme, schob ihn rasch von sich und sprang in den Wagen, wandte die Pferde und jagte in Galopp der Stadt zu. Sir William wiederholte und murmelte immer vor sich hin: „Schade! Schade! Ich hatte den Jungen so lieb wie meinen eigenen Sohn!“ Lucy erwiederte nichts; sie schlug auf die Pferde ein. Sie war zufrieden mit sich; sie hatte es diesen ganzen Tag durchgesetzt: sie war nicht einen Augenblick mit Odo allein geblieben.

Wieder am nächstfolgenden Tage gegen Mittag stieg Odo in den Postwagen. Herr Röder und eine Anzahl seiner Zöglinge hatten ihn bis an das Posthaus begleitet. Als sich der Wagen in Bewegung setzte, gingen Lehrer und Zöglinge gleich traurig davon. In einer Buchhandlung in der Nähe stand Lucy und sah mitten zwischen den Büchern des Auslegekastens hindurch der traurigen Abschiedsscene zu. Eine schwere Thräne rollte auf die Bücher herab.

Viertes Capitel.

In dem Landhause am Genfer See hat sich Manches verändert. Sir William ist nur selten zu sehen. Nur an sehr schönen Sommertagen fährt sein Rollstuhl vom Hause, durch die breite Platanenallee bis an die Terrasse, an deren Fuße die Wellen lispeln. Lucy schiebt den Rollstuhl, stellt dem Vater einen Schemel unter die Füße, die sie sorgsam mit einem Shawl umhüllt, setzt sich ihm dann gegenüber, nimmt ein Buch zur Hand und wartet ab, ob der Vater lieber schweigend oder plaudernd über der schimmernden Fläche hinsehe, oder ob er es vorziehe, daß sie ihm etwas vorlese. Die leidige Gicht, die ihn so früh gezwungen hatte, den Seedienst, dann sein Vaterland zu verlassen, hat sich bei dem siebenzigjährigen Manne mit erneuerter Gewalt eingestellt. Nun sind es mehr als drei Jahre, daß sie gegen den sonst so kräftigen Greis einen Krieg führt, indem sie ihm nur während der schönsten Sommer-

tage einen kurzen Waffenstillstand gewährt. Die Winter sind ein fortwährender Kampf. Er behauptet, daß er in diesem Kampfe längst erlegen wäre, wenn ihm nicht die Hilfe, die unausgesetzte Pflege seiner Tochter zur Seite stände. Wie glücklich fühlt er sich, wenn er manchmal am Ufer des Sees so dasitzen und gedankenvoll hinaussehen kann, bis der Montblanc, sein Haupt mit Abendrosen bekränzt, ihn mahnt, sich vor den sonst so unschuldigen Zephyren des Genfer Sees flüchtend zurückzuziehen. Die Heiterkeit der Gegend spiegelt sich dann in seinem Gesichte noch glänzender als im See, und die von Schmerz und Leiden zerarbeiteten Züge lächeln sanft vor sich hin. Seine Tochter ist in solchen Momenten trauriger anzusehen, als der gequälte alte Mann. Ihr Gesicht mit den durchsichtigen, feinen Farben, mit dem blonden Haare, ist so jung wie vor drei Jahren und sieht überhaupt aus, als ob es nie altern könnte; aber der Ausdruck dieses ewig jungen Gesichtes ist gealtert. Bei näherer Betrachtung erkennt man doch einige Fältchen, die sich von oben nach unten zwischen die Augenbrauen eingedrängt und diese etwas näher an einander gezogen haben. Drei Jahre der Krankenwärterschaft gehen nicht vorüber, ohne Spuren zurückzulassen. Vielleicht kam hier noch Anderes hinzu. Sir William in seinen schmerzensfreien Momenten

glaubte manchmal, der zunehmende Ernst komme bei Lucy daher, daß sie ihre Jahre so hinschwinden sehe, ohne Liebe, ohne Aussicht auf häusliches Glück. Doch sprach er ihr nicht mehr von Heirath; sie hatte diese Gespräche, die Sir William nach der Wiederkehr seiner Krankheit oft auf's Tapet brachte, ein-für alle Male mit der Erklärung beseitigt, daß sie sich nie zu vermählen gedenke. Sie that dies, als Mr. Starling einige Monate nach Odo's Abreise wieder erschienen und diesmal einen förmlichen Heirathsantrag machte. Sir William sah außerdem ein, daß seine Gespräche eitel sein und leere Theorien enthalten könnten, da Lucy außer aller Verbindung mit der Welt lebte und sich in ihrem Bereiche kein Mann befand, auf den ihre Gefühle gelenkt werden konnten. Außerdem erschrickt man in englischen Familien nicht so sehr vor dem Gedanken, eine Tochter bis tief in die zwanziger Jahre, ja immer unvermählt zu sehen, und bei Sir William kam vielleicht noch der Egoismus des Alters und der Krankheit hinzu, der sich bei dem Gedanken, sich eine so treue und liebende Pflegerin zu erhalten, leicht beruhigt.

Aber trotzdem man außer aller Verbindung mit der Welt lebte, war es doch nicht so sehr einsam und stille in Sir William's Landhause. Odo war

bald nach seiner Abreise durch mehrere Personen ersetzt; und das kam so.

Kaum drei Tage, nachdem sie von ihm Abschied genommen, machte sich Miß Lucy auf, um das Haus des s. g. Herrn Durand, des Graveurs, aufzusuchen, das ihr Odo genau hatte beschreiben müssen. Sie fand es bald, aber die Wohnung war leer. Andere Arbeiter, die auf demselben Flur wohnten und bei denen sie sich erkundigte, sagten ihr, es müsse mit ihrem ehemaligen Nachbar, von dem sie übrigens wenig zu berichten wußten, ein großer Glückswechsel vor sich gegangen sein; er habe mit seinen beiden Kindern plötzlich die Wohnung verlassen und sei verschwunden. Ob es ein Glückswechsel zum Bösen oder zum Guten gewesen, konnten sie nicht sagen. Er sei wenig mit ihnen umgegangen und wenn er auch gegen Jedermann freundlich gewesen, so habe er doch keine Vertraulichkeit aufkommen lassen. Lucy ging verdrießlich nach Hause; sie hätte weinen mögen. Es war ihr Bedürfniß, sich der Geretteten Odo's anzunehmen, etwas für sie zu thun; sie wenigstens zu kennen und durch die Familie, die ihn nothwendig lieben mußte, mit ihm gewissermaßen in einer gemüthlichen Verbindung zu bleiben. Das sollte ihr auch nicht gegönnt sein. Nach der Aussage der Arbeiter konnte der Italiener auch in Noth

und Elend versunken sein; sie wäre im Stande, ihm und seinen Kindern zu helfen und sich so, als Helferin der Familie, unmittelbar an Odo's Thaten zu schließen und diese fortzusetzen. Das zu thun schien ihr Pflicht, und nun sollte ihr auch das nicht werden. Und wie gerne hätte sie das Mädchen mit dem bleichen Gesichte und den großen Augen, von denen Odo mit solcher Wärme gesprochen, kennen gelernt! Aus all' dem sollte nun Nichts werden und sie sah eine öde, öde Zeit vor sich, nachdem sie noch eine Stunde vorher geträumt hatte, die Wohlthäterin, die Freundin der Familie, vielleicht die Lehrerin der Kinder zu werden. Es war ihr, als müßte sie sich an das Mißlingen ihrer liebsten Pläne gewöhnen.

Zu Hause angekommen hörte sie kaum, als ihr der Bediente ankündigte, daß sie ein fremder Herr im Salon erwarte. Als sie eintrat, sah sie einen Mann von ungefähr fünf- oder sechsunddreißig Jahren, der ihr mit dem vollkommensten und würdevollsten Anstande eines Weltmannes entgegenkam. Ein edles, von schwarzem Barte und ebenso schwarzem, dicken Haupthaar eingefaßtes Gesicht, das im Blicke und auf einer hohen Stirne den gedankenvollsten Ernst sehen ließ, verneigte sich vor ihr mit dem mildesten Lächeln. Fast bedurfte sie, zerstreut

wie sie war, einiger Fassung, um ihre Ueberraschung und das Wohlgefallen an der eben so schönen als imponirenden Erscheinung nicht zu verrathen.

„Mein Fräulein," sagte der Fremde in gebrochenem Englisch, „entschuldigen Sie, daß ich mich Ihnen so ohne jede Empfehlung vorzustellen wage. Herr Röder, von dem ich soeben komme, hat mich dazu ermuthigt."

„Sie kommen von einem Manne, den wir sehr schätzen," erwiderte Lucy; „setzen Sie sich gefälligst. Mit wem habe ich die Ehre? Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich bin der Marchese Brofferio aus Genua," sagte der Fremde, indem er sich Lucy gegenübersetzte, „ich bin Flüchtling und lebe seit einigen Jahren hier in Genf in der Verbannung."

Lucy verneigte sich; der Marchese fuhr fort: „Vor einigen Monaten erzeigte mir ein heldenmüthiger, junger Engländer eine unschätzbare Wohlthat: er rettete meine kleine Emilia aus den Fluthen der Rhone."

„Herr Durand!" rief Lucy auf's Freudigste überrascht.

„Derselbe," lächelte der Marchese, „unter diesem Namen habe ich einige Jahre hier als Arbeiter gelebt, um mich den Verfolgungen der heimischen Po-

kizei zu entziehen. Jetzt bedarf ich dieser Verkleidung nicht mehr, da sich die Politik meiner Regierung geändert zu haben scheint. Seit einigen Tagen bin ich halb amnestirt; zwar bleibt mir das Vaterland noch immer verschlossen, aber meine confiscirten Güter sind mir zurückgegeben worden. Diese Veränderung meiner Lage ist es, die mich bewog, sofort den Herrn Odo Worthington aufzusuchen; ich weiß nichts von seinen Verhältnissen, ich weiß nur, daß ich wie ein Bettler vor ihm stand, daß ich ihm mit Nichts seine ungeheuere Wohlthat vergelten konnte. Nun dachte ich — ich bin nun ein reicher Mann, vielleicht, wie die Dinge jetzt stehen, bin ich bald auch ein einflußreicher Mann. Mr. Worthington ist eine Waise — vielleicht dachte ich — und wenn ich auch nichts für ihn thun kann, ich kann ihn jetzt doch einladen, zu uns zu kommen, sich an dem jungen Leben zu freuen, das er gerettet hat. Oft in die ärmliche Stube zu kommen, die ich mit meinen beiden Kindern bewohnt habe, wollte ich ihm nicht zumuthen. Aber da erfuhr ich in der Pension des Herrn Röder, daß der junge Mann vor einigen Tagen Genf verlassen habe. Herr Röder sah meinen Schmerz und wies mich an Sie, mein Fräulein. Sie würden, meinte der brave Mann, mir wenigstens Gelegenheit geben, daß ich ihn nicht aus den

Augen verlieren und daß ich die Hoffnung bewahren kann, mich ihm einst wieder nähern zu können."

„Sie werden mir glauben, Herr Marchese," sagte Lucy, „daß ich Herrn Röder sehr dankbar bin, wenn ich Ihnen sage, daß ich soeben aus Ihrer ehemaligen Wohnung komme und daß ich es sehr bedauert habe, Sie nicht mehr dort gefunden zu haben. Ich wollte die Kinder kennen lernen, denen ich mich durch meine Freundschaft für Odo verwandt fühle."

Der Marchese ergriff ihre Hand und küßte sie. — „Diese Bekanntschaft," sagte er lächelnd, „wird leicht zu machen sein. Das Schicksal hat mich bei der Wahl meiner Wohnung gut geleitet; wir sind Ihre nächsten Nachbarn: ich wohne in dem anstoßenden Landhause."

Er stand auf und trat an's Fenster. „Mein Fräulein, Sie können meine Kinder jenseits der Mauer, die unsere Gärten trennt, spielen sehen."

Lucy eilte an's Fenster und sah das kleine Kind, das sich in einem Haufen zusammengefegter welker Blätter wälzte, während die größere Schwester, an einen Baum gelehnt, lächelnd zusah. Es war das blasse Gesichtchen mit den großen schwarzen Augen, von dem Odo mit so großer Wärme gesprochen. Der kleine Kopf bog sich etwas nach der Seite, als ob er nur der großen Last der schwarzen Haare

nachgäbe, die theils in dicken Flechten einen Kranz bildeten, theils aufgelöst auf die bräunlich weiße Schulter herabfielen. Sie sah wie träumend vor sich hin, oder vielmehr wie sinnend, als ob ihr der Anblick des Kindes mitten unter den welken Abfällen des Sommers melancholische Gedanken einflößte; dabei beobachtete sie doch das Kind mit einer mütterlichen Zärtlichkeit, immer bereit zu Hilfe zu kommen, es aufzuheben, wenn es fiele und ihm zu reichen, was es verlangte.

„Sie steht da, wie des Kindes Schutzengel!“ lispelte Lucy.

„Das ist meine Zanetta!“ sagte der Marchese.

Aber als ob ihr ein unangenehmer Gedanke durch den Kopf fuhr, sagte Lucy: „Unbegreiflich! Dieses Mädchen hat das Kind in's Wasser fallen lassen!“

Der Marchese zog seine Augenbrauen etwas zusammen und sagte rasch, wie um Zanetta so schnell als möglich gegen eine Anklage in Schutz zu nehmen: „Mein Fräulein, sie ließ das Kind aus Schwäche fallen. Sie hatte damals beinahe zwei Tage lang nichts gegessen.“

Lucy erschrak und sah den Marchese mit einem Blicke an, der ihn um Vergebung anflehte. „Kommen Sie,“ bat sie, „machen Sie mich mit dem Kinde bekannt, geben Sie mir Gelegenheit, es zu küssen.“

In dem Augenblicke fiel Zanetta's Auge auf das Fenster; sie sah ihren Vater und lächelte ihm zu, dann erröthete sie eben so rasch, als sie die fremde Dame neben ihm sah. Lucy winkte ihr; sie sah ihren Vater fragend an und da er eine bejahende Bewegung machte, nahm sie das Kind und verschwand hinter dem Hause.

„Miß Spencer," sagte der Marchese mit zitternder Stimme, „Sie werden mein Alles kennen lernen, die Erbschaft eines geliebten Weibes, das mir in der Blüthe des Lebens und unserer Liebe entrissen wurde. Seien Sie gütig gegen die guten Kinder und vor Allem nachsichtig. Beide haben bis jetzt nur Elend gekannt; sie sind nicht erzogen, sie sind nicht gelehrt; ich hatte bisher nur Zeit, Brot für sie zu schaffen und wie oft konnte ich selbst das nicht! Wie oft haben sie gehungert! Rechnen Sie ihnen das an, daß sie für ihr Vaterland gehungert und gelitten haben. Es soll jetzt anders werden; nur ihrer Erziehung will ich leben, bis mich vielleicht wieder mein Vaterland ruft."

Wie gerne hätte ihm Lucy sogleich ihre Hilfe angeboten; aber sie hoffte, daß sich die Dinge von selbst so fügen würden, wie sie es schon gewünscht hatte, als sie die Familie heute Morgen aufsuchte und wie sie es jetzt noch inniger wünschte. Gerührt

eilte sie den Kindern auf die Treppe entgegen und empfing sie, als empfinge sie Schutzbefohlene.

Nach wenigen Tagen der Bekanntschaft mit Zanetta, vielleicht nach wenigen Stunden fiel ihr ein, was sie vor mehreren Monaten an ihre Freundin in Beziehung auf Odo geschrieben: „Anstatt ihn erziehen zu wollen, müßte man irgend ein liebliches, von der Natur eben so reich ausgestattetes junges Mädchen für ihn so erziehen, daß es einst würdig wäre, seine Lebensgefährtin zu werden.“ In Zanetta stellte sich ihr ein solches Mädchen bestimmter und noch reicher ausgestattet vor, als sie es geträumt hatte. Eine schöne Erscheinung ist in der Wirklichkeit mit den bestimmten Zügen einer Persönlichkeit immer schöner, als die schönsten Gebilde unserer vagen Phantasie. Alle Ideale kommen uns hohl vor, wo wir in der Welt mit einem schönen Menschen zusammentreffen. Jede persönliche Physiognomie ist bedeutender und mächtiger, als die Physiognomi des Ideals, das immer nur conventionelle Züge trägt, wie eine Zeichnung ohne Modell. Lucy fühlte das der kleinen Zanetta gegenüber. Das Schicksal ihres Vaters, frühe Verwaisung, anderes frühes Leiden, die schon in der ersten Kindheit auferlegte Pflicht, für ein Kind zu sorgen, das Alles, verbunden mit einer angeborenen Energie des Characters,

welche die weibliche Sinnigkeit nicht ausschloß, machten Zanetta, abgesehen von ihrer räthselhaften Schönheit, zu einer Erscheinung, die Lucy in Erstaunen setzte, ja ihr insofern dieselbe Verlegenheit bereitete, die sie Odo gegenüber empfunden hatte, als sie sich auch hier sagen mußte, daß eigentlich auch an diesem Geschöpfe nichts zu erziehen sei. Aber lernen konnte Zanetta Manches und da sie sah, daß es ihrer neuen, mütterlichen Freundin Freude machte, wenn sie lernte, ergriff sie Alles mit einem Eifer, der bei ihrer Leichtigkeit der Auffassung, bei ihrem rathenden Verständniß in kurzer Zeit Wunder that. In ihrer Beschäftigung mit der kleinen Emilia, die sie, trotzdem ihr jetzt der Vater eine Kinderfrau beigegeben hatte, doch stets mit der zärtlichsten Sorgfalt umgab, erinnerte sie Lucy an jene jugendlichen, kaum der Kindheit entwachsenen Madonnen Andrea del Sarto's, die sie in Florenz gesehen hatte. Trotz ihrer Heiterkeit, oft kindischen Ausgelassenheit bei ernstestem inneren Wesen flößte sie Lucy eine gewisse Achtung wie vor einer weit älteren Person ein und doch erschien sie ihr andererseits, wenn sie sie mit sich selbst verglich, so unendlich jung. Die geheime Ursache war, daß ihr im Grunde nur jung schien, was so jung oder jünger war als Odo, und alt, was so alt oder älter war als sie selbst.

Bei den Erziehungsplänen Lucy's war natürlich oft die Rede von dem abwesenden Odo; aber Lucy sah bald ein, daß es nicht nothwendig war, die Gedanken Zanetta's auf den Abwesenden zu leiten; sie erkannte bald, daß er dem Kinde in einem eigenthümlich magischen Lichte, als eine Art verklärter Erscheinung vorschwebte. Je älter Zanetta wurde, je besser sie es unter der bildenden Anleitung ihrer Lehrerin lernte, ihren Gedanken Form zu geben, desto deutlicher wußte sie es auszudrücken und desto klarer wurde es ihr selbst, was sie Odo zu danken hatte. Er hatte, wie sie sich ausdrückte, nicht der kleinen Emilia, sondern ihr das Leben gerettet und mehr als das Leben. Sie gewöhnte sich, sich den Zustand auszumalen, in dem sie ihr ganzes Leben hingeschleppt hätte, wenn ihr Schwesterchen in den Fluthen der Rhone zu Grunde gegangen wäre. Nach solcher Vorstellung athmete sie tief auf, wie wenn sie von einem Alpdrucke befreit wäre und jedes Mal stand Odo vor ihr, als der Befreier von unheimlichen, grauenvollem Drucke. So war es ihr, als habe sie ihm jeden Tag zu danken.

„Sehen Sie, Miß Lucy," sagte Zanetta oft, „ich sehe ihn stets, wie er mit ausgebreiteten Armen von dem Steingelände in die Rhone sprang, wie ein Schutzgeist, der plötzlich aus der Höhe herabeilt.

In dem Augenblick, da ich ihn so sah, fühlte ich mich gerettet. Ich wurde ganz ruhig und wartete nur, daß er mir das Kind zurückbringe. Als ihn dann die Knaben umringten, war es mir, als ob ihn eine Wolke eingeschlossen hätte, die ihn wieder entführen sollte. Als er dann zu uns kam, hatte ich nicht den Muth, ihn anzusprechen — ich konnte ihn nur ansehen. Und hätte er Emilia auf den Arm genommen und wäre mit ihr fortgegangen, ich hätte sie ruhig, vielleicht glücklich gehen lassen. Es wäre mir zu Muthe gewesen, als führte er sie geraden Weges in die Seligkeit. Und wenn er mir nur gewinkt hätte, ich wäre ihm gefolgt, wohin es ihm gefiel, ohne zu fragen, ohne mich umzusehen. Und heute ist mir noch gerade so."

So sprach Zanetta in der ersten Zeit ihres Aufenthalts in der Villa; so sprach sie nach Monaten und nachdem schon ein und zwei Jahre dahin gegangen waren. Lucy hörte ihr dann zu, als ob sie schöne Kindermährchen hörte und doch wieder mit einem Gefühle tiefer Wehmuth. Sie legte ihr die Hand auf die schwarzen Scheitel, sah ihr lächelnd in das große offene Auge und dachte: Glückliches Kind, so früh schon erfüllt Dich ein Ideal und Du brauchst Dich dieses Ideals nicht zu schämen!

Von der Intimität, die zwischen den beiden Fa-

milien herrschte, gab das sprechendste Zeugniß jene Thüre, die man gleich im ersten Winter des Zusammenlebens in die Mauer zwischen den beiden Gärten hatte brechen lassen und die nun die beiden Landhäuser gewissermaßen zu einem machte. Der alte Sir William segnete Odo's Andenken dafür, daß er ihm diese Gesellschaft verdankte. Am Marchese hatte er einen männlichen Freund, mit dem er Ernstes und vor Allem die politische Lage Europa's, die dieser sehr genau kannte, besprechen konnte; an den Kindern eine anmuthige, jugendliche Welt, die ihm über manche Stunde des Leidens hinweghalf. Zanetta war eine eben so gute Krankenwärterin im Momente des Schmerzes, als sie in Stunden der Ruhe unterhaltend war, mochte sie ihm nun von den Erinnerungen aus Italien vorplaudern oder vor seinem Lehnstuhle italienische Nationaltänze ausführen. Er hatte innige Zuneigung für das Kind gefaßt und freute sich, wenn sie ihn Großvater nannte. Der Marchese war freilich nur im ersten Winter ein steter Gesellschafter des alten Herrn und seiner Tochter; sobald er aber seine Kinder unter deren Schutze so wohl geborgen sah, begann er die verschiedensten Reisen in politischen Aufträgen seiner Partei. Die Kinder übersiedelten dann gänzlich unter Sir William's Dach, ja sie blieben später

im Hause, selbst wenn der Marchese auf Tage und Wochen zurückkehrte. So wurde ihnen Lucy Alles und es ist kein Wunder, daß sie sie, wie ehemals Odo, ebenfalls Mama nannten. Lucy lächelte dazu. Sie, die ehemals im Bewußtsein ihrer Schönheit und in ihrem weiblichen Stolze der Männerwelt gegenüber nicht den geringsten Zweifel in ihre Macht setzte, sagte sich jetzt: „Es scheint, daß ich bestimmt bin, nur die kindliche Liebe zu einer Mutter einzuflößen."

Vielleicht hätte sie mit der Zeit Anderes glauben gelernt, wenn der Marchese im Landhause so heimisch geworden wäre, wie seine Kinder und wenn er, der begeisterte Sohn seines Vaterlandes, den persönlichen Gefühlen gestattet hätte, den Raum in seinem Herzen einzunehmen, den sie einzunehmen drängten. Aber er hatte Pflichten, er stand mitten in den vorbereitenden und geheimen Bewegungen, welche die Wiedergeburt Italiens bezweckten. Er konnte seine thätige Vaterlandsliebe eine Zeit lang zum Schweigen bringen, als er gezwungen war, seine Kinder vor Mangel und Hunger durch seiner Hände Arbeit zu schützen; jetzt, da diese nächste Pflicht von ihm genommen war, glaubte er sich mit allen Kräften und Gefühlen der weiteren, bürgerlichen Pflicht hingeben zu müssen. Seine Kinder waren unter Lucy's Schutz so gut ge-

borgen; es wäre Verbrechen gewesen, dem Vaterlande einen Augenblick seiner Zeit, eine schwächste Kraft seines Geistes abzusparen. Es lebte jene Intensivität der Vaterlandsliebe in ihm, die in unserer Zeit und in italienischen Gemüthern zu finden ist. Kein Sohn einer andern Nation versteht es wie sie, seine persönlichen Gefühle, ja selbst seine persönlichen Ansichten und Ueberzeugungen dem Ganzen unterzuordnen und aufzuopfern. Diese größte aller Opferfähigkeiten ist ihnen eigen und war im Marchese auf's Ausgesprochenste vorhanden. Wie dankbar war er Lucy für die Freiheit, sich ganz seinem Wesen hingeben zu können, und diese Dankbarkeit erhöhte noch das Gefühl, das er vom ersten Augenblicke an ihr gegenüber empfand. Jede Befriedigung, die er aus seinem Thun und Wirken schöpfte, glaubte er ihr schuldig zu sein, und wenn sein Streben dem Vaterlande einigen Nutzen brachte, war sie es, der er ihn gerne zuschrieb. Sie fühlte das und er sagte es ihr oft genug in seiner aufrichtigen und männlichen Weise. Ihrem ganzen Character und den Anforderungen nach, die sie an einen Mann stellte, freute sie sich auch darüber; aber auch hier sagte sie sich mit demselben Lächeln: Ich bin nützlich!

Aber das Gefühl des Nützlichseins breitet über ein Mädchen-Gemüth nicht jene ganze Heiterkeit,

deren es fähig ist. Bei all dem Bewußtsein, einem kranken Vater, zwei lieblichen, mutterlosen Kindern, einem braven, zu den edelsten Zwecken thätigen Manne und vielleicht auch vorsorgend dem Glücke eines fernen, theuern Freundes förderlich zu sein, lag auf Lucy ein dunkler Schleier sanfter Trauer, der sich in der letzten Zeit, immer dichter und immer dichter schattend, zusammenzog.

Diese Trauer ist gemach zur allgemeinen, drückenden Atmosphäre des ganzen Hauses geworden. Sie drückt auf Sir William beinahe eben so sehr, wie auf seine Tochter. Beide sitzen dort auf der Terrasse und Lucy fällt es nicht ein, das Buch, das auf ihrem Schooße liegt, aufzuschlagen. Sie sehen über den See hin und jedes Segel, das vorüberzieht, erweckt traurige Gedanken. Nur Sir William seufzt manchmal; Lucy blickt starr vor sich hin.

Seit Odo's Abreise wird im Hause nichts so eifrig gelesen, wie das englische Flottenjournal; dieses Blatt brachte, nebst den wenigen Briefen, die man von ihm selbst erhalten hatte, einige Nachrichten über ihn oder vielmehr über sein Schiff Penelope. Man wußte wenigstens, unter welchen Himmelsstrichen sich dieses Schiff befand, und man folgte ihm auf den alten Seekarten, die Sir William wieder hervorgesucht hatte. Aber seit Wochen hatte sich jede Spur

der Penelope verloren, und das Flottenjournal drückte zu wiederholten Malen seine Besorgniß um Schiff und Mannschaft aus. An der Nordküste Neuhollands war es verschwunden. Jede Wochennummer des Journals wurde mit bebender Spannung erwartet und der Tag, an dem es kommen sollte, bis zum Momente der Ankunft schweigend zugebracht. Während Vater und Tochter auf der Terrasse saßen, standen die italienischen Schwestern am Gartenthore und warteten des Bedienten, der aus der Stadt kommen sollte. Da klang das Thor; Lucy wandte sich um; Zanetta hatte ihr Schwesterchen verlassen, um, mit der Zeitung in der Hand, schneller, quer durch den Garten zu Lucy zu gelangen. Im Laufen riß sie den Umschlag ab, um das Blatt gleich entfaltet übergeben zu können. Lucy faßte es mit zitternden Händen und las, während Zanetta und der Vater ihren Blicken, die über die Colonnen hineilten, voll Erwartung folgten. Sie ließ das Blatt fallen und sagte kaum hörbar: „Nichts!"

Zanetta trat einige Schritte zurück und lehnte sich an einen Baum. Ihr schlanker, zarter Leib zitterte, aus ihrem großen Auge fiel eine Thräne, die sie zu verbergen suchte, indem sie sich abwandte. Aber Emilie, die indessen hereingekommen war und sich an das Kleid der Schwester klammerte, bemerkte

diese Thräne und fing laut zu weinen an. Sir William wurde unruhig. „Kinder," sagte er, „keine Thorheiten! Man ertrinkt nicht so leicht! Ich habe auch einmal durch acht Wochen für ertrunken gegolten und sitze jetzt hier in meinem dreiundsiebenzigsten Jahre. Englische Seeleute lassen sich nicht so leicht von der See verschlingen und englische Schiffe haben einen harten Kiel."

Sir William's Tröstungen frommten wenig; sie konnten die sorgenvolle Stimmung des Hauses nicht zerstreuen. Man verließ die hergebrachte Tagesordnung, die gewöhnlichen Beschäftigungen wurden vernachlässigt; man ging schweigend, wie durch ein Sterbehaus, durch Stuben und Garten. Erst als sich wieder der Tag näherte, der eine neue Nummer der Flottenzeitung bringen sollte, erwachte man unmerklich aus der trüben Stimmung und äußerte sich die erneute Hoffnung hie und da durch ein lauter gesprochenes Wort, durch einen Trost, den jetzt Zanetta, jetzt der alte Herr auszusprechen wagte.

Aber diese halberwachte Hoffnung sollte zu schnell, noch vor Ankunft der Zeitung, niedergeschlagen werden.

Plötzlich kam der Marchese aus London an, wo er sich eben aufgehalten hatte. Nach der ersten Freude des Wiedersehens bemerkten Zanetta und Lucy, daß seine Stimmung nicht heiterer war, als

die ihrige. Er war den Nachrichten über die Penelope mit derselben Spannung und Besorgniß gefolgt, wie die Freunde und die Kinder in Genf; er besaß die neuesten Nachrichten, die er sich bei der Admiralität in London geholt hatte und eilte, ihnen zuvorzukommen, ehe sie die Zeitung nach Genf brachte. Lucy ahnte das und hätte ihn gerne allein befragt, aber Zanetta wich nicht von seiner Seite. So vergingen peinvolle Stunden, ehe Jemand den Namen Odo oder Penelope aussprach. Der Marchese fürchtete jeden Augenblick die Ankunft der Zeitung und mußte sich entschließen, den traurigen Gegenstand selbst zu berühren.

„Sie sind wohl," sagte er, als die ganze Gesellschaft im Salon Sir William's versammelt saß, „mit Besorgniß dem Flottenjournal gefolgt?"

Niemand antwortete. Er fuhr fort: „Auch in England ist man sehr besorgt — durch mehrere Wochen fehlten die Nachrichten gänzlich — seit einigen Tagen glaubt man, über das Schicksal der Penelope etwas zu wissen."

Er schlug, während er diese letzten Worte hervorbrachte, die Augen nieder und schwieg.

„Das Schiff ist untergegangen!" sagte Lucy mit tonloser Stimme und ließ die Arme sinken. Der Marchese schwieg, und Zanetta ließ ihren Kopf auf

seine Schulter fallen. Er schlang den Arm um ihren Leib und drückte sie an sein Herz. Das war Allen wie eine Fortsetzung seiner Rede und wie eine Bestätigung dessen, was Lucy wie aus dem Traume gesprochen hatte.

„Aber," fuhr er rasch fort, „wenn man auch an der nördlichen Küste Neuhollands Trümmer der Penelope gefunden, so hat man doch keine Leiche gefunden. Das Schiff ist gestrandet; aber es ist nicht gewiß, daß die Mannschaft zu Grunde gegangen.

Das war noch ein Strohhalm, an dem sich die Hoffnung festklammern konnte; aber die seit Wochen so tief herabgedrückten und gequälten Gemüther hatten nicht mehr die Kraft, auf so geringe Ursachen hin zu hoffen. Selbst Sir William, der bisher der Hoffnungsreichste gewesen, sah man es an, daß ihn alle Zuversicht verlassen hatte.

Fünftes Capitel.

Es war im Hause, wie es in der ersten, öden Stunde zu sein pflegt, nachdem man einen Sarg hinaus getragen. Es herrscht eine große, dumpfe Leere. Wie in den Stuben, ist es in den Gemüthern. Alles schweigt, wie in Angst; jeder Laut könnte einen unerträglichen Schmerz erwecken. Der Marchese war offenbar herbeigeeilt, um das Unglück ertragen zu helfen und um zu trösten; aber dieser stumme Schmerz verdammte ihn zur Unthätigkeit. Er konnte nur die kleine Emilia trösten und beruhigen, da sie, geängstigt von der Stille und dem Ausdrucke auf allen Gesichtern, zu weinen anfing. Sie schlief in seinen Armen ein, und er trug sie in ihr Bett. Das war das Zeichen zum Aufbruch; man trennte sich mit stillen Händedrücken.

Lucy hatte sich so gewöhnt, das wahre Gefühl, das sie mit dem Andenken an Odo verband, so zu verbergen, daß es ihr, erst auf ihrem Zimmer ange=

kommen, so schien, als ob sie jetzt erst ihren Thränen freien Lauf lassen dürfte. Aber sie war nicht allein. Bald öffnete sich die Thüre und Zanetta sank vor ihre Füße, drückte die Stirne auf ihre Kniee und begann zu schluchzen.

„Lucy," rief sie, „meine geliebte Lucy, was soll ich beginnen? wie soll ich länger leben? Ich habe ihn geliebt, so unendlich geliebt!"

Lucy hob ihren Kopf auf und sah ihr in die thränenvollen Augen. Der Ausdruck dieser Augen sagte es ihr klar, daß keine kindische Einbildung aus diesen Worten sprach, sondern die überzeugteste Liebe einer Jungfrau.

„Armes Kind!" seufzte Lucy und zog sie an ihr Herz. Wie gerne hätte sie ihr jetzt gesagt: auch ich habe ihn geliebt! aber die Scheu, diese Liebe zu gestehen, die sich im Laufe so langer Zeit in ihr eingenistet hatte, verhinderte sie auch jetzt, das Geständniß über die Lippen zu bringen, obwohl ihr in diesem Augenblicke Zanetta nicht mehr wie ein Kind erschien, sondern wie eine Jungfrau, die der gleiche Schmerz zu ihrer ebenbürtigen Freundin machte.

In der That war von dieser mitternächtlichen Stunde an ihr Verhältniß ein anderes. Ein Kind, das so liebt wie Zanetta, und das es so gesteht, und dem das Geständniß durch solches Unglück ent=

rissen wird, ist kein Kind mehr. Zanetta fühlte das sowohl wie Lucy und wie sich beim Weibe innigste Empfindungen gerne durch Aeußerlichkeiten offenbaren, oder vielmehr symbolisiren — so wollte sie, die ihr Herz durch Verwittwung zur Weiblichkeit gereift fühlte, die kurzen Mädchenkleider nicht mehr anlegen, die ihr, dem zarten, kaum sechzehnjährigen Kinde, bisher so natürlich schienen. Plötzlich erschien sie vor Lucy in langen Kleidern, die ihr, mit dem Ausdrucke tiefen Kummers im Gesichte, das Ansehen eines fertigen, frühgeprüften Weibes gaben. Lucy erschrak, als sie sie so erblickte. Sie fühlte sich ihr freilich näher, aber sie konnte sich nicht mehr überreden, daß der Schmerz und die Liebe Zanetta's Gefühle eines Kindes seien, die verwischt werden können, und sie kam sich wie eine Verbrecherin vor, die Ruhe dieses Kindes ihren phantastischen Erziehungsplänen für Odo geopfert zu haben, indem sie den Keim einer kindlichen Neigung absichtlich und halb und halb in der Freude eifersüchtiger Selbstquälerei bis zu einer Leidenschaft pflegte und erzog, die offenbar mit der ganzen Seele Zanetta's verwachsen war. Je schuldiger sie sich fühlte, desto hingebender und zärtlicher wurde sie für Zanetta; sie vergaß zu Zeiten ihren eigenen Schmerz über den Kummer ihrer Freundin, und für diese fand sie

Trostesworte und selbst Trostgründe, die sie für sich selbst vergebens gesucht haben würde.

Diese Theilnahme steigerte sich, je tiefer und je sichtbarer von Tag zu Tag Zanetta in ihrem Kummer und endlich in eine Art krankhaften Trübsinns versank, aus dem sie nichts zu reißen vermochte, wie sehr sie sich auch selber zwang, ihre Umgebung manchmal durch ein Lächeln oder durch einen Scherz zu beruhigen. Allgemach schwand auch diese Rücksicht für ihre Umgebung. Stundenlang saß sie in einem Winkel ihres Zimmers oder des Salons und sah mit starren Augen vor sich hin, die sie schloß, sobald man sich ihr näherte, um sie anzusprechen und sie zu zerstreuen. Eine ungeduldige Bewegung oder ein tief schmerzlicher Ausdruck wies Jeden zurück, der es versuchte, sie aus ihrem Hinbrüten zu reißen. So ging sie auch stundenlang und allein in den winterlichen Gängen des Gartens auf und nieder, schweigend, träumerisch, nur manchmal in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, wenn über den dunkeln See ein Segel dahin trieb. Nur ein Mittel gab es, das sie auf Stunden, wenn auch nicht erheitern, so doch aus ihrem dumpftraumartigen Zustande reißen konnte, und dieses Mittel hatte Lucy mit jenem, dem wahren Weibe angeborenen, ärztlichen Instincte aufgefunden. Es war ein Besuch

im Parke der Röder'schen Pension, im Hause und an den Stätten, wo Odo zwei Jahre seines Lebens verbracht hatte. Dort, unter den Tannen und Kastanienbäumen, lustwandelte sie heiter mitten im Winter, als wäre ihr Herz von Frühlingslüften belebt, und horchte sie den Worten des guten Herrn Röder und seiner liebevollen Stimme, der doch auch Odo so gerne gehorcht hatte.

Auf Lucy mit ihrem britischen, der Selbstbeherrschung so sehr fähigen Character wirkte der leidenschaftliche Kummer des italienischen Kindes wie ein Räthsel und wie ein geheimnißvoller Zauber. Sie kam sich selber kalt und gefühllos vor. „Das ist Liebe," sagte sie zu sich selber; „was du für Odo fühltest, war herzliche Neigung zu einem Kinde, das eine schöne Zukunft versprach, und halb und halb Phantasterei." — Und doch wieder sagte sie sich, daß Zanetta's Liebe nur auf Visionen ihres eigenen Gemüthes, auf jenen verklärten Bildern beruhe, die sie sich von Odo machte, und die sie ehemals zu schildern liebte, wie sich Kinder gerne Mährchen vorerzählen. Aber je räthselhafter ihr das Wesen Zanetta's war, desto mehr zog es sie an; und je beunruhigender ihr Zustand, desto mehr Liebe und Sorgfalt glaubte sie ihr schuldig zu sein. Bei ihr, wie bei allen anderen Hausgenossen, war das traurige Loos des Ent-

fernten vor dem Anblicke der gegenwärtigen Leiden Zanetta's in den Hintergrund getreten. Selbst Sir William vergaß seine Krankheit.

Der Marchese, der sich nicht entschließen konnte, sein Kind in diesem Gemüthszustande zu verlassen und seine Reisen aufgegeben hatte, sah die Sorgfalt Lucy's mit unendlicher Rührung. Oft wenn er mit ihr am Bette Zanetta's saß — denn schon war es so weit gekommen, daß der treffliche Dr. Pelissier anrieth, sie Tage lang im Bette zu halten — faßte er plötzlich ihre Hand und zog sie an seine Lippen. Lucy ließ es geschehen. Die Einen liebten mich wie eine Mutter, er liebt mich aus väterlicher Liebe als Krankenpflegerin seines Kindes, dachte sie bei sich mit jener Ironie gegen sich selbst, die ihr in diesen Jahren zur Gewohnheit geworden. — Zanetta aber, wenn sie sprach, sprach ihr in einem anderen Sinne. Mit der Ruhe einer älteren Person und mit der Ueberlegenheit eines Wesens, das in Beziehung auf sich selbst mit Allem abgeschlossen und mit der Welt abgerechnet hat, versicherte sie Lucy, daß sie ihr Vater liebe, und daß er würdig sei, von ihr geliebt zu werden. „Er liebt mich," fügte sie hinzu, „er wird unglücklich sein, wenn ich sterbe. Eines könnte ihn trösten: Deine Liebe, Lucy!"

Lucy glaubte auf die Phantasieen des kranken

Kindes eingehen zu müssen und gab ihr die Gegenversicherung, daß sie ihre Worte nicht vergessen werde.

Dr. Pelissier aber durfte auf die Todesahnungen Zanetta's nicht eingehen und auf ihre Versicherungen hin, daß sie bald sterben werde, nicht aufhören, nach Mitteln zu ihrer Rettung zu suchen. Eine neue Welt, neue Umgebung, neue Eindrücke, meinte er, könnten die Gemüthskranke zerstreuen und sie von den Gedanken abwenden, an die sie sich jetzt mit Hartnäckigkeit festklammerte. Er hoffte viel von der heimathlichen Luft und von der Schönheit der genuesischen Heimath. Zanetta hatte außerdem in früheren Zeiten immer mit großer Sehnsucht von Genua gesprochen, das sie in früher Kindheit verlassen hatte, und das ihrer Phantasie mit allem Zauber einer Fata Morgana vorschwebte. Noch jetzt flog ein melancholisches Lächeln über ihre Lippen, wenn Genua, wenn Italien vor ihr genannt wurden. Er rieth dringend, dieses schöne Mittel zu versuchen. Die politischen Angelegenheiten und im Besonderen die Stellung des Marchese waren in diesem Momente so beschaffen, daß man die Rückkehr in die Heimath leicht und ohne Demüthigung bewerkstelligen konnte. So ging denn auch der Marchese gleich daran, die nothwendigen Schritte bei seiner heimischen Regierung zu thun und die Reise vorzubereiten.

Aber welche Hoffnungen für Zanetta man auch an diese Uebersiedlung knüpfte und wie sehr diese Hoffnungen die durch innige Liebe und gemeinschaftliche Schicksale so eng verbundenen Hausgenossen aufheiterten, so war die Aussicht auf die nahe Trennung andrerseits doch eine neue Ursache zu neuer Betrübniß. Auch behauptete Zanetta, daß ihr Genua und das Meer die Liebe und die Gesellschaft Lucy's nicht ersetzen könnten. Sie sträubte sich mit krankhafter Leidenschaftlichkeit gegen die Reise und brachte so zu Betrübniß noch Zweifel und Unentschiedenheit in die Gemüther. Es war, als sollte es in dieser kleinen Welt nicht mehr zur Ruhe und Klarheit kommen.

An einem jener schönen Februartage, die an den Ufern des Genfer See's so frühen und vollen Frühling heucheln, um dann wieder in des Märzen Sturm und Schnee wie ein schöner Jugendtraum zu verschwinden, ging Lucy allein und in Gedanken vertieft im Garten auf und nieder, in dem es bereits zu singen und zu sprossen begann. Sie hatte das Bedürfniß, sich zu fassen und zu sammeln. Obwohl eben erst ein Schicksal über sie dahin gegangen und die Folgen in Gestalt der kranken Zanetta sie noch immer verkörpert und mit immer neuen Sorgen und Leiden umgaben, war es ihr doch, als stände ihr eine

neue Entscheidung bevor. Die Gespräche Zanetta's über die Liebe ihres Vaters machten ihr einen um so tieferen Eindruck, als das Mädchen sich nur zum Sprechen aufraffte, um von diesem Gegenstande zu sprechen; als es schien, es sei dies das Einzige, was sie noch auf dieser Erde interessirte und als sie diese ihre Reden mit schwacher Stimme, wie aus dem Traume, wie ein Orakel, eine Warnung und eine Bitte hervorbrachte. Das Wesen des Marchese war mit den Worten seines Kindes in vollster Harmonie. Lucy konnte sich darüber nicht täuschen, daß ihn ein mächtiges Gefühl in seinem Innersten bewegte und sie war gerührt, wie dieser ernste, vom Schicksal und durch Character gefestete Mann, zu dem mit Achtung emporzublicken sie so viel Ursache hatte, ihr gegenüber eine fast jünglinghafte Schüchternheit zeigte, als ob er sich, der beinahe vierzigjährige Mann, so jugendlicher Empfindungen schämte. Sie wußte, daß er sie liebte, wenn sie es auch ohne Zanetta's Reden vielleicht nicht errathen haben würde. Was sollte sie ihm antworten, wenn er ihr seine Liebe gestand? Sie hatte sich diese Frage, im Garten auf- und abgehend, kaum gestellt, als er neben ihr stand und sich schweigend ihrem Spaziergange beigesellte.

„Miß Lucy," sagte er endlich, „ich komme eben

von Zanetta; sie ist fest entschlossen zu bleiben, um sich nicht von Ihnen zu trennen."

„Haben Sie ihr," fragte Lucy, „die Grille nicht auszureden gesucht?"

„Nein, Miß Lucy. Dieser Liebe wegen zu Ihnen ist mir das Kind nur theuerer. Kann ich gegen eine Anhänglichkeit sprechen, die mir so begreiflich ist?"

Lucy schwieg. Der Marchese fuhr nach einiger Zeit mit bebender Stimme fort: „Das Kind stirbt, wenn es bleibt; es stirbt, wenn wir es zwingen, Sie zu verlassen. Miß Lucy, kommen Sie mit uns!"

Der Marchese schwieg wieder, aber Lucy sagte: „Fahren Sie fort, Sie haben mir noch etwas zu sagen."

Sie wußte, daß ihr der Marchese jetzt seine Liebe gestehen würde; aber nicht um dieses Geständnisses wegen forderte sie ihn auf, fortzufahren. Sie hoffte, daß in seinen Worten etwas sein werde, was sie über sich selbst, über ihre Lage, über ihr Verhältniß zu ihm und den Kindern aufkläre; sie wünschte, daß in diesen Worten etwas wie ein Gebot der Pflicht sein werde, das sie zwinge, auf seinen Antrag einzugehen, und daß dies ausgesprochen sei. Es war ihr, die sich so tief gealtert fühlte, als dürfte sie nicht mehr bloßen Empfindungen des Herzens folgen, als müßten

Pflichten und Verstand bei ihrer Handlungsweise mit betheiligt sein.

Der Marchese fuhr fort: „Meine Kinder lieben Sie wie eine Mutter; seien Sie es! Sie retten vielleicht Zanetta!“

Wie glücklich war Lucy, daß er nicht sagte: Ich liebe Sie! Sie empfand die große Bescheidenheit, die dieses Schweigen verrieth und wahrlich, so sagte sie sich, er durfte noch Liebe gestehen und fordern. Mit Thränen in den Augen wandte sie sich zu ihm, gedemüthigt von der Demuth, mit der er vor ihr stand und wie sie rasch die Hand ausstreckte und sie ihm reichte, und er diese Hand faßte und sie an seine Lippen zog, wär es ihr, als würde sie aus einem Traume in die Wirklichkeit gezogen, als käme sie plötzlich zu Halt und Ruhe. Sie fühlte festen Boden unter ihren Füßen und auf dem eben erst betretenen Lebenswege empfand die Neuverlobte, was Neuverlobte so selten empfinden: Abgeschlossenheit, Befriedigung! Sie lächelte, und der Marchese schloß sie in seine Arme.

Diese eigenthümliche Verlobungsscene hatte ihren Zeugen. Die kleine Emilia war ihrem Vater nachgeschlichen und umklammerte Lucy's Kniee, während sie der Marchese umarmte. Das Kind weinte vor Freude, ohne eigentlich zu wissen, warum es weinte.

Lucy fühlte sich wie in Liebesbanden gefangen; sie hob das Kind an ihre Brust und küßte es herzlich. Sie glaubte glücklich zu sein und strahlenden Gesichtes ging sie an der Seite des Marchese mit dem Kinde auf dem Arme ins Haus.

Als sie Zanetta so eintreten sah, sagte sie mit einem Lächeln des Errathens: „So ist es gut. Jetzt dürfen wir reisen."

Erst gegen Abend traten der Marchese und Lucy vor Sir William, der den Tag hindurch von Schmerzen geplagt gewesen war, sich jetzt aber einer ruhigen Stunde und mit dieser wie immer einer heitern Laune erfreute, um ihm die neue Wendung der Dinge mitzutheilen. Sir William, der den Marchese so sehr schätzte und liebte, legte hocherfreut ihre beiden Hände in einander und wünschte sich und ihnen Glück. Lucy sah alle Welt, Alle die sie liebte, glücklich; sollte sie es nicht sein?

Voll der frohesten Zuversicht in die Zukunft saßen die Drei da und besprachen die gemeinschaftliche Reise und Ansiedelung in der Villa des Marchese, auf einem der schönsten Hügel zwischen Genua und La Spezzia, und andere Pläne der Zukunft, als sich plötzlich die Thüre aufthat und zu aller Ueberraschung, ja zu ihrem Schrecken Zanetta hereintrat. Sie kam, wie sie eben das Bett verlassen haben mußte. Das

Haar hing lang und ungeordnet über Gesicht und Schultern; das dünne, weiße Nachtkleid schmiegte sich in Falten um die zarten, schmächtigen Glieder; die Füße waren nackt; so waren auch die Arme, von denen die Aermel zurückfielen, indem sie beide Hände ausstreckte, deren eine ein Licht, die andere ein entfaltetes Papier hielt. So stand sie da, wie eine Geistererscheinung und wie ein Geist blickte sie aus den großen, schwarzen Augen. Aber ihre Wangen waren von einer Röthe, von einer Gluth überflogen, die man seit Monaten nicht an ihr gesehen hatte. Sie wollte sprechen, aber konnte nicht. Der Marchese und Lucy eilten ihr entsetzt entgegen und wollten sie an einen Stuhl führen; aber sie sträubte sich; sie streckte ihnen nur das Papier entgegen, das sie krampfhaft in der Rechten hielt. Es war das englische Flottenjournal.

„Die Zeitung! Die Zeitung! Nachrichten von Odo!“ rief Lucy.

Zanetta nickte und lächelte selig; aber sie ließ das Blatt nicht los, das nun auch Lucy gefaßt hatte. Sie that einen Schritt weiter, seufzte tief auf und nachdem sie alle Anwesenden nacheinander lächelnd angesehen, stieß sie aus tiefster Brust die Worte hervor: „Es ist ein glücklicher Tag!“

Mit diesen Worten war der Bann, der auf Za=

netta wie ein Starrkrampf lag, gebrochen. Raschen Schrittes näherte sie sich der Lampe, die vor Sir William stand, entfaltete das Blatt und las: „Wir haben von Port Adelaide aus Nachrichten über die Penelope. Das Schiff ist nördlich von Neuholland gestrandet, aber die Mannschaft ist zum größten Theile gerettet. England dankt dieses dem Muthe, der Umsicht, der Ausdauer eines Midshipman, Odo Worthington."

Zanetta stieß bei Lesung dieses Namens einen zitternden Ton aus, der ebensowohl einem Lachen, als einem Schluchzen glich; rasch aber fuhr sie fort: „Auf einer halbzertrümmerten Schaluppe sammelte er unter beständigen Gefahren den größten Theil der Mannschaft, die von den hochgehenden, sturmbewegten Wellen hin- und hergetrieben mit dem Tode rang. An ihrer Spitze setzte er dann zu Lande die Reise fort. Schon am nächsten Tage stieß er auf einen Haufen Wilder, die sich eben bereit machten, den Capitän der Penelope, der an einem anderen Punkte gelandet und in ihre Hände gefallen war, zu tödten, um ihn zu verzehren. Mr. Worthington befreite den Capitän nach einem heißen Kampfe. Da dieser in Folge der erfahrenen Mißhandlungen krank und unfähig war, das Commando zu übernehmen, behielt es der kaum neunzehnjährige Mr.

Worthington und er zeigte sich seiner schwierigen Aufgabe gewachsen. Durch undurchdringliche Wälder, durch Wüstencien und durch Gegenden, die nie eines Europäers Fuß betreten, im beständigen Kampfe mit wilden Stämmen, mit Hunger und Durst und Krankheiten, selbst mit der Muthlosigkeit und Verzweiflung seiner Untergebenen, führte er die Schaar Wochen- ja Monate lang, bis er sie zu europäischen Ansiedelungen brachte. Der bei der Admiralität eingelaufene Bericht des kranken Capitäns, der nur Zuschauer der Thaten des jungen Mannes sein konnte, findet nicht Worte genug, seinen Heldenmuth zu rühmen. Wir begnügen uns heute mit dieser kurzen Notiz, die wir zu drucken eilen, um viele besorgte Seelen zu beruhigen. Wir hoffen, die Odyssee des jungen Helden bald ausführlicher mittheilen zu können."

Nachdem Zanetta dieses gelesen, flog ihr Blick triumphirend von Gesicht zu Gesicht. Sir William war der Erste, der Worte fand: „Lucy," sagte er, „der wurde, wie Du prophezeiht hast!"

Der Abend war sehr belebt. Man konnte das Thema von Odo's Leiden und Heldenmuth nicht erschöpfen. Am beredtesten war Zanetta, am schweigsamsten war Lucy.

Sechstes Capitel.

Nur wenige Wochen nach jenem Abende war in dem Landhause sehr Vieles verändert. Zanetta blühte wie eine junge Rose. Ihr Siechthum, ihr Trübsinn war an jenem Abende von ihr gefallen, wie eine Hülle, die man abwirft; sie war blühender als je vorher, selbst ihre Wangen, die von Natur zu ewiger Blässe verurtheilt schienen, waren jetzt von einer unverwischbaren sanften Röthe gefärbt; ihr Mund lachte im Widerspruch mit ihren tiefen, immer ernsten Augen und brachte nur Scherz und Witzworte hervor. Sie war die Verkörperung jungen Glückes und wie die menschliche Fortsetzung des schönen Frühlings, der nunmehr in lachendster Fülle die Ufer des Genfer See's bedeckte. Die Hauptmotive der Reise waren somit weggefallen; nichts drängte mehr zum Abschied von den altgewohnten, liebgewordenen Stätten. Doch war der Marchese nach Genua gereist, um sein Haus zu bestellen, daß es würdig sei, seine junge

Gattin zu empfangen. Seit drei Wochen war er der glückliche Gatte Lucy's. Wenige Tage nachdem die Nachricht von Odo's Rettung angekommen war, begann sie zur Vermählung zu drängen. Niemand sah in die Vorgänge ihres Innern, aber man kann sie errathen: Sie wollte die Schiffe hinter sich verbrennen; sie wollte sich den Rückweg abschneiden. In ihrer Stärke hatte sie Angst vor ihrer Schwäche. Sie wußte, Odo werde, kaum nach Europa zurückgekehrt, herbeieilen, um die alten Freunde zu sehen. Er wird ihr so entgegentreten, wie sie ihn geträumt hatte, als ein heroischer, früh erprobter junger Mann. Die große Reise, die großen Erfahrungen, die überstandenen Leiden müssen ihn früh gereift haben; er wird sich ihr, sie wird sich ihm näher fühlen. Alle Ursache, sich ihrer Liebe zu schämen, ist vielleicht weggefallen und mit ihr die Schranke, die sie von Odo trennte. Wird sie stark genug sein, dem braven Marchese, den sie in ihrem Besitze so glücklich sah, ihr Wort zu halten, und Zanetta, deren Mutter sie schon geworden, dem Manne entgegen zu führen, ohne den das junge, zarte Geschöpf nicht mehr leben zu können schien? Sie mußte sich vor sich selber schützen, sie wollte sich nicht auf sich allein verlassen, wo es das Glück Anderer betraf; sie suchte nach einem Zwang, nach einem positiven, festen Halt;

Beides bot ihr, das wußte sie, eine definitive übernommene Pflicht und so sprach sie, wie gesagt, schon einige Tage nach Ankunft jener Nachricht den Wunsch nach baldiger Vermählung aus.

Sie fand in aller Stille in der katholischen Capelle statt.

Und jetzt war sie schon seit drei Wochen Marchesa Brofferio. Sie saß auf ihrem Lieblingsplätzchen unter den Platanen auf der Terrasse und nahm Abschied von ihren Kindern, die mit Sir William, den sie Großvater nannten, eine Spazierfahrt auf die ferne Plotte am andern Ufer des See's machen sollten. Sir William saß schon im Wagen und ließ die Peitsche ungeduldig knallen. „Adieu, Mama," sagte Emilia und küßte Lucy die Hand; „schreibe dem Papa schöne Sachen." — „Adieu, Mama," wiederholte Zanetta und schloß sie in ihre Arme. Lucy küßte Beide auf die Stirne und sie liefen durch den Garten in den Hof; sprangen in den Wagen, der gleich darauf dahinrollte.

In dem Augenblicke, da der Wagen aus dem Hofgitter fuhr, rauschte es hinter Lucy in dem Gebüsche, das die Gartenmauer verhüllte und sie überwucherte. Ehe sie sich nach dem Geräusche umsehen konnte, sprang ein junger Mann aus der dichten Verhüllung und ehe sie einen Schrei der Ueberra-

schung ausstoßen konnte, lag Odo zu ihren Füßen. Sie erkannte ihn augenblicklich, obwohl er sich bedeutend verändert hatte. Er war höher gewachsen und stärker geworden; sein Gesicht war braun und verbrannt und von einem kleinen Backenbarte eingefaßt, wie ihn englische Seeleute lieben. „Endlich,“ rief er lachend, „endlich bin ich da! Die kleinen Creaturen, die Sie da liebkosten, haben mich um einige kostbare Minuten gebracht, die mir eine Ewigkeit schienen. Denn ich liege schon lange hier auf der Mauer versteckt und wartete, bis ich Sie allein haben konnte.“

„Odo!“ seufzte die Marchesa, indem sie sich an die Platanen lehnte und beide Arme fallen ließ.

Der Ton ihrer Stimme verscheuchte plötzlich die Lustigkeit, mit der er herbeigesprungen war; mit einem Ausdrucke höchster Innigkeit faßte er ihre beiden Hände, sah ihr in die Augen und sagte mit zitternder Stimme: „Bin ich endlich da! bei Ihnen, Lucy! in dem Augenblicke, nach dem ich mich seit Jahren gesehnt habe, seit Jahren und immer, immer, in guten und bösen Stunden und überall, unter allen Himmelsstrichen.“

In diesen Worten, in der Innigkeit, ja Leidenschaft, mit der sie hervorsprudelte, im Tone der Stimme lag etwas, was Lucy mit Schrecken erfüllte.

Sie entzog ihm die eine Hand und fuhr sich über die Stirne. Es war ihr, als sollte ihr jetzt erst ein Unglück kund werden. Sie suchte sich zu fassen und ließ die Blicke, wie suchend, durch's Weite schweifen, während Odo die Hand, die sie ihm ließ, mit Küssen bedeckte.

„Odo,“ sagte sie, „haben Sie die Kinder gesehen, die mich eben verließen? Haben Sie sie nicht erkannt?“

„Nein,“ sagte er, „was kümmern mich die Kinder? Ich habe von meinem Verstecke nur Sie angesehen, nur das liebe, bekannte Gesicht, das so viel schöner geworden ist.“

„Ahnen Sie nicht, wer die Kinder sind?“ fragte sie weiter. „Sie stehen Ihnen nahe.“

„Wie?“ fragte er erstaunt.

„Es sind die Kinder des Marchese Brofferio.“

„Brofferio?“ fragte er wieder. „Wer ist Marchese Brofferio?“

„Jener Herr Durand!“ —

„Ach so!“ lachte Odo, „die Kleine ist meine Gerettete. Ach, die alte Geschichte! Ich hätte sie längst vergessen, wenn ich ihr nicht Ihre Bekanntschaft verdankte. Gesegnet sei die Kleine, die in's Wasser fiel und die Große, die sie hineinfallen ließ. Wie kommen die Beiden hierher?“

„Es sind meine Kinder!“ lispelte Lucy.

„Ach,“ lachte Odo wieder, „daran erkenne ich Sie! Sie müssen immer Mama sein, immer für Jemand sorgen, Jemand Gutes thun.“

Plötzlich ging er wieder vom Lachen zum innigsten Ernst über: „Nein, Lucy,“ rief er, „es gibt auf Erden kein Weib wie Sie. Sehen Sie, das steht hier in diesem Herzen fest und von Tag zu Tage, seit ich Sie kenne, ist diese Ueberzeugung in mir mächtiger geworden. Ich habe Ihres Gleichen nicht gefunden, ich werde Ihres Gleichen nicht finden. Verzeihen Sie, Lucy, daß ich Ihnen so spreche; ich muß, ich kann nicht anders. Im Glücke des Wiedersehens sprudelt mein Herz über und doch kann ich Ihnen den millionsten Theil dessen nicht sagen, was ich Ihnen auf der Oede der See, in der Wildniß der Urwälder, in Glück und Unglück gesagt habe. Lassen Sie mich sprechen, so lange ich im Rausche dieser Stunde den Muth dazu habe. Es spricht nicht mehr ein Knabe zu Ihnen; glauben Sie mir, ich bin ein Mann, ich bin alt geworden und ich kann jetzt beurtheilen, was ich schon als Knabe gefühlt habe. Und ich habe es mir geschworen, es Ihnen gleich zu sagen.“ —

Lucy machte eine abwehrende Bewegung. Sie empfand eine wahre Todesangst vor dem Worte, das

er aussprechen wollte. Odo erschrak vor dem starren Ausdrucke ihres Gesichtes und verstummte.

Lucy richtete sich auf und sagte mit einem gezwungenen Lächeln, zu dem sie die ganze Kraft ihres Wesens zusammennehmen mußte: „So lassen Sie mich doch ausreden. Verweilen Sie doch einen Augenblick bei diesen beiden Kindern; sie verdienen das. Die Kleine dankt Ihnen das Leben und die Große mehr als das Leben und sie empfindet das mit der wunderbarsten Innigkeit. Erinnern Sie sich doch an das kleine blasse Gesicht mit den großen, schwarzen Augen, das Ihnen einen so tiefen Eindruck machte. Das ist Zanetta, das liebenswürdigste Geschöpf dieser Welt; Sie müssen sie kennen lernen.“ —

„Lucy, ich begreife Sie nicht!“ rief Odo ungeduldig und gekränkt, „ich bin so glücklich, bei Ihnen zu sein, ich will nur mit Ihnen allein sein und Sie sprechen mir immer von Andern, von Fremden.“

„Es sind nicht Fremde, es sind meine Kinder!“ sagte Lucy mit Nachdruck.

„Nun ja, aber —“

„Meine Kinder!“ wiederholte Lucy und indem sie sich an die Platane zurücklehnte und sich unbewußt, instinctmäßig fester auf ihre Füße stellte, fügte sie hinzu: „Ich bin die Frau ihres Vaters.“

Odo sah sie mit weit offenen Augen an, dann sank er auf einen Stuhl und sagte vor sich hin: „Also kam ich doch zu spät. O mein Glück und meine Träume!“

Lucy hätte sich ihm so gerne genähert; sie fühlte eine unendliche Sehnsucht, ihre Hand auf seinen herabfallenden Kopf zu legen, ihn an ihre Brust zu drücken; aber sie konnte keinen Fuß bewegen. Sie war wie eingewurzelt. Unbeweglich stand sie da und sagte: „Odo! geben Sie kindische Gedanken auf — Sie haben mich Ihre Mama genannt — ich bin so viel älter als Sie — ich bin und bleibe Ihre Mama — ich habe für Sie gesorgt. Lernen Sie Zanetta kennen; sie liebt Sie; ihre ganze Seele ist von Ihnen erfüllt. Ach, wüßten Sie, was das Kind um Sie gelitten hat. Sie war dem Tode nahe, als man Sie verloren glaubte und sie blühte wieder auf; sie lebt und ist glücklich, seit wir wissen, daß Sie gerettet sind. — Es ist ihr Tod, wenn Sie sie verschmähen. Nehmen Sie sie aus meiner Hand — ich kann Ihnen nichts Besseres geben. Ich habe sie für Sie erzogen, ich habe die Liebe zu Ihnen in ihrem Herzen gepflegt.“ —

Bei diesem Worte sprang Odo von seinem Sitze auf und stellte sich drohend vor Lucy. „Wer gab Ihnen das Recht,“ rief er zornig, „über mein und

ihr Herz zu verfügen? Hier dieses," fuhr er fort, indem er mit geballter Faust auf die Brust schlug, „ist keines, das man so vergibt. Es liebt und bleibt sich treu."

Eben so rasch, als er aus dem Gebüsche gesprungen war, sprang er jetzt wieder hinein. Es schlug hinter ihm zusammen. Lucy hörte seine Schritte, die wie fliehend auf der Landstraße forteilten. Jetzt erst gewann sie wieder die Kraft, sich zu bewegen. Sie sank auf denselben Stuhl, von dem Odo eben aufgesprungen war, ihre Stirne fiel hart auf den Tisch vor ihr und ein Strom von Thränen benetzte den Sand, der sie auffog, als wäre es Regen.

Feigheit.

Eine Geschichte aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Erstes Capitel.

Deutschland, das muß man leider zugeben, ist vor Allem das Land des Unfertigen, und so hat es ganz richtig einen unvollendeten Dom zu seinem Symbol gewählt. Es gab eine Zeit, da alle Staaten Europa's gleich sehr in Folge der Art ihrer Gründung durch große Vasallen und andere Umstände in viele kleine Staaten getheilt waren; sie arbeiteten an ihrer innern Einigung, und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sind die bedeutendsten mit dieser Arbeit fertig und in sich geeinigt; andere vollendeten diese Einigung im siebzehnten Jahrhundert und unsere Zeit sah noch die Aufnahme einer solchen Arbeit in einem der zerrissensten Länder und wird bald die Vollendung sehen: nur Deutschland ist auch mit dieser Arbeit nicht fertig geworden. So auch auf andern Gebieten. Es begann die Reformation, sein größtes Werk; es kam mit diesem Werke nicht

halb zu Ende. Im Kleinen wie im Großen: kein Land der Welt zählt so viele unvollendete Bauwerke wie Deutschland; nicht nur die Dome des dreizehnten Jahrhunderts blieben auf halbem Wege stecken. Im achtzehnten Jahrhundert bemächtigte sich der Fürsten und Großen eine große Bauwuth und die Eitelkeit, es Ludwig XIV. nachzuthun; großartige Schlösser wurden angelegt, die Versailles gleichkommen oder gar es übertreffen sollten. Man sehe nur das Schloß von Mannheim; mit hohlen Augen, unfertig, todt, bevor geboren, blickt es in die lebende Welt, und dieses Schloß wie der Kölner Dom zählen viele und unbekannte Brüder in ganz Deutschland, denn mancher Graf, manches Fürstlein, dessen Gebiet nicht viel größer war als das Weichbild der Stadt Versailles, wollte doch ein Schloß haben wie das Schloß zu Versailles. Zum Theil sind diese stolzen Anfänge, die man nicht einmal erhalten konnte, verfallen und von der Erde verschwunden; zum Theil hat man sie maskirt und das Unvollendete mit einem heuchlerischen Abschlusse verdeckt, während nicht ein Drittel der Absicht ausgeführt worden; zum Theil sind sie in der Einsamkeit verschwunden, da sich das Leben aus diesen Gegenden, die einst Mittelpunkte eines Hofstaates gewesen, zurückgezogen.

Ein solches gewaltiges, unfertiges, in der Ein-

samkeit verschwundenes Schloß findet sich in einem deutschen Fürstenthum, durch das keine große Heerstraße und keine Eisenbahn führt und das deshalb heute eine noch kleinere Rolle in der Weltgeschichte spielt als ehemals und noch weniger besucht wird als zu Anfang dieses Jahrhunderts, da gewisse, früher berühmte, jetzt beinahe vergessene Heilquellen Besucher aus Nah und Fern herbeizogen. Das kleine Fürstenthum mit seinen grünen Wäldern ruht auf vulcanischem Grunde und ist eine kleine deutsche Auvergne; der Lustreisende, der nur malerische Landschaften sucht, wie der Geologe finden ihre Rechnung, wenn sie es besuchen, aber es ist leichter in andere Gegenden zu dringen, in denen für beide noch größere Ausbeute zu finden und die ausgedehntere Communicationsmittel besitzen, und so bleibt es weltvergessen. Die Heilquellen werden nur noch von den Nachbarn aufgesucht und geschätzt, die wilden und doch lieblichen Thäler nur noch von den Studenten einer nahegelegenen Universität besucht, wenn sie der Professor der Geologie dahin führt. Die wenigen Reisenden bekommen dann auch jenes gewaltige, unausgebaute Schloß zu sehen, das gerade an der Grenze des Ländchens liegt und seine weiten Parks über das Gebiet zweier Staaten ausdehnt, denn dieses Schloß ist vielleicht die einzige architectonische

Merkwürdigkeit des Landes und hat für kindische Neugierde noch manche jener Kunstanlagen und Ueberraschungen, wie Flüstergrotten, Einsiedler, Aeolsharfen, Fallthüren, Wasserfälle, künstliche Ruinen, kopfwackelnde Chinesen, kurz all' die holden Thorheiten, die unsere reifrocktragenden Großmütter ergötzten und erschreckten. Doch steht das Schloß selbst nicht in Harmonie mit diesen Rococothorheiten; der Erbauer hatte mehr Geschmack als seine Zeit, und anstatt Versailles nachzuahmen, zog er es vor, das Schloß Franz' I. von Frankreich, die herrliche Phantasie Primatice's, des Schülers Rafael's, Chambord bei Blois, sich zum Muster zu nehmen. Wie Chambord erhebt sich Schloß Holken breit und gewaltig mit einem Hauptgebäude und zwei kleinen Seitenflügeln im phantasievollsten Renaissancestile mit gewaltigen Thoren, breiten Fenstern, unzähligen großen und kleinen Balkonen und Erkern, lebend, vielbewegt, bis zu einem platten Dache, aus dem dann, wie aus einer Ebene, eine ganze Stadt kleinerer Gebäude und breiter, vielfach gezackter Schornsteine hervorwächst. Diese breiten Schornsteine sind mit Zinnen gekrönt und mit weißen, rothen und schwarzen Marmorplättchen mannigfaltig ausgeschmückt; die kleinen Gebäude sind eine Art von Dachstuben in Gestalt von Pavillons oder kleinen

Thürmen, die broncirte Wetterfahnen tragen. Aus ihnen führen Thüren auf die Plattform, welche sich, durch diese Ueberbaue und Essen getheilt, in ein wahres Labyrinth von Gängen und Plätzen verwandelt. Das Ganze ist von einer Balustrade eingeschlossen, die hier und da unbeschädigte und verstümmelte Statuen, historische und allegorische, trägt und diese luftige Welt abschließt. Dort oben ist Alles fertig und vollendet, nur die Seitenflügel des Schlosses sind niemals zur Vollendung gelangt, und der große Eingangssaal des Hauptgebäudes, der eine Nachahmung der Salle des Gardes von Chambord werden sollte, hat niemals seine gewaltige Wölbung erhalten. Auch die Doppeltreppe à la Chambord ist unvollendet geblieben; nur eine zieht und windet sich die drei Stockwerke hinan und mündet mit drei Thüren auf die drei übereinander hinlaufenden Gallerien; die andere, die sich spiralförmig neben dieser hinaufwinden sollte, ist in der Mitte abgebrochen und erreicht nicht einmal die erste Gallerie. Natürlich fehlen in so unvollendeter Vorhalle auch die Fresken, die sie zu schmücken bestimmt waren, und werden diese heute durch große, von Staub verdichtete Spinngewebe ersetzt, die sich, eins am andern hängend, von Winkel zu Winkel ziehen und kaum den Schwalben Platz lassen, die hier Nester anzu-

kleben suchen. Doch ist ein ganzer Fries von bewohnten und halb zerstörten Schwalbennestern eingenommen, die oft in drei- und vierfachen Reihen übereinander sitzen.

Das Alles wurde ehemals von den Reisenden besucht, bewundert und von deren Phantasie, wo es nöthig war, ausgebaut. Das letzte und höchste Ziel war die labyrinthische Plattform, die in der That hier wie in Chambord den schönsten, eigenthümlichsten Theil des Schlosses ausmachte. Aber seit einer langen Reihe von Jahren war die Plattform unzugänglich, und der Beschließer, der einzige Beamte, der das Schloß bewohnte, gab auf die dringenden Fragen der Reisenden, warum sie nicht dahinauf gelangen dürften, ausweichende oder gar keine Antworten und blieb auch jeder Bestechung eben so verschlossen wie die kleine eiserne Thür, die durch ein Seitenthürmchen auf die Plattform führte. Es war dieser Beschließer ein alter, graubärtiger Soldat, den man nicht lange fragen, in den man noch weniger dringen durfte, wenn man nicht mit überraschender Kraft zurückgeschlagen sein wollte. Die Fremden blieben gewöhnlich zu kurze Zeit in der Gegend, um nähere Erkundigungen einzuziehen über einen Gegenstand, der übrigens kein großes Interesse einzuflößen geeignet war. Man konnte eben die Plattform nicht

sehen, der Besitzer gestattete es nicht; bei so vielen Merkwürdigkeiten, die man besucht, bleibt man von einem Theile derselben ausgeschlossen; man beruhigte sich bei der Weigerung des alten Soldaten und damit war die Sache gut. Einzelne Fremde übernachteten wohl in dem nahegelegenen Dorfe Holken und diese konnten, wenn sie bei Mondschein noch einmal ausgingen, um das Schloß in romantischer Beleuchtung zu betrachten, wohl bemerken, daß aus einem der Fenster auf der Plattform ein schwaches Licht hervorbrach, aber auch diese, wenn sie sich dann nach dem Bewohner dieser einsamen Höhen erkundigten, konnten selbst im Dorfe schwer irgendwelchen ausführlichen Bescheid erlangen. Fast alle Bewohner antworteten so abwehrend wie der alte Soldat, selbst der Wirth der Herberge, zu dessen Pflichten es doch gehörte, jeder Frage zu stehen und mögliche Auskunft zu geben. Es war als hätte die ganze Gegend ein auf das Schloß bezügliches, gemeinschaftliches Geheimniß, ein Familiengeheimniß, von dem zu sprechen schmerzlich war. Trotzdem war es seit mehreren Jahren auf viele Meilen im Umkreise und endlich auch in der Fremdenwelt des Badeortes kein Geheimniß mehr, daß der einzige und einsame Bewohner des Schlosses, oder vielmehr der Mansarde auf der Plattform, kein anderer war, als der Stamm-

halter des Hauses und der Besitzer des Schlosses selbst, der ehemals reichsunmittelbare Graf von Holken — und diejenigen Fremden, die den Theil seiner Geschichte kannten, welcher in die Oeffentlichkeit gedrungen, besuchten das Schloß und übernachteten im Dorfe, nur um sagen zu können, daß sie das Licht in der Nacht gesehen, das aus der Einsiedelei des Mannes drang, der einst so viel von sich reden gemacht.

Ich sollte glücklicher sein als alle andern Fremden und über den Bewohner des Schlosses und sein Geheimniß mehr erfahren als, einen einzigen Mann ausgenommen, irgend Jemand in der Umgegend und in der Welt überhaupt. Im Jahre 1845 kam ich auf die schon erwähnte, von Holken nicht sehr entfernte Universität, um mich daselbst als Docent zu habilitiren; der Pfarrer von Holken war mein Vetter, aber mir eben so unbekannt als dem Rest der Familie, da er frühe seine und unsere Heimath in Süddeutschland verlassen hatte. Man drang von Hause aus in mich, ihn zu besuchen, und ich that es gern, da ich nie Anderes als Gutes von ihm hörte; er seinerseits nahm mich mit großer Herzlichkeit auf. Mein Vetter, ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, gefiel mir. Wir hatten gleichen wissenschaftlichen Geschmack, er bewohnte ein idyllisch-

schönes Pfarrhaus, besaß eine reiche Bibliothek, die Gegend ist überaus lieblich und malerisch, der Vetter fühlte sich außerdem einsam, da er im Jahre vorher eine sehr liebe Frau verloren hatte, und so machte es sich, daß ich ihn bald zum zweiten Male besuchte, um mehrere Wochen, vielleicht Monate mit ihm zu hausen.

Das prachtvolle Schloß zog natürlich gleich während meines ersten Besuches meine ganze Aufmerksamkeit auf sich und der Pastor machte selbst meinen Führer durch die innern Räume, zu denen ihm der Soldat die Schlüssel gegeben, wie durch den Park. Auf die Plattform gelangte ich eben so wenig als jeder andere Fremde.

„Warum darf ich nicht dort hinauf?" fragte ich den Pastor, mit dem ich in dem weiten, grasbewachsenen Hofe stand, „die Plattform scheint ja gerade der schönste Theil des Schlosses zu sein und muß eine prächtige Aussicht haben?"

„Die Plattform ist bewohnt," antwortete mein Vetter kurz.

„Die ganze Plattform? Da können zwanzig Familien wohnen und ich sehe keine Seele."

„Ich sage zu viel," verbesserte sich der Pastor, „wenn ich sage, daß die Plattform bewohnt ist — eine der Stuben da oben ist bewohnt."

„Warum sollten wir denn nicht dahinaufsteigen dürfen?“

„Der Bewohner will es nicht.“

„Das ist sehr ungastlich! Die Plattform ist so groß, eine ganze Welt — er brauchte uns ja gar nicht zu sehen.“

„Er will es einmal nicht,“ wiederholte der Pastor und offenbar in der Absicht, das Gespräch über diesen Gegenstand abzuschneiden.

„Wer ist denn dieser ungastliche Einsiedler?“ fragte ich trotzdem weiter.

„Es ist der Besitzer des Schlosses.“

„Wie heißt er?“

„Wie das Schloß, Holken — Graf Holken.“

„Das ist doch erstaunlich,“ rief ich, in der That verwundert, „der Graf selbst? In dieser Wüste? In diesem verfallenden Schlosse? Und nirgends sehe ich eine Spur von Familie oder Dienerschaft — und gerade da oben in einer Mansarde, in einer einzigen Mansarde muß er wohnen, während im Schlosse so prachtvolle Säle leer stehen?“

Mein Vetter schwieg und ich fuhr mit meinen Fragen fort: „Er ist wohl ruinirt? Er hat wohl sein Vermögen durchgebracht, daß er sich so einschränkt?“

„Er ist der reichste Grundbesitzer des ganzen Landes,“ antwortete der Pastor.

Die Sache wurde mir immer räthselhafter, eben so räthselhaft als das Benehmen meines Vetters, den meine Fragen mit sichtlichem Unbehagen erfüllten, und der mir durch seine kurzen Antworten deutlich zu verstehen gab, daß er nicht weiter gefragt werden wollte. Auch nahm er mich am Arm, um mich weiter zu führen, vielleicht um mich durch den Anblick anderer Gegenstände auf andere Gedanken zu bringen. Aber Alles das hatte mich zum Nachdenken gebracht; das ganze Geheimnißvolle dieser halben Mittheilungen wie des Schlosses in Verbindung mit dem Namen Holken hatte in meinem Gedächtnisse unbestimmte Erinnerungen geweckt, die ich noch nicht recht fassen konnte, und es begann jene Qual des Gehirns, die man zu empfinden pflegt, wenn einst Gewußtes, längst Vergessenes wieder aufzuerstehen und über die Schwelle des Bewußtseins zu treten strebt. Es war mir, als müßte sich an den Namen Holken eine Geschichte knüpfen, eine Geschichte, die ich einst gehört oder gelesen hatte. In wirren Tönen umsummte sie mein Ohr; sie stand gedruckt vor meinen Augen auf einem Blatte — aber noch so verwischt, daß ich sie nicht lesen konnte. Ich legte die Hand auf die Stirne und dachte nach, während mich mein Vetter am Arm packte, um mich in meiner Anstrengung zu stören und fortzuziehen. Ich ließ

mich nicht stören, ich grübelte — und plötzlich, wie ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf und ich rief: „Graf Holken, General Graf Holken, der bei Waterloo wegen seiner Feigheit infam —"

„Nein! — Ja!" rief der Pastor hastig nacheinander, indem er sich in dem öden Hofe umsah, ob Niemand meine Worte gehört, und gleich darauf eben so ängstlich hinauf nach der Plattform blickte, obgleich meiner Stimme Schall unmöglich dahin hatte dringen können. Dann faßte er mich am Arm und zog mich aus dem Hofe. — „Sprich mit Ehrfurcht von dem Manne," sagte er dann mit einem Gemisch von Rührung und ärgerlicher Aufregung — „wer er auch immer sei oder gewesen sei, er ist der Wohlthäter dieser ganzen Gegend, der Helfer in jeder Noth — das weiß Niemand besser als ich — und dabei ist er, ach, so unglücklich."

Mein Vetter gab mir während meiner ersten Besuche im Pfarrhause oft zu verstehen, daß er über jenen einsamen Mann im Schlosse und über dessen Geschichte nicht zu sprechen liebe, und ich schwieg, trotz aller Neugierde, wie es die Pflicht des Gastes und des wohlerzogenen Menschen gebot. Aber meine Neugierde wurde darum nicht vermindert und verwandelte sich mit der Zeit in herzliche Theilnahme für den Einsamen. Unter Tages hätte kein Mensch

geahnt, daß die Plattform bewohnt sei, aber in der Nacht, beim hellen Mondschein, sah man manchmal einen Schatten an den breiten Essen hingleiten oder aus einem gewissen Fenster einer den äußersten Rand der Plattform einnehmenden Mansarde einen gedämpften Lichtstrahl durch die Jalousie hervorbrechen. Aus dem Fenster meiner Stube im Pfarrhause konnte ich dieses Licht beobachten, und ich stand oft stundenlang da, immer hinaufsehend nach der Höhe, in der das Licht wie ein kranker, erlöschender Stern, der sich in Nebel aufzulösen droht, in der Luft schwebte. Der Anblick erfüllte mit Traurigkeit und das um so mehr, wenn man, was ich endlich bei meinem dritten oder vierten Besuche im Pfarrhause erfuhr, wußte, daß der Einsame da oben seit mehr als dreißig Jahren hause, daß es ein Greis mit ehrwürdigem Angesicht sei, und daß er dort oben sich mit einer unverwischbaren Schande vor den Augen der Welt verberge, fest entschlossen, so lange seine eigenen Augen noch offen stehen, sich diesen nicht mehr zu zeigen. Obwohl ich selbst, theilnehmend und traurig, oft zu diesem Lichte hinaufblickte, war ich doch bald beinahe eben so unangenehm berührt wie mein Vetter, wenn ich sah, wie manchmal Fremde bei Tag und bei Nacht um das Schloß herumschlichen und mit plumper Neugierde das Licht,

wo nicht den Einsiedler selbst, zu erspähen suchten. Erst als ich so weit war, und es mein Vetter bemerkte, und erst nachdem sich im Laufe mehrerer Monate ein sehr inniges, freundschaftliches Verhältniß zwischen uns gebildet hatte, war es ihm möglich, ruhig über den Grafen Holken mit mir zu sprechen.

„Ja,“ sagte er mir eines Tages, „Du hast es damals errathen, es ist der General Graf Holken, derselbe, der bei Waterloo seiner Feigheit wegen infam cassirt wurde.“

„Ist es nicht so?“ fragte ich, „er sollte mit seiner Cavallerie einen Angriff ausführen, und in dem Augenblick, da ihm die feindliche Abtheilung entgegen kam, wandte er sein Pferd und ergriff die Flucht?“

„Ja, so ist es!“ bestätigte der Pastor, und fuhr fort: „Seine Schwadronen folgten ihm, brachten mehrere Infanterieregimenter in Unordnung, rissen einen Theil mit in die Flucht, und diese Episode hätte der Entscheidung des entscheidenden Tages leicht eine andere Wendung geben können, eine Wendung, die vielleicht der ganzen europäischen Welt unheilvoll geworden wäre.“

„Ich habe,“ sagte ich, „seit meinem ersten Besuche hier Manches über den Grafen und diese merkwürdige Episode gelesen, auch Manches durch münd-

liche Erkundigungen erfahren — aber je mehr ich erfahren, desto unklarer sehe ich in der Sache. Die Laufbahn des Grafen endet mit einer ungeheuern Schmach — aber die Laufbahn selbst, bis zu diesem unglückseligen Ende, ist eine durch und durch ehrenhafte, ja ruhmvolle. Graf Holken galt für einen der ausgezeichnetsten deutschen Officiere und als solchen betrachtete ihn auch Napoleon, als er, nach den damaligen Zeitverhältnissen, unter seinem Commando focht. Dem großen Kenner und Entdecker des Talentes und des Muthes verdankte er es, daß er noch verhältnißmäßig sehr jung als General commandirte. Wie seine militärischen Talente und sein Muth, hatte sich auch sein Privatcharacter, seine Ehrenhaftigkeit, seine edle Männlichkeit bei vielen und allen Gelegenheiten bewährt. Er war von Freund und Feind gleich sehr hochgeachtet, von seinen Cameraden geliebt, von seinen Soldaten wahrhaft vergöttert — und dieser Mann wird an einem Tage wie der bei Waterloo mit einem Male feige, er vergißt Vaterland, Pflicht, Ehre, seine eigene ganze Vergangenheit und wendet sich zur schimpflichen Flucht! Ist das begreiflich?"

Der Pastor zuckte die Achseln und sagte: „Du kennst die Geschichte des Generals Mack. Auf wenigen Deutschen lastet ein so gewaltiger Schandfleck

als auf dem Mann der Capitulation von Ulm. Nun wohl! Erkundige Du dich bei Allen, die sein Leben und sein ganzes Wesen auf's Genaueste gekannt haben, vor und nach der Schandthat, und sie werden Dir sagen: General Mack war nicht nur der vortrefflichste und erprobteste Officier, eine Autorität in seinem Fache, eine Berühmtheit in der militärischen Welt, er war auch ein trefflicher Mensch, ein durch und durch ehrenhafter Character, an dem seine alten Freunde bis an sein Lebensende mit unveränderter Liebe und Achtung hingen. Selbst Denen, die ihn nach seinem Falle, nach der Schande von Ulm, kennen lernten, blieb es ewig ein Räthsel, wie ein solcher Mann so hatte handeln können; sie sagten von dieser That: sie wüßten sie, aber sie glaubten sie nicht."

„Solche Erscheinungen," sagte ich, „sind und bleiben auch in der That unbegreiflich. Wer kann da bestimmen, welch eine körperlich begründete Stimmung gerade im entscheidenden Augenblick stärker ist als alle moralischen Einwirkungen, als alle Gefühle von Pflicht und Ehre, als alle Erinnerungen und Rücksichten —"

„Nein!" fiel mir der Pastor in's Wort, „an Dergleichen glaube ich nicht, will ich aus Rücksicht auf die Würde der Menschheit nicht glauben. Mein

fester Glaube ist, daß solche Erscheinungen rein tragischer Natur sind, und daß hinter ihnen eine tragische Schuld steckt, die gesühnt werden muß, und die Erfahrungen, die ich selbst gemacht, die innere Geschichte eines solchen tragischen Opfers, die mir bekannt ist, befestigen mich nur in dem Glauben."

Damit hatte der Pastor schon zu viel gesagt, um leugnen zu können, daß er mit der innern Geschichte und mit den Ursachen des Unglücks jenes Einsamen vertraut war. In der That erfuhr ich bald, daß er der einzige Mensch war, den der Graf manchmal in seiner Mansarde empfing, daß durch ihn die Wohlthaten ausgeübt wurden, auf die der Graf sein ungeheures Vermögen verwendete, und endlich, daß sich zwischen den beiden Männern ein beinahe inniges Freundschaftsverhältniß gebildet hatte. Daß der gute Pastor bei diesem Verhältnisse mit seinem ganzen Herzen betheiligt war, erkannte ich an der Aufregung, die sich seiner bemächtigte, so oft gegen den infam cassirten General irgend ein Wort der Anklage oder Mißachtung fiel, ja so oft nur sein Name genannt wurde und Gefahr da war, daß sich an diesen Namen irgend eine verletzende oder frivol verurtheilende Bemerkung knüpfen könnte. Sprach er, ohne diese Gefahr befürchten zu müssen, von ihm, that er es immer mit einer aufrichtigen

Traurigkeit und mußte er sich bezwingen, um nicht weich zu werden. Die Theilnahme, die ich dem Einsamen zeigte, trug offenbar viel dazu bei, daß sich zu dem verwandtschaftlichen Gefühle bei dem Pastor auch bald das freundschaftlichste gesellte, und daß diesem das größte Vertrauen folgte. Er gestand mir bald zu, daß er in der That die Geschichte des Grafen genau kenne, und nicht lange darauf versprach er mir, daß ich sie dermaleinst auch kennen solle, nur sollte ich ihm dagegen versprechen, den Unglücklichen bis dahin nicht für einen Verräther oder für einen gemeinen Mann zu halten.

Darüber gingen Jahre dahin, ehe er Wort gehalten — aber er hielt Wort, als der Graf in dem verwilderten Parke von Holken bestattet war, dort, wo er jetzt noch liegt, ohne Denkmal, ohne Grabstein, wie er es verordnet. Mit den Wünschen der Agnaten stimmte es zu sehr überein, daß Gestrüpp sein Grab überwucherte, und daß sein Name selbst nicht durch eine Grabschrift erhalten werde, als daß sie gegen diese seine Anordnung etwas gethan haben würden.

Zweites Capitel.

Victor Graf von Holken stammte aus einem alten, reichbegüterten Geschlechte des mittleren Deutschlands. Die kriegerische Zeit, die in seine Jugend fiel, sowie eigene Neigung und Familienüberlieferungen bestimmten ihn, die militärische Laufbahn zu betreten, nachdem er in der Familie und auf der Universität eine sorgsame Erziehung genossen hatte. Garnison- und Lagerleben verhinderten ihn nicht, sich fortwährend geistig weiter zu bilden; von den neuen Ideen, welche die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts und die Neufranken in die Welt gebracht, nahm er so viel in sich auf, als ein offener, wohlwollender, aber in einer vorurtheilsvollen und beschränkten Zeit erwachsener Geist in sich aufnehmen konnte; die große Epoche der deutschen Literatur, in die seine empfängliche Jugendzeit fiel, ging nicht spurlos an ihm vorüber; er sah die Welt schöner und von einem höhern Standpunkt an als seine unmittelbaren Vorfahren

und viele seiner zeitgenössischen Standesgenossen. Er erkannte sehr wohl, welche großen Veränderungen im Ganzen wie in allen einzelnen Zweigen des Lebens in kurzer Zeit vor sich gegangen, und wie sehr nothwendig und geboten es sei, wenn man sich als nützliches Mitglied der Gesellschaft erweisen wolle, sich diesen Veränderungen zu fügen und des Belehrenden, das sie enthielten, so viel als möglich in sich aufzunehmen. Das militärische Wesen lag ihm nun am nächsten, und er verschmähte nicht, von den siegreichen, aber von seinen Standesgenossen noch immer verachteten Feinden zu lernen, was er von Cäsar, Vauban, Friedrich dem Großen, überhaupt aus der Vergangenheit und aus Büchern nicht lernen konnte. In der Armee des Mittelstaates, der er angehörte, war er bald nicht nur als tapferer, bereits in zwei Feldzügen bewährter, sondern auch in seinem Fache höchst unterrichteter Officier bekannt. Als man durch Napoleon gelernt hatte, auf Talente zu achten, das Wissen zu benutzen und die Zukunft zu bedenken, wurde Victor von Holken oft dem Garnisonsleben entrissen, um in die Nähe des Kriegsministers und des Hofes gezogen, bei Reformen und Ausarbeitungen von Plänen verwendet zu werden. So machte es sich von selbst, daß er außerhalb der Reihe und ohne Neid zu erwecken schnell im Range aufrückte,

und da er „das Glück“ hatte, bei verschiedenen Gelegenheiten von dem nunmehrigen Alliirten oder vielmehr Schutzherrn seines Staates, Kaiser Napoleon, gelobt zu werden, war er schon in seinem fünfundzwanzigsten Jahre zum Major aufgerückt. Als solcher und als ein Mann, der vom Freunde, dessen Feind man einst werden konnte, zu lernen im Stande war, wurde er als Militärbevollmächtigter der Gesandtschaft seines Fürsten beigegeben und kam er im Jahre 1809, zur Zeit des höchsten Glanzes des Kaiserreiches, nach Paris.

Das Leben der französischen Hauptstadt, ihrer Natur und der kaiserlichen Politik gemäß bestimmt, die Augen der ganzen Welt auf sich zu ziehen und zu blenden, hatte für den jungen Mann so viel des Neuen und Berauschenden, daß er anfangs nicht zur Besinnung kam und von Schauspiel zu Schauspiel, von Freude zu Freude, von Fest zu Fest taumelte. Aber die Müdigkeit mußte sich bei einem an ernsteres Streben gewöhnten Character bald einstellen und dieser mußte folgerichtig die Sehnsucht nach einem stillern, innerlich reichern Leben folgen. Der junge Mann, der ehemals die Muße der Friedenszeiten auf seiner Studirstube oder in Gesellschaft inniger Freunde verbracht hatte, hätte auch jetzt gerne alle die Zerstreuungen um wenige Stunden innigen Um-

gangs hingegeben. Ein ernster Freund, mit dem er vertraut seine Meinung über die Interessen, die damals die Welt bewegten, hätte austauschen können, ein kleiner Familienkreis, in dem er sich gemüthlich gefühlt hätte, schien ihm bei Weitem wünschenswerther, als der ganze Glanz der Tuilerien, als die ganze Gesellschaft von Fürsten und Königen, die er dort wie Trabanten um die Sonne von Austerlitz sich bewegen sah.

Sein Wunsch sollte ihm erfüllt werden. Oberst Jules Marigny, der in Frankreich ungefähr dieselbe Stellung einnahm wie Victor in seinem Vaterlande, der seine Grade auf dem Schlachtfelde gewonnen, aber in den kurzen Friedenspausen, die Napoleon seiner Nation gönnte, bei der theoretischen Ausarbeitung neuer Pläne im Kriegsministerium verwendet wurde, erhielt gleich bei Ankunft des jungen deutschen Officiers vom Kriegsminister den Befehl, sich desselben besonders anzunehmen, und er war es, mit dem Victor den Theil der gesandtschaftlichen Geschäfte, der ihm zufiel, abzumachen hatte. Oberst Marigny stammte noch aus dem Geschlecht der begeisterten Freiwilligen, die auf den Ruf des Vaterlandes, nicht in Folge kaiserlicher Conscriptionen, an die Grenzen eilten, aus jenem Geschlechte, das nur zum Theil sich von dem soldatischen Wesen des Kai-

ſerthums abſorbiren ließ, zum Theil aber jene erſten, edlern Gefühle aus der Zeit der Republik als Grundlage ihres Characters beibehielten, als ſich viele Franzoſen aufrichtig einbildeten, daß ſie nur als Apoſtel der Freiheit und Civiliſation zu Felde zögen. Er hatte die Univerſität als zwanzigjähriger Jüngling verlaſſen; als er zum erſten Male im Jahre 1793 unter die dreifarbige Fahne eilte. Immer wähnend, daß er noch einſt zur Wiſſenſchaft zurückkehren werde, zog er von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, während ſich hinter ihm in Paris fortwährend die Scene änderte, und ehe er ſich deſſen verſah, war er aus einem Vertheidiger der Freiheit und des Vaterlandes ein Soldat des Kaiſers geworden, hatte er einen bedeutenden Officiersrang gewonnen, waren Jahre hingegangen und war nicht mehr daran zu denken, ſeinen Vater, den geachtetſten Arzt Dijon's, zu erſetzen. Dieſes Schickſal hatte er mit vier Fünftheilen der franzöſiſchen Officiere gemein; was ihn von dieſen unterſchied, war die Stärke, mit der er ſich vor ſoldatiſcher Verwilderung bewahrte und vor dem Vergeſſen aller der beſſern Jugendneigungen, die ihn ſo wie viele Andere in's Lager geführt hatten, die aber bei dieſen vielen Andern ausgewiſcht waren aus dem Gedächtniſſe oder von ihnen wie von ihrem Chef als kindiſche Ausgeburten unpraktiſcher „Ideo-

logie“ verachtet wurden. Oberst Marigny war nun ein Mann in den dreißiger Jahren, ruhig, in sich abgeschlossen, durch Bücher und Erfahrungen gebildet. Mit dem Leben hatte er abgerechnet; was ihm die Welt im Großen und Ganzen versagt, durch Vereitelung seiner schönsten Träume, die er uneigennützig für sie geträumt hatte, suchte er sich im Kleinen zu ersetzen, durch Erfüllung der nächsten Pflichten und dadurch, daß er die Welt in Denen suchte, die er liebte. Ein warmes Herz, wie er war, klammerte er sich mit desto innigerem Glauben an einzelne Personen, als sein Vertrauen in die Welt erschüttert war. Solche Menschen, die an ihre Landsleute nicht glauben, da sie an ihnen ihre Erfahrungen gemacht, und die doch ihren Glauben an die Menschheit nicht aufgeben können, kommen den Fremden mit besonderer Vorliebe entgegen, und so fand Victor beim Obersten Marigny eine um so herzlichere Aufnahme, als in ihren Characteren, ihrem Beruf, ihren Neigungen, ihrem Streben so viele Berührungspunkte vorhanden waren. Beide waren unter dem Soldatenrocke mild und gebildet, Beide im frivolen militärischen Leben ernst geblieben; Beide suchten ihrem Berufe die geistigste Seite abzugewinnen; aber sie waren aus verschiedenen Verhältnissen, verschiedenen Nationen und Schulen hervorgegangen; die Grundlagen ihrer

Bildung waren in vielfacher Beziehung verschieden, und so hatten sie auch, Einer vom Andern, etwas zu lernen, und so waren alle Bedingungen der Gleichheit und Ungleichheit vorhanden, die innigen Verbindungen förderlich sind.

Nachdem Oberst Marigny seinen Schutzbefohlenen kennen gelernt, führte er ihn, den er bisher nur in den Tuilerien, in großen Gesellschaften und in den Bureaux gesehen hatte, in sein Hauswesen ein, und damit hatte Victor den heimlichen Ruhepunkt gefunden, der ihm in dem betäubenden Lärm der Welthauptstadt so wünschenswerth schien.

Oberst Marigny war verheirathet und zwar glücklich verheirathet, obwohl seine Heirath halb und halb auf französische Weise geschlossen worden, das ist durch Einmischung dritter Personen, die mehr die äußern Vortheile als die Bedürfnisse des Herzens in Betracht zogen. Seine Freunde und Anverwandten suchten für ihn, während er den Feldzug von 1805 gegen Oesterreich mitmachte, eine gute Partie, und sie fanden diese in der Person des Fräuleins Helene von Perousset. Mademoiselle de Perousset war der letzte Sprößling eines altadeligen Hauses, aus dem unter den Bourbonen gewöhnlich die Capitäne der Garden in Versailles gewählt wurden und das in der Schreckenszeit des Jahres 1793 auf dem Schaffotte

erlosch. Helenen rettete ihre Jugend; sie war, als sie ihre sämmtlichen Anverwandten unter der Guillotine verbluten sah, erst acht Jahre alt. Ein Emigrant, Freund ihres Vaters, nahm sie für einige Zeit zu sich nach Deutschland, schickte sie aber nach wenigen Jahren wieder nach Frankreich zurück, wo sie in einem Mädcheninstitut erzogen wurde. Sie war zwar, als sie um ihre Familie kam, auch um ihre Güter gekommen, die als Nationaleigenthum eingezogen wurden, und sie war eigentlich nichts Anderes als ein armes Fräulein; trotzdem hatten die Freunde Marigny's Recht, sie als eine gute und wünschenswerthe Partie zu bezeichnen. Abgesehen von ihrer guten Erziehung und ihrer auffallenden Schönheit, war noch gegründete Hoffnung vorhanden, ja man konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Kaiser, wenn sie Marigny heirathete, ihr die sämmtlichen eingezogenen Güter oder einen bedeutenden Theil derselben zurückerstatten, oder, wenn dies ganz und gar unthunlich, ihr jedenfalls eine hinreichende Mitgift und Ausstattung geben werde. Der Kaiser sah es gern, wenn seine Officiere oder sonstigen Würdenträger Töchter alter Häuser heiratheten und sich die alte Legitimität so mit seinem neuen Adel vermischte. Bei solchen Gelegenheiten war er überaus freigebig, und er liebte es, Männer, die solche Heirathen eingegangen, rasch

emporzuheben, um mit ihnen ihre Frauen, die Töchter der Legitimisten, an seinem Hofe zu sehen. Diese Lächerlichkeit des Emporkömmlings machte Helene zu einer guten Pratie. Aber Marigny sah das schöne und verlassene Fräulein, und er adelte diese arrangirte Heirath, indem er vom Kaiser weder Rückgabe der eingezogenen Güter noch eine Mitgift verlangte, indem er sich überhaupt bei dieser seiner Privatangelegenheit um die Einwilligung seines Kriegsherrn ganz und gar nicht kümmerte: ein Verfahren, das ihm von Anfang an die Achtung seiner Frau sicherte und vielleicht den festesten Grundstein seines Glückes bildete. Die Hinterlassenschaft seines Vaters, der der erste Arzt Dijon's gewesen, sein Oberstengehalt und die Zulage, die er als Arbeiter im Ministerium des Krieges bezog, waren übrigens mehr als hinreichend, um einen beinahe luxuriösen, jedenfalls sorgenlosen Haushalt zu begründen. Das junge Ehepaar hätte sogar nach den damaligen Ansprüchen ein offenes Haus machen können, wenn es sich nicht selbst genügt hätte. Die officiellen Feste, an denen sie theilnehmen mußten, waren ihnen Abwechslung genug; sonst liebte man es, daheim zu bleiben und sich aneinander zu erfreuen. Morgen, übermorgen konnte ja die Kriegstrompete wieder erschallen und die Glücklichen trennen. Man mußte die gegönnte Frist benutzen. Doch war

die Trennung, bei der Schnelligkeit, mit der Napoleon seine Kriege zu beenden pflegte, meistens nur von kurzer Dauer, bei Marigny von um so kürzerer Dauer, als er jedesmal bei beendetem Feldzuge den activen Dienst sofort verlassen konnte, um in das Kriegsministerium nach Paris zurückzukehren, wo er mit seinen Kenntnissen stets willkommen war.

Die Liebe, die Marigny durch sein uneigennütziges Verfahren der Braut gezeigt hatte, wurde von der Frau durch die rückhaltloseste Hingebung heimgezahlt. Das arme, verlassene Geschöpf fühlte zum ersten Male, daß sie Jemand gehörte, daß Jemand zu ihr gehörte, daß sie nicht mehr allein und schutzlos in der Welt dastand. Es war eben das Gefühl der Sicherheit, das sie sogleich zu ihm hinzog, als sie den wettergebräunten, in Schlachten gehärteten Mann, der noch viel älter aussah als seine Jahre, zum ersten Mal anblickte; sein Alter, das eigentlich nicht im rechten Verhältniß stand zu ihren neunzehn Jahren, war in dieser Beziehung in ihren Augen ein Vorzug mehr. Sie empfand ihm gegenüber alle die Gefühle, die zu empfinden ihr bisher nicht gegönnt war; er war nicht nur ihr Gatte, er war ihr älterer Bruder, ihr Vater, er war ihr Alles, was Liebe, Schutz und Halt gewährt. In ihrer Sehnsucht nach diesen Gütern, die ihre ganze Jugend ausfüllte, hätte sie

sich einem jüngern Manne gegenüber vielleicht länger besonnen, als sie es Marigny gegenüber gethan hatte, dem sie gewissermaßen mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte, und je näher sie ihn kennen lernte, desto tiefer wurde sie überzeugt, daß unmöglich eine Frau an ihren Mann mit mehr Banden geknüpft sein könne, als sie es war.

Trotzdem sie kinderlos war, fand sie Graf Victor Holken nach fünfjähriger Ehe noch in derselben Ueberzeugung, als er sie, von ihrem Manne vorgestellt, kennen lernte.

Victor hatte von Madame Marigny, die sehr zurückgezogen lebte, nie sprechen hören. Hätte er gewußt, daß sie für eine Schönheit galt, würde er wahrscheinlich den Ruf bestätigt haben; so aber trat er ihr ohne vorgefaßte Meinung entgegen, und das Erste, was ihm im Hause gefiel, war das ruhig-innige Zusammenleben des Ehepaares, das ihm um so wohler that, als ihm ein solches Schauspiel in dem damaligen Paris und in seinem officiellen Hofleben seit lange nicht geworden. Er fühlte sich behaglich an diesem häuslichen Herde und bald vollkommen heimisch. Dazu trug auch die zufällige Entdeckung bei, daß er und Helene eigentlich alte Bekannte und Jugendgespielen waren. Während ihres Aufenthaltes in Deutschland hatte sie mit der Emigrantenfamilie,

die sie dahin hatte kommen lassen, einige Zeit auf dem Schlosse des alten Grafen Holken, des Vaters Victor's verbracht, der, ein starrer Legitimist, es sich zur Ehre rechnete, alle seine aus Frankreich vertriebenen, durch seine Gegend kommenden Gesinnungsgenossen bei sich zu beherbergen und la fidelité malheureuse fürstlich zu bewirthen. Helene erinnerte sich genau der schönen Wochen in dem gewaltigen Schlosse und dem herrlichen Parke; sie waren ja ein Lichtblick in dem Leben der Verlassenen; sie erinnerte sich jeder Einzelheit in ihren damaligen Erlebnissen, jeder Persönlichkeit und vor Allem des kleinen Victor, der so gut für sie war, sie auf sein Pferd nahm und ihr den ersten Unterricht in der deutschen Sprache gab. Der jungen Frau und mehr noch dem Obersten war es nun, als müßte man Victor, der sich in Paris in seiner Art einsam und verlassen fühlte, die Gastlichkeit, die Helene einst von ihm und seinem Vater genossen, mit Zinsen in Freundschaft und Freundlichkeit wieder vergelten, und das Wiederfinden trug sehr viel zu einer raschen Entwicklung gegenseitiger Vertraulichkeit bei, abgesehen von der Achtung, welche beide Männer schon aus ihrem Welt- und Geschäftsleben her in den stillen Kreis mitbrachten.

Victor fühlte sich in diesem Zusammenleben glücklicher als je zuvor. Sein patriotisches Gefühl, das

er sich bewahrt hatte, obwohl sein Fürst ein Alliirter, oder besser gesagt, ein Vasall des Kaisers war, und das er sonst in Paris schon aus politischen Rücksichten verbergen mußte, konnte sich hier frei aussprechen. Der Oberst war ein zu gebildeter Mann und selbst ein zu guter Patriot, um nicht zu verstehen, was ein Deutscher bei der damaligen Lage der Dinge fühlen mußte; er hätte Victor vielleicht, ja gewiß weniger geachtet, wenn er, wie viele deutsche Fürsten und Officiere, die ihr Glück von Frankreich erwarteten, dem französischen Götzen geräuchert hätte. Seine Frau hatte Deutschland zu lieb gewonnen und stand ihrer Abstammung nach dem gegenwärtigen französischen Treiben und dem Kaiser zu fern, um nicht laut und aufrichtig beizustimmen, wo ihr Mann nur durch sein Schweigen beistimmte. Außerdem konnte er mit ihr von Personen und Oertlichkeiten sprechen, die ihm theuer waren und von denen sie mit Begeisterung sprach, da sie sich in ihrer Erinnerung aus der schönsten Zeit der Jugend zu wahrhaften Idealen verklärt hatten.

Als sie so zum ersten Male sprach, erfuhr er, wie schön sie war. Ihre blassen Wangen rötheten sich, ihre Augen sprühten, die deutsche Sprache, die sie bei solchen Gelegenheiten brauchte, obwohl sie sie unvollkommen sprach, erschien ihm in ihrem Munde

unendlich melodisch und wurde ihm noch theurer. Er pries seinen Freund glücklich wegen des Besitzes eines solchen Weibes, und je länger er mit ihnen lebte, desto inniger freute er sich an dem Glück dieser geliebten Menschen. Doch mußte er sich manchmal sagen, daß das Glück Helenens oder vielleicht nur ihre Heiterkeit von Zeit zu Zeit durch irgend etwas getrübt, unterbrochen sei. Von Natur mit dem heitersten Temperament begabt, das nur durch Anmuth wohlthätig gemildert war, verbreitete sie rings um sich her die klarste Atmosphäre, aber manchmal versank sie in einen Trübsinn, der um so rührender war, als ihre Anmuth dadurch nicht vermindert wurde und ihre Trauer mit der gewohnten Heiterkeit um so auffallender contrastirte. Helene hatte bald keine Geheimnisse vor Victor, und er glaubte die Ursache dieses Trübsinns zu errathen. War es nicht natürlich, daß das Schicksal ihrer ganzen Familie manchmal durch ihr helles Leben einen düstern Wolkenschatten warf? Und nun wußte Victor auch, daß Helene als achtjähriges Mädchen sämmtlichen Hinrichtungen ihrer Eltern, ihrer Brüder und einer Schwester beigewohnt, daß sie die gräulichen Schauspiele mit eigenen Augen gesehen hatte. Als ihre Anverwandten in die Conciergerie gebracht wurden, um vor das Revolutionstribunal Fouquier Thinville's

gestellt zu werden, blieb sie im öden väterlichen Hause allein, unter dem Schutz einer Wärterin. Diese war eine heimliche, nunmehr offenkundige Jakobinerin und glaubte dem Kinde das Schauspiel nicht ersparen zu dürfen; sie ließ sie die Hinrichtung der theuersten Personen auf dem Greveplatze selbst mitansehen, um ihm, wie sie sagte, die im Blute steckenden aristokratischen Ideen durch den Anblick des Blutes ein- für allemal und gründlich auszutreiben. So lebhaft sie sich der Tage auf Schloß Holken erinnerte, eben so lebhaft, wo nicht lebhafter, standen diese Blutspuren vor ihren Augen. Kein Wunder, daß sie über ihre Seele einzelne Schatten warfen, und daß sie das Bedürfniß hatte, manchmal über die furchtbare Art, wie sie vereinsamt, wie ihre Jugend verdüstert worden, zu klagen. Ihr Mann hörte die Klagen mit Theilnahme, aber ungern, denn es waren Anklagen der Republik, für die er sich geschlagen; sie hoben die Schattenseiten eines Zustandes hervor, der ihm in anderer Beziehung, besonders in Erinnerung an die damalige Begeisterung und an die Unwiderstehlichkeit der französischen freiwilligen Krieger als ein Ideal erschien. Auch gestand Helene, daß die Wärterin mit jener Cur ihren Zweck verfehlte, und daß, wenn sie eine Aristokratin sei, jene blutigen Schauspiele daran die vorzüglichste Schuld trugen. Auch

dieses Geständniß konnte dem ganz bürgerlichen Wesen des Obersten nicht angenehm sein. Helene wandte sich darum, seit der Bekanntschaft mit dem Grafen Holken, mit ihren trüben Erinnerungen und den daran geknüpften Klagen an diesen, der auf solche Weise gewissermaßen ihr Vertrauter wurde und so auch erfuhr, daß zwischen diesen zwei so innig verbundenen Menschen doch etwas sei, was sie bis zu einem gewissen, wenn auch, so zu sagen, unmeßbaren Grade und wenn auch nur für Momente, trenne.

Für Victor, der bisher im Lager, auf seiner Studirstube oder in der großen Welt gelebt hatte, war, wie für viele Männer seines Standes, der vertrauliche Verkehr mit einer Frau etwas ganz Neues und wirkte auf ihn mit unendlichem Zauber. Er machte, wie das immer bei Frauenumgang der Fall ist, so viele Entdeckungen an sich selber, Entdeckungen von Eigenschaften, die ihn freuten, und von Fehlern, die er abzulegen strebte, und die er leicht ablegte. Für Beides war er Helenen dankbar. Daß ein solches Zusammenleben mit einer ungewöhnlich schönen und begabten Frau, deren Geist und Anmuth so viele Freuden gibt, deren traurige Momente mit so viel gerechtfertigtem Mitleid erfüllten, daß ein solches warmes Hingeben von beiden Seiten auch seine Gefahren haben könne, kam ihm, bei seinem Mangel

an dergleichen Erfahrungen, nicht in den Sinn. Und wenn ihm auch manchmal ein ähnlicher Gedanke, unbestimmt, kaum faßbar, durch den Kopf fuhr, oder vielmehr nur als verschwommenes Gefühl auf Augenblicke sein Herz erschreckte, wenn er zum Beispiel unwillkürlich ihre Hand ergriff und sie wärmer küßte, als er je eine Hand geküßt hatte, fühlte er sich in dem andern Gedanken, der sofort auftauchte, daß Helene seines Freundes, des edeln Marigny, Frau sei, so sicher wie in einer uneinnehmbaren Festung. Und wäre er der schwächste Mensch, der treuloseste gewesen, fähig, seinen theuersten und geachtetsten Freund zu verrathen, fand er in Helenens Treue, in ihrer Wahrhaftigkeit nicht die sicherste Bürgschaft für sich selbst? Sie war eine Frau, von der ihr Mann mit Recht sagte: „Cette femme est un honnête homme“ (Diese Frau ist ein Ehrenmann!). Fühlte sich Victor nicht auch als solcher? Konnten aus dem Umgang zweier Ehrenmänner moralische Gefahren entstehen?

Nach einigen Monaten fragte sich Victor, ob die Liebe eine solche moralische Gefahr sei? Daß er Helenen liebte, war ihm nach wochenlangen Kämpfen kein Geheimniß mehr. Er wußte, daß er nur dann ohne sie leben könne, wenn die Pflicht ihm sie zu meiden gebiete, daß er aber ohne sie nicht glücklich

sein könne. Jene Frage aber beantwortete er sich noch mit einem entschiedenen „Nein;“ er fühlte zu klar, wie sehr diese Liebe und die mit ihr verbundenen Kämpfe ihn in seinen besten Grundsätzen bestärkten — freilich auf Kosten seiner Ruhe und mit der Aussicht auf vollkommenste Entsagung. Wie alle jungen Herzen, die sich auf Entsagung vorbereiten, die mehr oder weniger Täuschung ist, suchte er sich zum Ersatz ein künstliches Glück aufzubauen, und die Phantasie unterstützte das Herz. Er bildete sich ein, schon jenes kleine Mädchen, das vor dreizehn Jahren durch Holken kam, geliebt zu haben; er fand in ihren Zügen schon die ganze Helene, die jetzt so oft mit ihm allein am Kamine saß; dieses kleine Mädchen war noch frei; er herzte und küßte es mit der unschuldigsten Leidenschaft. Ach, daß er es damals nicht gethan hatte! — daß sich nicht eine Art jener kindlichen Liebe herausgebildet, die dauernd und aus der dann ernste, ewige Verbindung werden könnte! Sein Vater, der so sehr für die Emigranten eingenommen war, wäre glücklich gewesen, seinen Sohn mit einer verbannten Royalistin, mit einem Opfer der Revolution verbunden zu sehen. Was er wünschte, sah er bald wirklich, und in dem Augenblick, da er so träumte, lag Helene als das herrliche

Weib, das sie eben war, als seine Frau in seinen Armen.

Wir müssen uns hier mit diesen kurzen Andeutungen über den damaligen Gemüthszustand des Grafen Victor von Holken begnügen; sie sind ein bloßer Auszug aus seinen Tagebüchern und spätern Briefen, die vor uns liegen und die alle Einzelheiten des unglückseligen, aufreibenden Kampfes zwischen Pflicht und Leidenschaft in selbstquälerischer Ausführlichkeit enthalten. Eine solche traurige Geschichte innerer Vorgänge ist nur von dem Gequälten selbst geschrieben wahr; von einem Dritten bearbeitet, mit historiographischer Berücksichtigung und Zurathteziehung der Quellen wird sie, bei dem Streben nach objectiver Wahrheit, zu besonnen, kalt, oder, wenn man sich mit Ruhe bemüht, der Leidenschaft nachzukommen, bombastisch und unwahr. Wo, wie in Werther's Leiden, die Briefe und Tagebücher nicht selbst gegeben werden dürfen, ist die kürzeste Andeutung der Seelenzustände, ein bloßes Anschlagen der Saiten das Beste.

Von Helenen besitzen wir aus jener Zeit weder Briefe noch Tagebücher; wir müssen bei ihr, wie Geschichtschreiber bei Quellenmangel, von Einem auf das Andere, von spätern Zeiträumen und Vorkomm-

nissen auf frühere schließen und das Wahrscheinliche als wahr annehmen.

Im Grunde befand sie sich in derselben Lage wie Victor, der vor ihr noch kein Weib geliebt hatte. Aus dem Mädcheninstitut tretend, in eine Welt, in der sie nur Verfolgungen, Verbannung, Blutgerüste kannte, warf sie sich einem Manne in die Arme, dessen erster Anblick Sicherheit, Schutz gegen alle Feinde versprach. Sie fühlte sich unter seinem Fittig so warm, so sicher, um so sicherer, je älter er ihr erschien. Sie hatte die vollste Sicherheit und in dem glänzenden Paris eine ganz andere Ansicht vom Leben gewonnen, als die war, die mit den Blutscenen in ihrer Erinnerung zusammenhing, als sie Victor kennen lernte. In ihm lernte sie die Jugend kennen und sie war selber jung. Wie ihre Wahl Marigny's mit der schrecklichen Erinnerung zusammenhing, so hing die Erscheinung Victor's mit den freudigsten Bildern ihrer Jugend zusammen. Victor war außerdem ein Freund, wie sie noch keinen besessen hatte, mit dem sie sprach wie nie vorher mit einem Andern, und ihn konnte sie ohne Angst einen Winkel ihres Herzens sehen lassen, den sie selbst vor ihrem Mann verschleierte. Als sie zu empfinden anfing, wie unentbehrlich er ihr geworden, fühlte sie sich wie Victor sicher in dem Gedanken, daß dieser Marigny's Freund

sei, und in der Unmöglichkeit, daß man einen Mann wie Marigny hintergehe. Hätte sie doch lieber alle höchsten Glückseligkeiten hingegeben, als daß sie sich in die Lage versetzt hätte, diesem vortrefflichen Mann einen Moment lang nicht offen in's Auge sehen zu können.

Als sie Beide erriethen, was in dem Herzen des Andern vorging, schwuren sie sich es mit einem Blick, daß sie es einander nie gestehen und daß sie stärker sein wollten als alle Liebe.

Drittes Capitel.

Der Winter, der das glückliche Zusammenleben eines kleinen Kreises zu fördern pflegt, verfloß in gedrückter Stimmung. Marigny, der immer an die alten Ursachen von Helenens Traurigkeit glaubte, bat Victor, sie in dieser Stimmung, die ungewöhnlich lange dauerte und die ihn daher beunruhigte, nicht zu verlassen. Er vermied sie so viel als möglich, um sie mit dem Freund allein zu lassen, mit dem, wie er wußte, sie über jene Dinge aufrichtiger und lieber sprach als mit ihm. Die äußere, politische Welt begann auch in den kleinen Kreis hineinzugreifen. Napoleon, nach gänzlicher Niederwerfung Oesterreichs, dem er mehrere Provinzen und eine Prinzessin alten Blutes abgewann, warf seine durch diese Erfolge verfügbar gewordenen Streitkräfte nach Spanien, das, in Verbindung mit den Engländern, seinem Bruder Joseph so viel zu schaffen und die Kunst seiner trefflichsten Feldherren, Soult, Augereau,

Souchet, Gouvion St. Cyre, Massena rc., zu Schanden machte. Die besten Regimenter und die besten Officiere sollten dieser schlimmen Lage ein Ende machen und ein Beispiel beseitigen, das dem Rest Europa's Muth zum Widerstand gegen den Welteroberer einflößen konnte. Marigny's Regiment hatte die Pyrenäen bereits überschritten, und es war wahrscheinlich, daß er ihm demnächst werde folgen müssen. Seitdem zum ersten Male davon die Rede gewesen, hörte Helene nicht auf, ihn mit Bitten zu bestürmen, daß er sie diesmal in's Feld mitnehme. Marigny lächelte über diesen Gedanken, wie über eine Unmöglichkeit. In jeden andern Krieg, in jedes andere Land hätte er sie leichter mit sich führen können, als in dieses Land der Guerillas, wo die Armee fortwährend über Fallthüren marschirte und sie wie jeder Einzelne immer von Hinterhalten und unsichtbaren Feinden umgeben war; wo selbst Weiber, von Mönchen angeführt, mit dem Kreuz in der Hand in den Kampf zogen, darum von ritterlichen Rücksichten für Frauen nichts zu hoffen war. Den Franzosen erschien das dämalige Spanien als eine einzige große Mördergrube, und die war es ihnen auch in der That; wie sollte sich Marigny entschließen, seine geliebte Frau dahin zu bringen? Aber Helenens Bitten wurden von Tag zu Tag dringender; sie

schien am Ende von dem Gedanken nicht mehr lassen zu können, sprach mit einer bebenden Angst von der Trennung und wie mit unerschütterlicher Ueberzeugung von unbestimmten Gefahren, die sie, fern von ihm, bedrohten. Bei der krankhaften Art und Weise, wie sie ihre Bitten vorbrachte, wie sie immer darauf zurückkam, und bei der immer mehr überhandnehmenden Blässe ihres Gesichtes und Traurigkeit ihres ganzen Ausdruckes erschien ihm ihr Wunsch bald wie eine fixe Idee, von der er zu Victor mit Staunen und Besorgniß sprach. Aber er war noch mehr erstaunt, als Victor diesem Wunsche das Wort redete, oder wenigstens schwieg, wenn Helene ihren Mann in seiner Gegenwart beschwor, sie nach Spanien mitzunehmen. So kam es, ohne daß irgend ein positives Wort darüber gefallen wäre, dahin, daß die Reise Helenens nach Spanien halb und halb für ausgemacht und bevorstehend betrachtet wurde.

Auf unzähligen Familien drückten damals Sorgen und Beängstigungen, die mit dem furchtbaren Lande jenseits der Pyrenäen in Verbindung standen, denn welche Familie hatte nicht einen Sohn, Vater, Bruder, Gatten in der gewaltigen Armee, die Napoleon dahin geworfen und von der nur traurige Nachrichten einliefen. Aber das kaiserliche Paris durfte von seinen Beängstigungen nichts merken lassen; es

mußte sich mit seinem kaiserlichen Herrn, der eben seine habsburgische Braut und mit ihr eine seiner Parzen heimgeführt hatte, laut freuen und sich an Festen berauschen. Mit diesen Festen kam der Frühling heran, und jener vom österreichischen Gesandten Fürsten Schwarzenberg zu Ehren der Vermählung gegebene Ball, der durch seinen traurigen Ausgang, durch den Tod der liebenswürdigen Frau und guten Mutter, Fürstin Pauline Schwarzenberg, eine traurige Berühmtheit erlangte und später als ein Vorspiel des Brandes von Moskau und als eine Warnung für Napoleon betrachtet wurde.

Von diesem Zeitpunkte an knüpft sich unsere Geschichte bis an ihr Ende mit ihren Hauptbegebenheiten nur an die bedeutendsten historischen Epochen und Ereignisse, die wir zu einem großen Hintergrunde benutzen könnten, wenn wir eine von den beliebten historischen Novellen schreiben wollten; aber wir erzählen nur die Geschichte eines einzelnen Unglücklichen.

In dem Ballhause, das Fürst Schwarzenberg im Garten des Gesandtschaftshotels mit eben so zauberhafter Schnelligkeit als zauberischer Pracht hatte aufführen lassen, mag es in jener verhängnißvollen Nacht manches traurige Herz inmitten des unerhörten Glanzes gegeben haben, aber gewiß gab es Wenige, die

für den Glanz der Ausschmückung, der ganzen unvergleichlichen Versammlung, der unzähligen anwesenden großen Namen so wenig Auge und Sinn hatten, wie das eine Paar, das Arm in Arm, schweigend sich von der wogenden Menge langsam und willenlos fortbewegen ließ. Es war Victor mit Helene. Victor trug seine Uniform, und in der kriegerischen Tracht schien ihr sein Gesicht noch milder und in der glänzenden Umgebung noch trauriger als sonst. Wie sie die Menge forttrug und die Musik in Träume wiegte, vergaß sie Menge, Musik und die ganze Welt und fühlte nur, daß sie an seinem Arme hing, daß sie sich, von der Masse gedrängt, ohne es zu wollen, an ihn drücken durfte. Victor, der sie um eine starke Kopfhöhe überragte, sah sehnsüchtig zu ihr nieder. Von ihrer Toilette war in dem Gedränge wenig zu sehen; er sah nur das blasse, von schwarzen Scheiteln eingerahmte Gesicht, die langen schwarzen Wimpern, die es noch blässer erscheinen ließen, und die feine weiße Büste — daß sie ihm vorkam wie eine Schwimmende, die sich an ihn klammert und die er rettend an's Land trägt. Der Oberst war bei einer Gruppe von Officieren stehen geblieben, die eben der Feste halber aus Spanien zurückgekehrt waren und ihm, der demnächst dahin abgehen sollte, über die dortige Lage der Dinge

Auskunft ertheilten. Helene, die mit ihm abzureisen gedachte, sagte sich, daß sie heute vielleicht zum letzten Male mit Victor so allein sei — denn wo ist man mehr allein als in solchem Gedränge — und da sie von ihrem Glück Abschied nahm, glaubte sie sich diesem Glück ohne Verbrechen hingeben zu dürfen. Sie wußte es ja, was sie die Trennung kostete und was sie geleistet, indem sie dieselbe gewissermaßen erzwungen, um sich diese kurze und unschuldige Belohnung als Preis ihrer Kämpfe gestatten zu dürfen. Aehnliche Gefühle bewegten Victor, und so ließen sich Beide vom Strome des Gedränges und von dem sanften, gleitenden Strome ihrer Träume forttragen, nur wünschend, daß diese selbige Stunde ewig dauern, daß sie nichts aus diesen Träumen wecke.

Aber sie sollten auf schreckliche Weise geweckt werden.

Der Brand brach aus. Eine hochhängende Gardine, von der erhitzten Atmosphäre hin und her bewegt, kam mit einer Lampe in Berührung, fing Feuer und theilte im Momente die Flamme dem ganzen obern Theile des Saales mit, so daß er augenblicklich von einer großen Lohe überwölbt war. Die Massen, die sich bis jetzt in einer gewissen Ordnung durch den Saal bewegt hatten, wurden nach dem ersten Schreckensschrei ein wildes und lärmen-

des Chaos. Alles schrie, Alles drängte den Thüren zu; auf Niemand wirkte die Anwesenheit oder das Beispiel des Mannes des Verhängnisses, der ruhig einen Blick auf die Flammen warf und dann seine habsburgische Gattin eben so ruhig durch das Gedränge zu ihrem Wagen führte. Schon gesellten sich zu dem Schreckensgeschrei Ausrufe und Schreie des Schmerzes, da dort und da die Flammen von der Höhe auf die Häupter der Versammelten herabzuregnen begannen und das Gedränge so wild wurde, daß Viele zu ersticken oder in das Feuer gedrängt zu werden fürchteten.

Victor sah und hörte von Allem, was um ihn her vorging, Nichts. Bevor er einen Blick auf das drohende Unheil werfen konnte, lag Helene Hilfe suchend in seinen Armen; er fühlte sie an seiner Brust und er stand beseligt da, ohne die Flammen, die ihn umzüngelten, zu beachten. Er hob sie nur höher an sich hinauf, er drückte sie nur inniger an sich — aber er hat es nie gewußt, wie er mit dieser theuern Last auf den Armen die Menge theilte und plötzlich mit ihr im Freien stand. Die frische Frühlingsnachtluft im Garten brachte ihn ein wenig zur Besinnung; aber er hatte nicht die Kraft, die Bürde niederzusetzen, wohl aber die Kraft, sie weiter fortzutragen bis an's Ende der Welt.

Im Garten war die Verwirrung beinahe eben so groß wie im brennenden Tanzsaale. Die Gäste stürzten in Strömen heraus und obwohl nunmehr der Gefahr entronnen, glaubten sich Viele doch noch nicht gerettet; Frauen und Männer rannten besinnungslos umher, Einzelne standen vor dem brennenden Gebäude und starrten es schreiend an, erwartend, ob irgend eine geliebte Person, die sie darin zurückgelassen, nicht hervorkomme; Andere, wie jene unglückliche Fürstin Schwarzenberg, stürzten sich vom Garten aus wieder zurück in die Flammen, um nach den Vermißten zu suchen und um, wie eben diese gute Mutter, die nach ihrer Tochter suchte, nicht wieder das Flammengrab zu verlassen. Bei all' dem flogen brennende Splitter oder Stoffe der Saaldecorationen im Bogen mitten in die chaotische, schreiende, drängende, jammernde Verwirrung. Im ganzen Parke war kein Plätzchen, dem Victor seine Last hätte anvertrauen mögen; für sie sah er überall Gefahr, und ohne zu überlegen, trug er sie weiter durch den Hof, durch das Hotel, durch zwei Gassen bis an den Quai Voltaire, wo er am Ufer der Seine ein in einem Garten liegendes Haus bewohnte. Helene hing bewußtlos an seinem Halse, oder vielmehr, sie hatte von jenem ersten Momente des Schreckens an nur das träumerische halbe Bewußt-

sein, an seinem Herzen zu liegen. Sie erwachte erst, als sie in Victor's Zimmer, auf seinem Sopha lag und er, der bisher nur die Gefahr gesehen, in der dieses geliebte Leben geschwebt hatte, vor ihr kniete und zum ersten Male aufathmend und in ein Schluchzen ausbrechend, ihre Hände mit Küssen bedeckte.

Oberst Marigny, der sogleich beim Ausbruch der Feuersbrunst nach seiner Frau gesucht hatte, sah sie über das Gedränge der Köpfe hinaus in den Armen Victor's und gleich darauf im Garten. Er war beruhigt und gesellte sich sofort zu den Officieren, die Anstalten trafen, um dem Feuer Halt zu gebieten, neue Ausgänge in den Saal zu brechen, um dem Gedränge leichteren Abfluß zu gestatten und um, wo es Noth that, Menschenleben zu retten. Er war überrascht, als er spät in seine Wohnung trat und Helenen noch nicht daheim fand; aber sie war ja gerettet.

Sie kam erst gegen Morgen in einem Miethswagen und Marigny war entsetzt über ihr Aussehen. Ihre Wangen waren eingefallen, schwarze Ränder umsäumten ihre Augen, die im Fieber glühten, wie auch ihre Pulse fieberisch klopften. Vor der Schwelle ihrer Stube sank sie nieder und sträubte sich, als sie Marigny erhob, um sie auf ihr Bett zu tragen.

Sie sagte Allerlei, was ihm unverständlich blieb, und er glaubte, sie rede irre, der Schreck, das gräßliche Schauspiel habe ihre Sinne verwirrt und er ließ den Arzt holen.

Sie blieb so durch mehrere Tage. Das Fieber hatte sich zwar gelegt, sie starrte wie theilnahmlos vor sich hin, aber sie gerieth in die heftigste Aufregung, wenn ihr Marigny von Victor sprach, der immer kam, um sich nach dem Befinden Helenens zu erkundigen und Stunden und halbe Tage lang schweigend im Salon saß. Unter diesen Umständen kam Marigny der Befehl zu, schleunigst nach Spanien aufzubrechen; Helene sprach nicht mehr von Mitreisen. Der Oberst empfahl die Kranke dem Schutze seines Freundes, der ihn dabei mit glasigen Augen ansah.

Viertes Capitel.

Wir wissen zwar aus dem Tagebuche des Grafen Holken und aus Briefen Helenens, die ebenfalls vor uns liegen, wie sich die Geschichte der beiden Unglücklichen in allen Einzelheiten weiter entwickelte, aber diesen Theil der Geschichte ausführlicher zu erzählen, ist nicht der Zweck dieser Blätter. Das Verbrechen an dem trautesten und vertrauenvollsten Freunde war begangen; Victor und Helene erlagen der Wucht und es war ihnen Beiden, als sollte ihnen kein froher Tag mehr scheinen. Aber solches gemeinschaftliches Bewußtsein und gemeinschaftlich begangenes Verbrechen verbinden schon Verbundene noch inniger. Jedes war dem Andern ein lebender Vorwurf, aber sie hatten nur einander zu Vertrauten und sie waren allein. Das Leben war ihnen eine Hölle, aber wie Francesca da Rimini und Paolo konnten sie in dieser Hölle nicht voneinander lassen; die Leidenschaft trug sie in ihrem Wirbel fort und

sie klammerten sich mehr und mehr aneinander. Wie sollten sie die Stunden der wahnsinnigsten Leidenschaft fliehen, da sie sich nur in solchen Stunden selbst vergaßen? Die Zeit kam bald, da sie den Rausch suchten, um nicht klar denken zu müssen, und es folgte keine Zeit der Uebersättigung und des Widerwillens, weil Jedes das Andere elend wußte. Wenn sie allein waren, konnten sie sich nur lieben, nur bemitleiden und berauschen — aber getrennt schrieben sie einander Briefe über die Straße, um sich anzuklagen, um sich zu einer Trennung zu ermuthigen. Beiden that Buße Noth und die höchste Buße lag in der Trennung, da sie sich in ihrem Falle immer inniger lieben gelernt, und so wurde Trennung beschlossen.

Victor war es leicht, sich von seinem Posten abberufen zu lassen und er verließ Paris einige Monate nach der Abreise Marigny's, um nach Deutschland zurückzukehren. Seine Pflicht war Schweigen gegen Marigny, aber Helenen hatte er beschworen, Alles zu thun, was ihr für die Ruhe, oder theilweise Beruhigung ihres Gewissens rathsam schiene, ohne Rücksicht auf ihn: sie solle Marigny, wenn sie dessen bedürfe, Alles bekennen und ihn, Victor, dem schmählichsten Elend, das es auf Erden für ihn gebe,

aussetzen: ihn in den Augen des Freundes als Verräther erscheinen lassen.

Nur wenige Wochen nach seiner Ankunft in der deutschen Heimath erfuhr er von Helenen, daß auch sie Paris verlassen hatte. Sie war auf dem Wege nach Spanien. Sie reiste dahin, aber sie wußte selbst nicht warum? zu welchem Zwecke? mit welchem Gesichte sie vor Marigny treten werde? ob sie als niederträchtiges Weib hingehe, um ihm Liebe zu heucheln? ob sie sich ihm zu Füßen werfen werde und ihm Alles gestehen, um sich dann selbst den Tod zu geben oder von ihm geben zu lassen? Wieder einige Zeit später schrieb sie Victor, daß sie noch immer die Pyrenäen nicht überschritten habe, daß sie längs dieses Gebirges hin- und herirre, wie vor einer Thür, die man aus Angst vor den Schrecken jenseits derselben nicht zu durchschreiten wagt. Was sollte sie in Spanien? Victor anklagen? es zu einer Entscheidung bringen, die Einem von Beiden, dem theuren Freunde oder dem Geliebten, den Tod brächte? Und wieder einige Zeit später waren Helenens Briefe aus den verschiedensten Gegenden des mittleren und nördlichen Frankreich datirt; jeder Brief aus einem anderen Orte, bis sie sich wieder der spanischen Grenze näherte, um sie auf's Neue zu verlassen. Auf allen diesen ruhelosen Irrfahrten

trug sie die Briefe mit sich, die ihr Victor in Paris von seinem Hause in das ihrige geschrieben: sie waren ihr Schatz und ihre Anklage, die Verkörperung ihrer Liebe und ihres Verbrechens; sie konnte sich von ihnen nicht trennen und jedenfalls sollten sie für sie an ihrer Statt sprechen, wenn sie einst den Muth hatte, Marigny das grauenvolle Geständniß abzulegen.

Victor sah diesen Irrfahrten in der Ferne wie im halben Schlafe zu, ohne sich zu gänzlichem Stumpfsinn herabstimmen oder zu irgend einer That aufraffen zu können. Wie Helene so vor seinen Augen hin- und herzog und dabei aus ihren Briefen die ewige Klage, der ewige Schrei des Gewissens heraustönte, als die passende Gesangsbegleitung zu solcher Wanderung, war es ihm, als wäre dieses Alles nur unheimliche Vorbereitung eines Verhängnisses, das über ihn und sie hereinbrechen müsse, und das er nur ruhig abzuwarten habe. Endlich verschwand ihm Helene gänzlich; er hörte nichts von ihr, nichts von Marigny; sie mußte in Spanien sein; jeglichen Tag erwartete er den letzten Schlag seines Schicksals. Manchmal war ihm, als müßte er fliehen, lebte er doch geehrt mit dem Bewußtsein seiner Ehrlosigkeit, und das alte Schloß Holken, das seit dem Tode seines Vaters verlassen stand, schwebte ihm als

wünschenswerthe Einsamkeit vor — wenn sich nur nicht die Erinnerungen an die mit Helene daselbst verlebten Tage, die ihm in Paris so theuer gewesen, darangeknüpft hätten!

Aus diesem Zustande rissen ihn die kriegerischen Vorbereitungen, die im Jahre 1812 den ganzen Continent in Bewegung setzten. Napoleon sammelte seine große Armee, die Rußland demüthigen, vielleicht erobern sollte, und die Truppen des deutschen Fürsten, dem Victor diente, sollten einen Theil dieser großen Armee bilden. Das war eine Rettung. Als Oberst trat er wieder in die activen Dienste und entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit. Nicht mehr wie sonst bei solchen Gelegenheiten wurde seine Kriegsfreude und Thatenlust durch den Gedanken getrübt, daß er eigentlich als Knecht eines Knechtes im Dienste des fremden Unterdrückers in's Feld ziehe, gegen den Vortheil des eigenen Vaterlandes. Solche Gedanken lagen ihm jetzt fern; er sah nur betäubenden Kriegslärm vor sich, und das war ihm genug. Er konnte ja auch fallen! Das unbekannte kalte Steppenland, dem man entgegenzog, schien ihm ein wünschenswerthes Grab; die trüben Ahnungen, die überall in Beziehung auf diese Unternehmung Napoleon's laut und in den Herren seiner Verbündeten am ausführ-

lichsten ausgesponnen wurden, erhöhten nur seine Hoffnung.

Es ist bekannt und geht selbst aus den officiellen Berichten französischer Generäle und aus den nationaleitlen Memoiren französischer Augenzeugen hervor, wie viel deutsche Truppen im Allgemeinen zur Erhöhung der französischen Gloire bei Smolensk und Borodino beigetragen, und in französischen wie deutschen Lagern wußte man, was der Oberst Graf von Holken im Besonderen während dieses Feldzuges geleistet. Sein Name, schon früher mit Ruhm genannt, gewann an Glanz, und deutsche Patrioten, die auf eine Erhebung des Vaterlandes vorbereiteten und sich nach Führern der zukünftigen Befreiungsarmee selbst unter den gezwungenen Verbündeten Napoleon's umsahen, ließen ihr Auge mit Hoffnung auf dem Manne ruhen, der sich während des Feldzuges als tapferer, Alles unternehmender Officier auszeichnete, wie er sich schon früher als Theoretiker und im Rathe ausgezeichnet hatte. Der Krieg voll Gefahren und voll unheimlicher Schrecknisse, wie er der großen Armee seit ihrem Ueberschreiten der polnischen Grenze entgegenentrat, der Krieg mit einem unsichtbaren, geisterhaften Feinde, der sich schon vor der Moskauer Katastrophe so gestaltete, daß er nicht seines Gleichen in der Weltgeschichte hatte, war ganz

der Art, daß er mit der Gemüthsverfassung Victor's, der in seinem Innern einen ähnlichen unfaßbaren Feind zu bekämpfen hatte, zusammenstimmte. Ja, da diese innern Kämpfe grausamer waren als alle die ihn umgebenden Vorgänge, fand er in diesen nur eine Erleichterung und in der ruhelosen Bewegung, die der Krieg erfordert, einen Rausch, der ihn manchmal seiner selbst vergessen ließ. Wie oft er mit französischen Truppentheilen oder einzelnen Officieren zusammentraf, er wich sorgfältig jeder Erkundigung nach Marigny aus, obwohl er ihn bei der großen Armee vermuthete, da Napoleon den größten Theil des spanischen Heeres zu dieser herbeigezogen hatte. Doch erfuhr er es endlich mit Bestimmtheit, daß der Oberst in der That mit ihm in derselben Armee diente; ein Schauer überlief ihn bei dem Gedanken, wie er mit ihm zusammentreffen werde? — Dies Zusammentreffen war auf dem rastlosen Marsche gegen Moskau beinahe unmöglich, da jeder Officier auf seinem Posten bleiben mußte, um die rasch um sich greifende Demoralisation der Truppen so viel als möglich zu mildern; erst dort, wo die ganze Armee in einem unglückseligen Knäuel, in ihrer Falle zusammen war, erst in Moskau sollte er ihn wiedersehen.

Es war an dem dritten Tage des Brandes, da

auch Napoleon entsetzt mitten durch stürzende Trümmer und züngelnde Flammen aus dem Kremlin floh, um sich nach dem Lustschlosse Petrowsky zu retten. Die Stadt war bereits ein einziger ungeheurer, zum Himmel aufrauchender Schutthaufen; die unglückseligen Soldaten hatten innerhalb der Stadtmauern kein Obdach mehr und in die einzelnen noch aufrecht stehenden Häuser wagte man nicht zu dringen, um daselbst auszuruhen, da man überall fürchtete, der Flamme, die allerorten aus dem Boden, aus den Mauern hervorsprang oder wie vom Himmel fiel, gewiß noch da zu begegnen, wo sie noch nicht emporgesprungen war. In den Straßen war man bei den überall zusammenstürzenden Trümmern eben so wenig sicher als in den Häusern selbst, und bereits drängten sich ungeheure Schaaren zu den Thoren hinaus, um sich auf freiem Felde unter fortgeschleppten Balken und Brettern unterzubringen oder auch unter offenem Himmel zu lagern. Victor hatte sein Regiment, oder vielmehr die Trümmer seines Regimentes bereits hinausmarschieren lassen und irrte nun allein über die gewaltige Brandstätte, zu helfen bereit, wo Hilfe Noth that, oder auch mit dumpfer Gleichgiltigkeit durch das große Elend hinschlendernd, je nachdem der alte, wohlwollende, milde Victor oder der Unselige, dessen Herz selbst eine Brandstätte war, in

ihm stärker wurde. Schon an das Gräßlichste gewöhnt, fiel es ihm kaum auf, wie plötzlich ein bisher von den Flammen unberührt gebliebener, kleiner Stadttheil aufloderte und wie ihm aus den Gassen und Straßen desselben unzählige Flüchtlinge entgegenstürzten und zwar in so entsetzlicher Angst, als ob ihnen die Flamme, die Verheerung auf dem Fuße folgen könnte. So war es gewissermaßen auch in der That; denn in diesen bisher verschonten Stadttheil hatte man beinahe alle Pulverwagen gerettet, auch die Pulvervorräthe, über denen Napoleon eine Nacht lang mit seiner alten Garde im Kremlin geschlafen hatte. Wenn nur ein Funke des eben neu ausgebrochenen Brandes einen der Wagen erreichte, war das Unheil unsäglich; nicht nur dieser Stadttheil — halb Moskau und die halbe Armee war von unvermeidlichem Untergange bedroht. Der Strom der Flüchtenden war eben im Begriffe, Victor zu erfassen und ihn auf demselben Wege fortzureißen, auf dem er eben herangekommen war, als er sich am Arme fest ergriffen fühlte und eine wohlbekannte Stimme ihm in's Ohr rief: „Victor, dort in dem letzten Hause dieser Straße, das eben jetzt von den Flammen ergriffen wird, liegt Helene allein, hilflos — retten Sie sie! Ich darf von den Pulverwagen nicht fort!“

War es Traum? war es Wirklichkeit? Die Stimme war ganz die Stimme des alten Freundes; in diesen Worten: allein, hilflos, retten Sie sie! zitterte die alte Liebe. Und Victor sollte sie wieder aus den Flammen retten, wie damals in Paris, als sein elendes Glück begann — er sollte sie wieder auf seinem Arme forttragen! Und Helene hier in Moskau in dieser flammenden Hölle — oder waren sie wirklich schon Beide in der Hölle? — war es seine ewige Strafe, sie ewig so aus den Flammen tragen zu müssen, ewig an jene Nacht erinnert zu werden? — und Marigny sollte zu ihm immer, ewig mit dem Tone des Freundes sprechen? — Er lachte laut auf wie ein Wahnsinniger und sah sich um, ob er wirklich lebte oder ein abgeschiedener Verdammter war. Sein erster Blick fiel auf Marigny, der unablässig bemüht war, das Chaos zu ordnen, die Pulverwagen aneinanderzureihen und sie anzutreiben, daß sie der immer näherkommenden Flamme entflöhen. — Sonderbar! — beim Anblicke Marigny's sah Victor nichts mehr von dem ihn umgebenden Elend und fühlte er nichts mehr von den Qualen der letzten zwei Jahre — er sah sich nur mit dem Freunde und mit Helenen wie ehemals in dem glücklichen Winkel am Kamin in Paris — und unmittelbar an diese Vorstellung reihte sich schnell der

andere Gedanke: Du sollst sie wiedersehen! Helene ist in Deiner Nähe! Du sollst sie retten.

Aber er hatte Marigny kaum gehört — wo? in welchem dieser brennenden Häuser lag Helene — allein, hilflos! Wie durch eine Hallucination aber, oder als ob die gesprochenen Worte vor seinem Ohre körperlich schwebend geblieben wären, hörte er sie vermittelst einer gewaltigen Anstrengung der Erinnerung noch einmal: Dort in dem letzten Hause dieser Straße, das eben jetzt von den Flammen ergriffen wird!

Er schwang sich über die Reihe der Pulverwagen, die ihm den Weg abschnitten, er stürzte in das Haus, dessen oberes Stockwerk bereits von Flammen eingehüllt war und in ein Zimmer, in das der Qualm einzudringen begann. Der Zufall hatte ihn richtig geleitet. Da lag sie auf einem Soldatenmantel, den Kopf an ein Bündel gelehnt, mit geschlossenen Augen, als ob sie schliefe, oder als wollte sie die Schrecken nicht sehen, die sie vernichten sollten. Der erste Anblick sagte es, daß sie schwer krank war; sie sah aus wie eine Sterbende — und doch wie schön! schöner als jemals. Victor glaubte sie bewußtlos, bückte sich zu ihr nieder und umfaßte sie mit beiden Armen. Sie öffnete die Augen und ein glückliches Lächeln verklärte ihr Gesicht.

„Sind Sie es wieder, Victor?“ fragte sie mit leiser Stimme, aber plötzlich, als hätten sie dieselben Gefühle übermannt, die er bei dem Gedanken, daß er sie wieder aus den Flammen retten sollte, empfand, stieß sie ihn von sich und rief: „Fort! fort! Ich will nicht gerettet sein!“

Die Sinne vergingen ihr; ihr Kopf sank zurück und er glaubte eine Leiche aus dem Hause zu tragen. Er hatte nicht den Muth, irgendwo mit ihr auszuruhen und sich der Gefahr auszusetzen, mit ihr allein zu sein, wenn sie wieder die Augen aufschlüge. Die Reihe der Pulverwagen leitete ihn; ihr folgte er nach vor die Stadt auf's offene Feld, wo er Marigny fand. Dieser sank ihm weinend an den Hals, als er ihn mit der Kranken herankommen sah. „O mein Freund,“ rief er aus, „welch ein Wiedersehen, welch ein unerhörtes Elend und dabei Helene krank, vielleicht —!“ Er wagte es nicht, weiterzusprechen.

———

Fünftes Capitel.

Der grauenvolle Rückzug von Moskau war mit allem Grauen nicht stark genug, die drei Vereinigten wieder zu trennen. Durch die Schneewirbel, die nach dem verhängnißvollen 5. November, mit dem der vernichtungsreiche Winter begann, die Welt mit einem Leichentuche überzogen, durch die ununterbrochenen Reihen von Leichen und Sterbenden, durch den erstarrenden Frost, durch die streifenden Kosakenbanden, die wie Gespenster, immer todtbringend und das mörderische Werk der Natur vollendend, und wie vom Sturme hergeweht, überall aus dem Schleier des Schnees hervorbrachen, zogen die Drei bald als vereinzelte Gruppe, ohne Gefühl für das Elend Anderer, wie sich Andere, ohne Gefühl für ihr Elend, an ihnen vorübertrieben.

Wer wird es unternehmen, das Grauen jener Tage zu beschreiben; ist doch Geschichtschreibern und Augenzeugen, nachdem sie hundert der grausamsten

Episoden aus diesem Trauerspiel aufgezählt, die Feder aus der Hand gefallen, mit dem Geständniß, daß sie Unbeschreibliches zu schildern unternommen. Was hatte der Einzelne zu dulden, der nur sein nacktes Leben retten wollte! Wie viel mehr hatten die beiden Männer zu erdulden, die eine Sterbende auf ihren Schultern durch das Elend zu tragen hatten. Ihre Pferde waren bald nach Einbruch des Frostes erlegen. Es ist bekannt und in den Memoiren des Generals Sir Robert Wilson zu lesen, wie sich die Kosaken auf das erste gefallene Pferd der französischen Armee, dem sie begegneten, herstürzten, eifrig seine Hufe befühlten und jubelnd ausriefen: „Der Herr hat sie in unsere Hände gegeben, sie können uns nicht entrinnen!" Die Pferde der großen Armee waren nicht für den eisigen Boden Rußlands beschlagen und die nicht gleich in den ersten Tagen des Rückzuges vor Hunger zu Grunde gingen, fielen mit gebrochenen Schenkeln zusammen, um sich nicht wieder zu erheben. So waren Holken und Marigny um ihre Pferde gekommen, und so wanderten sie jetzt dahin, Helenen auf einer aus Zweigen, Brettern und Mänteln bestehenden Bahre auf den Schultern tragend, den Degen in der Hand, um sich und die Kranke gegen die Streifpartien der Kosaken zu vertheidigen.

Manche Französinnen waren damals ihren Männern in der großen Armee, übermüthig und wie zu einer Lustpartie, bis nach Moskau gefolgt. Daß es mit Helenen anders war, wußte Victor. In wenigen Worten hatte sie ihm eines Tages ihre Geschichte der letzten zwei Jahre erzählt, während Marigny ein verlassenes Dorf durchwühlte, um nach Lebensmitteln zu suchen, und Victor bei der Kranken blieb, um etwaige Ueberfälle abzuschlagen. Sie war endlich doch nach Spanien und zu ihrem Mann gelangt, ohne je den Muth zu einem Geständnisse zu finden; wie eine ewige Anklage führte sie die Briefe Victor's immer mit sich, wie eine Verkörperung ihres Gewissens. Mit Marigny kam sie wieder nach Frankreich zurück; er hielt sie immer nur für körperlich krank und zwang sie, in Paris zurückzubleiben, als er mit der großen Armee abzog; an dem Tage, da der große Brand ausbrach, kam sie in Moskau an. Es hatte sie in Paris nicht geduldet; sie mußte ihr Urtheil von ihm empfangen. Aber wie sie ihn so liebevoll sah und in der Erinnerung an Victor, in dem Gedanken, durch ihr Geständniß aus Marigny den elendesten Menschen zu machen, hielt sie es wieder zurück. „Das," sagte sie, „ist es allein, was mich noch am Leben erhält; es ist mir, als müßte ich ihm bekennen, als dürfte ich nicht früher

aus dem Leben gehen. Nur mein böses Gewissen lebt noch, sonst bin ich todt.“

Und in der That war es ein Wunder, wie das Weib, das immer an der Thür des Todes zu stehen schien, fortlebte, während Zehntausende der kräftigsten Männer dem Elend des Rückzuges unterlagen.

In Dorogobusch am Dnieper war es den Franzosen gestattet, einen Augenblick aufzuathmen. Es galt hier den Uebergang zu sichern, so lange als möglich; der Herzog von Treviso besetzte die Stadt und einen auf der Höhe gelegenen Kirchhof und machte den Truppen des Generals Miloradowitsch, Jermolow's und des Herzogs Eugen von Würtemberg den Besitz dieses Punktes lange streitig. Der Kampf wüthete vorzugsweise während der Nacht, und erst spät konnten die ersten russischen Truppen in die jenseits des Flusses gelegene Vorstadt gelangen, mit deren Besitz sie erst eigentlich in den Besitz der Stadt kamen. Dort, in dieser Vorstadt, in der großen Stube einer Herberge saßen während des Kampfes Marigny und Victor am Lager Helenens. Sie dachten nicht daran, am Kampfe theilzunehmen, sie dachten auch nicht weiterzufliehen, obwohl es wahrscheinlich war, daß die Russen jeden Augenblick in die Vorstadt eindrängen. Sie hörten auch den Kanonendonner nicht, der vom Kirchhofe herschallte,

und achteten nicht der Kugeln, die überall in die Straßen, auf die Dächer fielen, selbst in die Stube drangen, in der sie sich befanden. Ein Bombensplitter hatte ein Stück des Kachelofens abgerissen, in dessen Nähe das Lager Helenens bereitet war, und die Flamme, die aus dem Risse hervorleuchtete, gab der weiten Stube ihre einzige Beleuchtung, nur daß hier und da ein aufflammendes Gebäude seinen Gluthschein manchmal auch in einen entfernten Winkel der Stube warf. Viele der Franzosen in Dorogobusch blieben da sitzen oder liegen, wo sie zum Tod ermattet oder stumpfsinnig saßen und lagen, selbst als die Russen schon hereinbrachen — wie sollten jene beiden Männer fliehen, da sie am Sterbelager Helenens saßen. Sie lag in den letzten Zügen. Es war kein Zweifel; ihr Gesicht bedeckte bereits Todesbläße; ihre Augen waren erloschen und schlossen sich endlich von selbst; kein Puls war mehr fühlbar. Die Männer saßen rechts und links am Lager und starrten vor sich hin, ohne etwas zu sehen. Sie glaubten sie Beide todt, aber keiner sprach es aus. War es stummer Schmerz? Oder waren auch ihre Sinne und Gefühle in dem durchgemachten Elend so stumpf geworden wie die der andern Hunderttausende ihrer Leidensgefährten?

Helene lag schon lange wie eine Leiche da, als

Marigny zu schluchzen begann, aufstand und in eine dunkle Ecke der Stube ging, um verborgen zu weinen. Victor schnellte empor, als ob ihn plötzlich eine unsichtbare Geißel aufgetrieben hätte, und eilte zur Thür hinaus. Doch konnte er von dem Anblick der Leiche nicht lassen, und er stellte sich draußen an eines der Fenster, durch welches er, von einem dichten Schatten bedeckt, auf das von der flackernden Ofenflamme beleuchtete blasse Gesicht sehen konnte.

Aber wie sonderbar ist der Mensch beschaffen! Wer hat es nicht schon erfahren, daß ihn in Momenten oder bei Scenen des größten Schmerzes, der grimmigsten Verzweiflung plötzlich eine schauderhaft kalte Ruhe, eine fürchterliche Gleichgiltigkeit überkommt, als ob Schmerz oder Verzweiflung müde wären, ausruhten und neue Kräfte zu neuen Angriffen sammelten. Man steht an einem Grabe, das eben das Theuerste auf Erden verschlingen soll, klanglos, bedeutungslos verhallen die Worte der Klage und des Lobes am Ohre, wie irgend ein anderes Geräusch; man blickt auf die Schollen hernieder und betrachtet die sonderbaren Formen eines Steines oder die Zeichnung des Erzbeschlages am Sarge. Selbst das Gewissen hat solche Augenblicke der Ermüdung und blickt mit Gleichgiltigkeit auf

ein begangenes Verbrechen wie auf das ganze Leben zurück.

Dieser öde, leere Seelenzustand überkam Victor, als er durch das Fenster das blasse Gesicht Helenens sah, das ihm so theuer war. Er hörte seit Stunden zum ersten Male den Kanonendonner, er sah die fliehenden Franzosen, die brennenden Häuser, die Lichter und Schatten, die wie zwei sich bekämpfende Heere in den Straßen und in der Luft miteinander stritten — er sah Alles, nur nicht das bleiche, von unsäglichen alten Qualen durchfurchte, noch immer schöne Gesicht. Mit der größten Ruhe sah er einen russischen Officier (wir wissen jetzt aus den „Memoiren eines Liefländers," daß es der spätere General, damalige Major und Adjutant Miloradowitsch's, von Löwenstern, gewesen), den ersten Russen diesseits der Dnieper, in den Hof treten, und sah er eine ganz eigenthümliche Scene, die sich jetzt vor ihm abspielte, und hörte er alle Worte, die gesprochen wurden.

Kaum war der russische Officier in den Hausflur getreten und kaum ward er als solcher erkannt, als ihm der Wirth des Hauses, ein ausgedienter Soldat, der seine französischen Gäste den Tag hindurch mit Augen voll Haß umschlichen hatte, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen, mit ausge-

breiteten Armen entgegeneilte, sich ihm zu Füßen stürzte, seine Knie umklammerte und mit fanatisch aufgeregter Stimme ausrief: „Väterchen! Du bist der Erste der siegreichen Armee unseres allergnädigsten Kaisers, den diese Augen erblicken. Gelobt sei der Allmächtige, der Erlöser und alle Heiligen! Ruhe hier aus unter meinem Dache; jetzt ist es an uns, unsere Arbeit zu thun!“ —

Darauf erhob er sich, zog ein Messer aus der Brust, verneigte sich vor einem Heiligenbilde im Hausflur, schlug dreimal das Kreuz und sagte, das Messer schwingend, zu dem russischen Officier gewandt: „Wie oft habe ich nicht zu Gott gefleht, mich dieses Messer gebrauchen zu lassen gegen die Ungläubigen, die unser Land beschmutzen und unsere Kirchen entweihen. Mein Gebet ist erfüllt. Die Hoffnung, die ich immer hegte, so oft ich dieses Messer betrachtete, während diese Ungläubigen hier die Herren spielten, sie erfüllt sich endlich. Gelobt sei Gott der Allmächtige, der Heiland und alle Heiligen!“

Sein Auge blitzte, seine Glieder zitterten und so mit aufgehobenem Messer stürzte er schreiend in die Straße, seine Landsleute aufrufend, ein Gleiches zu thun, und während er rief, stieß er vier Franzosen, die fliehend an ihm vorüberkamen, mit schrecklicher

Schnelligkeit nieder. Es war dies das Signal zu den Blutscenen, welche die Nacht von Dorogobusch zu einer der schrecklichsten des ganzen Rückzuges machten.

Trotz alledem wandte sich Victor's Auge doch wieder durch's Fenster dem todten Gesichte zu, und er sollte da eine Scene erleben, hinter deren Schrecken die Vorgänge in seinem Rücken weit zurückblieben. Er glaubte anfangs, daß er sich täusche und daß die Bewegung in Helenens Zügen nur von dem Flackerlichte, das darauffiel, herkomme; aber sie öffnete die Augen, den Bewegungen ihrer Lippen folgten schwere Bewegungen des Kopfes. Sie lebte — Mühsam erhob sie den Kopf und den einen Arm, um ihn zu stützen. Sie besann sich und suchte sich zu sammeln. Mit einem Male schien ein Gedanke sie zu erschrecken; sie fuhr zusammen und griff mit der Hand nach der Brust, als ob sie nach etwas Verborgenem fühlte. Dann erhob sie den Oberleib mit unendlicher Anstrengung und wandte spähend den Kopf nach allen Seiten. Da Marigny schweigend, unsichtbar in einer tiefdunkeln Ecke, noch verdeckt von einem gewaltigen Schranke, stand und sie Niemand erblickte, athmete sie tief auf und griff in die Brust. Aber noch einmal und mit unendlicher Anstrengung blickte sie um sich; erst als sie sich wie-

der überzeugte, daß Niemand zugegen sei, zog sie mit zitternder Hand eine Anzahl von Briefen hervor — Victor erkannte sie — es waren seine Briefe. Zu schwach, um sich zu erheben, begann sie nun, am Boden hinzukriechen, um sich der Flamme im Ofen zu nähern. Die Bewegung hatte Marigny geweckt; er streckte den Kopf aus der Dunkelheit hervor, daß ihn Victor sehen konnte. Glück und Entsetzen malte sich in seinen Zügen, als er Helenen lebend sah; aber er konnte nicht von der Stelle und der Ausdruck des Glückes verschwand und regungslos und mit glasigen Augen starrte er hin, als er sah, wie Helene den Arm erhob und die Briefe in die Flamme zu werfen suchte. Ihre schwachen Hände warfen zu kurz; die Briefe fielen vor dem Ofen nieder. Helene seufzte auf und kroch ihnen nach. Marigny streckte die Arme aus; sein Gesicht verzerrte sich; es verrieth, daß ein furchtbarer Verdacht in ihm aufgetaucht war. Er wollte vorwärts, aber er war versteinert, er konnte nicht von der Stelle, die Arme erhoben, die Augen starrend, den Oberleib vorwärts gebeugt. Erst als Helene bei den Briefen angelangt war und eben die Hand ausstreckte, sie zu fassen, fiel der Bann von ihm. Wie von einer unsichtbaren Macht geschleudert, flog er durch die weite Stube, um sich auf Helenens Hand zu werfen; in diesem Augenblick

flogen die Briefe in's Feuer. Aber Marigny hatte sie nicht aus den Augen verloren; mit der einen Hand Helenens Hand fassend, griff er mit der andern in's Feuer und zog das Packet hervor, bevor es die Flamme ergriffen hatte. Helene, als sie Marigny gefaßt hatte, schrie auf, wand sich wie im Krampfe noch einmal in die Höhe und sank dann todt auf den Boden. Marigny ließ sie fallen, ohne nach ihr zu sehen; seine Augen waren nur auf das Packet Briefe gerichtet, das er in der Hand hielt, und das er zitternd zu öffnen suchte. Endlich hatte er einen Brief entfaltet und starrte hinein, während die andern vor ihm auf den Boden fielen.

Victor sah ihn lesen; er sah seine gläsernen Augen und hörte ihn lachen, als er an's Ende kam. Dann sah sich Marigny um. „Du suchst mich!" sagte Victor und eilte in die Stube zurück. Stumm stellte er sich vor Marigny hin. Dieser sah ihn an und lachte. Victor schloß die Augen, um nicht in die gläsernen sehen zu müssen, die ihn anstarrten; aber er mußte ihn lachen hören. Auch breitete er unwillkürlich die Arme aus, um den Stoß zu empfangen, den er von Marigny erwartete; aber es dauerte eine schauerliche Ewigkeit, bis sich dieser so weit gefaßt hatte, um seinen Degen zu ziehen. Endlich stürzte er mit vorgestreckter Waffe auf den ver-

rätherischen Freund los — in demselben Augenblick schlüpfte der Hauswirth mit bluttriefendem Messer unter dem aufgehobenen Arme Victor's durch und tauchte es mit einem Stoß in Marigny's Brust. Er sank lautlos zu Victor's Füßen.

Major von Löwenstern war dem wüthenden Manne gefolgt, um ihm vom Mord seiner Gäste abzuhalten. Er kam zu spät für Marigny, aber er stellte sich rasch vor Victor, um wenigstens diesen vor dem unsoldatischen Tode zu retten. Aber das schien nicht nothwendig, denn der Hauswirth, der Marigny's Degen gegen Victor gezückt, auch dessen verschiedene Uniform und Abzeigen sah, nahm diesen für einen russischen oder wenigstens einer befreundeten Macht angehörenden Officier und wandte sich triumphirend zu ihm, indem er ausrief: „War der Stoß gut? Kam ich Euch zur rechten Zeit zu Hilfe?"

Doch Victor riß ihn aus seinem Irrthum. „Auch ich bin ein Feind!" murmelte er — „warum schonst Du mich?"

In der That erhob der Russe sofort sein Messer, um ihn niederzustoßen; aber Herr von Löwenstern fiel ihm in den Arm: „Wahnsinniger," rief er ihm zu, „willst Du nicht aufhören mit Morden und gegen Freund und Feind gleich sehr wüthen? Dieser hier ist ein Deutscher und uns mehr zugethan als

Napoleon; in wenigen Wochen ficht er mit uns, an unserer Seite gegen die Fremden!"

Diese Worte brachten den Wüthenden wenigstens zum Zaudern, das Herr von Löwenstern benutzte, um Victor, ehe der Hauswirth zur Besinnung kam, aus dem Hause zu ziehen. Victor folgte bewußtlos; er sah nichts, er wußte nicht, was mit ihm vorging; er sah nur die gläsernen Augen Marigny's, die ihn noch todt, vom Boden auf, immer anstarrten, mit derselben Wuth, mit demselben Haß wie in dem Augenblick, da er mit gezogenem Degen auf ihn losstürzte.

Mit einem Male fand er sich mitten im Haufen flüchtender Franzosen, außerhalb Dorogobusch, der unglückseligen Stadt, in der Marigny und Helene todt nebeneinander lagen, wo er einen Augenblick lang gehofft hatte, so neben ihnen liegen zu können — wo er vergebens gehofft hatte, gerichtet zu werden. Von dem Schwarme fortgerissen, mußte er die Erinnerung an diese Stunden mit fortnehmen und weitertragen durch's Leben zugleich mit seinem ungesühnten Verbrechen — wohl wissend, daß es nicht ungesühnt bleiben werde.

Sechstes Capitel.

Was Victor's Bekannten bei seiner Rückkehr in's deutsche Vaterland an ihm zuerst auffiel, ohne weiter in Verwunderung zu setzen, war das viele graue Haar, das sich in sein braunes mischte. Man nannte es den natürlichen Abglanz des russischen Winters. So fand man auch seine Verschlossenheit natürlich. Erinnerungen wie die, welche die Soldaten der großen Armee aus Rußland mitbrachten, waren wohl geeignet, selbst heiterere Gemüther als das Victor's zu verdüstern. Indessen fand man doch bald, daß diese Verdüsterung bei ihm länger währte als bei Andern; den Leuten seines Umgangs, den patriotischen Soldaten seiner Umgebung, die nun bald ihre Waffen gegen Napoleon zu wenden hofften, zu lange. Sie beobachteten ihn und entdeckten allerlei Sonderbarkeiten. So zum Beispiel hatte er die Gewohnheit angenommen, während des Sprechens, selbst wenn er allein über die Straße ging, oder saß, in kurzen

Zwischenräumen immer den Kopf mit einer gewissen eckigen, maschinenhaften Bewegung der Erde zuzubeugen und, wenn auch kurz, einen Punkt starr zu fixiren, als ob er da etwas Schreckliches vor sich sehe. Sie wußten nicht, daß ihn in der That Marigny immer so ansah, wie er ihn, todt vor ihm auf dem Boden liegend, mit offenen Augen anstarrte, oder vielmehr, daß jene gläsernen Augen Marigny's allein, ohne dessen Antlitz und Körper, fortwährend vor seinen Füßen aus dem Boden hervorblickten. Eben so auffallend war es, daß Victor die Gesellschaft mit demselben Eifer aufsuchte, als er sie floh; daß er sich bald in die Einsamkeit begrub, bald wieder Tage und Nächte lang von Cameraden umgeben zu sein wünschte — jetzt durch Tage von Café zu Café, von Besuch zu Besuch, von Soirée zu Soirée eilte und jetzt wieder verschwand, um auf Schloß Holken einsam zu hausen.

Auffallender als Alles das wäre es seinen Kameraden gewesen, wenn sie gewußt hätten, welche Bücher ihm, den sie immer für einen Gelehrten gehalten, in der Einsamkeit Gesellschaft leisteten. Es waren die romantisch-mystischen Dichter, die damals in Blüthe standen, mehr noch die hyper-romantischen sogenannten Philosophen, die sich mit den „Nachtseiten der Natur," zugleich andere, die sich mit der Fortdauer

nach dem Tode, mit der Geschichte der Seele und dergleichen Fragen beschäftigten. Er erlebte so manche Hallucinationen, daß er sich gern Gewißheit verschafft hätte, ob es wirklich Hallucinationen seien, besonders jene fortdauernde Erscheinung der beiden Augen. Hier und da, wenn auch lächelnd, erkundigte er sich, wohin denn alle die Geisterbeschwörer verschwunden seien, von denen man so viel gesprochen, als er schon ein erwachsener Knabe gewesen, und die am Hofe Wilhelm's des Dicken ihr Wesen getrieben.

Man fing an, den Kopf über ihn zu schütteln, als glücklicherweise für seinen Ruf seine Armee an den Feldzügen von 1813 und zwar auf deutscher Seite theilnehmen durfte und seine Thaten die Bedenklichkeiten, die rege geworden, gänzlich in Vergessenheit brachten. Sich endlich für sein Vaterland schlagen zu dürfen, drängte bei ihm Vieles in den Hintergrund; er durfte mithelfen bei der Sühne jener Schuld, die ein großer Theil Deutschlands auf sich geladen hatte; es war ihm dabei, als arbeitete er zugleich mit an der Lösung des Problems von Schuld und Sühne — eines Problems, das ihn schon seit Jahren beschäftigte und das immer unheimlicher verworren wurde. Schlachten und Bewegung drängten sich im Jahre 1813 und ließen ihn nicht zur Besinnung kommen, und so kam er mit

den siegreichen Heeren in demselben Paris an, das er bei Besinnung nie betreten haben würde. Er kam daselbst als ein Mann an, von dem es hieß, daß er die Begriffe Gefahr und Schrecken nicht kenne; er hatte an keiner Schlacht, an keinem Gefechte Theil genommen, ohne sich durch eine staunenswerthe Todesverachtung ausgezeichnet zu haben.

Aber dieser Unerschrockene schlich zitternd jede Nacht um das Haus, das Marigny und Helene bewohnt hatten. Die Bewohner, die jetzt daselbst aus- und eingingen, die Erben und Verwandten Marigny's, trugen Trauerkleider, Trauer um Marigny. Victor wagte es nicht, Jemand anzusprechen; nur einmal trat er in die Loge des Portiers, der ihn nach einigem Besinnen erkannte und als alten Freund des Hauses gut aufnahm. Dieser erzählte Victor, daß der Oberst, wie ein kaiserliches Bulletin zur Zeit erzählt hatte, tapfer kämpfend an der Berezina gefallen sei, und daß Madame Marigny wahrscheinlich in der Berezina umgekommen. Man erzähle zwar, daß der Oberst, von einer schweren Wunde genesen, irgendwo in Rußland noch lebe, aber das sei so eine der vielen Sagen, wie sie jetzt in Frankreich umgingen und die Familien trösteten. Uebrigens sei dem Oberst das Leben gar nicht zu wünschen, wenn seine Frau todt sei. Er

habe sie zu sehr geliebt. „Aber das wissen Sie ja besser als ich!“ fügte der Portier seufzend hinzu.

Victor kam nicht wieder in die Loge des Portiers.

Er kehrte einer der Ersten, und zwar als General, mit seinen Truppen nach Deutschland zurück. Der Friede war längst geschlossen, Deutschland war befreit, der Wiener Congreß schien die Weltangelegenheiten auf Geschlechter hinaus ordnen zu sollen und General Graf Holken hatte Urlaub genommen und die Einsamkeit seines Schlosses aufgesucht. Aber die Rückkehr Napoleon's von Elba rüttelte die Welt noch einmal auf, und Victor Graf von Holken stand an der Spitze seiner Brigade bei Waterloo.

Dem Unerschrockenen hatte man einen Posten gegeben, der seiner würdig war. Er schützte die Flanke seines Corps, die in der Ebene stand und offen war. Er konnte von drei Seiten angegriffen, er konnte umgangen werden und er hatte außerdem eine dreifache feindliche Batterie sich gegenüber, die von einer beherrschenden, wenn auch nicht beträchtlichen Höhe herab Tod und Verderben schleuderte, um die Flanke der Verbündeten zu entblößen. Die Brigade Holken hatte nichts zu thun als das Schrecklichste, was in einer Schlacht einer Truppe zugemuthet werden kann, sie hatte nur zu stehen. So vergingen ihr Stunden, und sie stand, während ihr Führer, heiterer als seit

Jahren, auf seinem Pferde vor seinen Truppen auf- und niederritt. Sein Lächeln, sein klares Gesicht war ein Anblick, der seine Soldaten mit Zuversicht und Ausdauer erfüllte und um so tiefer auf sie wirkte, als sie bei ihrem düstern General an dergleichen nicht gewöhnt waren. In der That war ihm so heiter und dabei so ruhig zu Muthe, wie er nicht glaubte, daß ihm noch werden könnte. Ein einfacher, ein überaus einfacher Traum, den er während der letzten Nacht, auf offenem Felde schlafend, geträumt hatte, war die Ursache dieser Heiterkeit. Er sah sich auf Schloß Holken, oben auf der Plattform, in Gesellschaft Marigny's und Helenens. Sie saßen zusammen, plaudernd, glücklich, vertrauensvoll, wie ehemals um den Kamin in Paris. Helene lachte und scherzte, Marigny hielt seine Hand wie versöhnt und ruhig vor sich hinlächelnd. Nichts als dieses eine Bild machte den ganzen Traum aus und dauerte, wie es Victor schien, während des ganzen Schlafes, ohne sich zu verändern. Manche seiner Träume hatten schon so begonnen, aber sie endeten dann immer in Schrecknissen: Helene, die eben gelächelt hatte, wand sich dann plötzlich im Todeskampfe, wie damals in Dorogobusch, und Marigny's Augen, die ihn eben freundlich angeblickt, verwandelten sich in jene gläsernen, mit denen er ihm dort entgegengestürzt, die noch

aus der Leiche vom Boden auf ihn angestarrt und die ihn seitdem nicht verlassen hatten. Aber in dem Traume der letzten Nacht war von Anfang bis zu Ende Alles klar, glücklich, versöhnt geblieben. In seinem militärischen Leben hatte er so viel von bedeutungsvollen Träumen gehört, die viele seiner Kameraden und manche berühmte Krieger die Nacht vor der Schlacht geträumt hatten, daß er seinem Traum eine Bedeutung zugeschrieben haben würde, selbst wenn er nicht in Folge seines Grübelns und seiner mystischen Studien zu dergleichen geneigt gewesen wäre. Er hatte die Ueberzeugung, daß ihm diese Schlacht seine Versöhnung mit sich selbst und mit den Freunden, daß sie ihm die Ruhe, oder mit andern Worten, den Tod bringen werde. Und war nun nicht der Posten, den er einnahm, der Ort, um eine solche Verwirklichung seines Traumes höchst wahrscheinlich zu machen? Aus den Batterien dort gegenüber, die Tod und Verderben spieen und die fortwährend von Pulverdampf wie von einem geheimnißvollen Schleier verhüllt waren, mußte das Erwartete kommen. Der entscheidende Moment mußte herannahen, da ihm die Ordre zukommt, vorzurücken und jene Batterien zu nehmen: dann wird es wohl geschehen, das Endliche! wenn ihn nicht schon eine der Kugeln wegreißt, die sie unthätig hier abwarten muß-

ten. Von Zeit zu Zeit näherte er sich dem Officiere, der ihm der nächste im Range war, um Manches mit ihm zu besprechen, was zu thun sei, wenn er, dieser andere Officier, zufällig das Commando übernehmen mußte. Dann ritt er vor der Fronte auf und ab, oder hielt sein Pferd an, um mit Theilnahme den weißen Pulverdampf, den beweglichen Vorhang zu betrachten, hinter dem sein Schicksal schlummerte.

Endlich kam der Befehl, vorzurücken und die Batterien zu nehmen.

Die Batterien standen, wie gesagt, auf einer unbeträchtlichen Höhe, die sich leise absenkte und als Ebene auf der Hälfte des Weges zwischen den Batterien und der Brigade Holken verlief. Leicht konnte man mit Cavallerie da hinansprengen. Holken ließ seine Artillerie und Infanterie zurücktreten und sammelte seine Reiterei. Er selbst stellte sich an ihre Spitze, winkte den zurückbleibenden Truppen ein bedeutungsvolles Ade, befahl, daß sämmtliche Trompeter in's Horn stießen, schwenkte anstatt allen Commandos den Säbel, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte voran.

Nach den ersten Schritten empfing die Heransprengenden eine gewaltige Artilleriesalve; von dem Momente aber schwiegen die Batterien, ein Anzeichen, daß Holken ebenfalls Reiterei oder Fußvolk entgegen-

geschickt wurde. Noch konnte er nichts sehen, denn der Rauch der letzten Salve lag noch dicht auf dem Feinde.

Jetzt sprengte aus dem Rauch ein Reiter hervor; er streckte seinen Säbel vor sich hin, als wollte er seinen Folgern, die noch unsichtbar waren, den Weg zeigen. Der vorgestreckte Säbel war gerade gegen Victor gerichtet, der bei diesem Anblick seinem Pferd auf's Neue die Sporen gab. Im Augenblicke standen die beiden Reiter einander gegenüber und hoben beide ihre Waffen, um beide versteinert stehen zu bleiben, wie zwei Bildsäulen. Victor blickte in die gläsernen Augen Marigny's, in die Augen, die gerade so blickten, wie damals in Dorogobusch; die Waffe war ihm gerade so entgegengestreckt, wie damals; aber das Gesicht Marigny's war noch mehr verzerrt; es war abgemagert, die Knochen ragten hervor, schauerliche Todesblässe bedeckte es. Der Todte kehrte wieder, um sich zu rächen. Er sah ihn an wie ein Gerippe, und jetzt lachte er laut auf, gerade wie damals, da er den Brief gelesen. Vor diesem Lachen wandte Victor sein Pferd und floh; Marigny lachte fort, hob seinen Säbel und schlug ihm mit der flachen Klinge auf den Rücken. General Graf von Holken bückte sich unter dem Schlage und floh weiter, die Reihen der Reiter durchbrechend, die ihn eben erreicht

hatten. Panischer Schrecken ergriff sie, als sie das Schauspiel und den fliehenden General sahen — und die Flucht wurde allgemein.

Der Rest der Geschichte ist dem Leser bekannt.

Einige Tage nach der Schlacht bei Waterloo wurde General Graf von Holken infam cassirt — wegen Feigheit und feiger Flucht auf dem Schlachtfelde.

Nicht mit dem Leben hatte er seine Schuld gesühnt, sondern mit der Ehre.

Der Hetman.

Eine Geschichte aus der Zeit des russischen Durchmarsches durch Böhmen.

Wenn wir Kinder das Wort „die russische Zeit,“ mit welchem die kurze Zeit des russischen Durchmarsches durch Böhmen und der russischen Einquartierung gemeint war, nur aussprechen hörten, überlief uns das angenehmste Gruseln von der Welt, und wir rückten der Person, die es aussprach — und das war meist die Großmutter — näher, um wo möglich zu den vielen Geschichten aus der „russischen Zeit“ noch eine neue zu hören und unser Gruseln zu vermehren. Es ging übrigens den Erwachsenen eben so wie uns Kindern. Die Vorgänge in jener Zeit schienen den Bewohnern des bis dahin stillen und weltvergessenen böhmischen Dorfes ganz außerordentliche, unerhörte und große Ereignisse. Man erzählte von Kosaken, die das fußdicke Eis des Teiches aufhackten, um sich zu baden, als wäre es Mitte Juli; von andern, die so viel Branntwein tranken, daß man sie in Düngerhaufen vergraben mußte, damit ja die Flamme nicht aus ihrem Munde her=

ausschlage und sie verzehre, — und endlich von täglichen Executionen, bei denen hundert und zweihundert Knutenhiebe ertheilt wurden, und nach welchen sich die Patienten abschüttelten, als wäre gar Nichts geschehen. O wie sehr bedauerten wir, für diese russische Zeit zu spät auf die Welt gekommen zu sein und so außerordentliche Menschen, die so Viel vertragen konnten, nicht gesehen zu haben. Dieses Bedauern wurde sehr oft in uns geweckt, da seit der russischen Zeit, d. i. seit mehr als dreißig Jahren, in unserm Dorfe nicht Viel oder gar Nichts vorgegangen, die Erinnerung und Phantasie der Bewohner also immer wieder und bei jeder Gelegenheit in diese merkwürdige Periode zurückschweifte, und endlich, da in unserm Dorfe lebende Monumente bestanden, die immer an die Russen erinnerten. Da war z. B. ein altes Weib, oder vielmehr eine alte Jungfer, die man nur „die Russin" nannte, aus dem sonderbaren Grunde, weil sie sich damals, da sie noch ein schönes junges Mädchen gewesen, den Verfolgungen eines Russen entzog, indem sie sich mitten im Winter in's Wasser stürzte. Wäre sie damals umgekommen, hätte sie gewiß das Volkslied als eine neue Lucretia traurig besungen; da sie aber davonkam, war und blieb sie mit ihrem Russen und mit ihrem Wassersprung eine lächerliche, mit einem Spitznamen be-

haftete Person. In Folge dessen blieb sie auch alte Jungfer und wurde sie von Jahr zu Jahr wilder und häßlicher. Sie sah am Ende wie eine böse alte Hexe aus, die alle Welt scheute — und das war der Lohn ihrer Tugend. Meiner leiblichen Tante, die, wie ihre Mutter, meine Großmutter, versicherte, so schön war wie die Faunus (sprich Venus), hätte es leicht eben so ergehen können, wie der „Russin.“ Aehnlichen Verfolgungen, wie diese, von Seiten eines russischen Officiers ausgesetzt, versteckte sie sich eines Tages in einen Aschenhaufen, wo ihre Kleider Feuer fingen. Die Flamme verrieth sie ihrem Verfolger; er eilte herbei, rettete sie und ließ sie seitdem in Ruhe. Aber ihre Tugend hatte keine Zeugen, und so entging sie jeder Nachrede und jedem Spitznamen. Der Sprung in den Aschenhaufen und der drohende Feuertod wurde als Familiengeheimniß behandelt. — Dann war noch ein Kutscher da, der im Dorfe auch nur „der Russe“ hieß, ein stiller guter Mann, der nur manchmal in Wuth gerieth, die Pferde ausgezeichnet zu behandeln, besonders den Schlitten gut zu führen wußte, und der — aber eben die Geschichte dieses Kutschers wollen wir ausführlicher erzählen.

Erstes Capitel.

Es war im Winter des Jahres 1799 bis 1800. Die ganze traurige Gegend, welche deren Mittelpunkt, der berühmte Wallfahrtsort des „Heiligenberges", mit seinen acht Kuppeln beherrscht, war von gefrorenem Schnee bedeckt. Der Schnee glitzerte nicht heiter und erfrischend, trotz dem Frost, da die Sonne von fahlen Wolken umhüllt war, sondern breitete sich grau und unerquicklich über die Hügel und Föhrenwälder. Ebenso traurige Eisdecken blendeten die vielen Teiche des Landes, die sonst, in den Sommermonaten, mit ihrem Schimmer einiges Leben und Abwechselung in die trostlose Gegend bringen. Selbst die vergoldete, slavisch-byzantinische Mittelkuppel des Heiligenberges, unter der die wunderthätige schwarze Madonna wohnt, hatte ihren Glanz verloren; die Stadt Przibram lag fröstelnd zu Füßen des Berges. Wo die Schneedecke einen Riß hatte,

blickte steiniger Boden hervor, wie ein abgemagerter Leib aus zerfetztem Bettlerrock.

Aus dem Dorfe Dubna bewegte sich ein seltsamer Zug besagter Stadt Przibram entgegen, die heute eine berühmte Silberbergstadt mit Bergacademie ist, damals aber von dem Metallreichthum der Berge vor ihren Thoren keine Ahnung hatte, ein elendes Leben fristete und sich beinahe nur vom Abfall dessen nährte, was die hunderttausend Pilger jährlich als fromme Gaben der Jungfrau und dem Propst vom Heiligenberge darbrachten.

Der Zug bestand aus einer Anzahl Bauern, an deren Spitze der Dubnaer Schulze in sonntäglicher Tracht — einem weißen, mit unzähligen Messingknöpfen besetzten, langen, über die Füße herabfallenden Schafpelze, mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe und einem breitkrämpigen schwarzen Filzhut über der Pelzmütze — langsam einherschritt. In der Hand trug er ein hohes spanisches Rohr, während seine Begleiter mit gewöhnlichen rohen Prügeln oder stangenähnlichen Stöcken bewaffnet waren, welche die Einen wie Stäbe, die Anderen wie Waffen, Spieße oder Gewehre auf den Schultern trugen. In ihrer Mitte ging oder schleppte sich ein altes Weib, dessen Nacken sich unter der Last der Jahre zu beugen schien und dessen Hände hinten über dem Rücken mit

Stricken zusammengebunden waren. Die Kleider der Gefangenen, obwohl für die rauhe Jahreszeit offenbar zu leicht, waren doch in einem guten Zustande; ein grauer, mit bunten Flicken besetzter Manchesterrock und eine Art langen, unten ausgezackten schwarzen Mieders, das eine rothe Schnur lose zusammenhielt, kleideten die Alte etwas phantastisch und standen in einem schreienden Gegensatz zu den struppigen grauen Haaren, welche wirr und wild den alten Kopf bedeckten. Der Ausdruck ihres ganzen Gesichtes war unter unzähligen großen und kleinen Falten, wie unter einem Vorhang, verschwunden; nur wenn sie, was selten geschah, die Augenlider erhob, kam ein überaus lebendiger, ja brennender Strahl aus grünlich-schwarzen Augen, an denen die Macht eines hohen Alters spurlos vorbeigegangen war. Sie schwieg und sah unverwandten Blickes auf den Weg, den sie zu gehen hatte, während die Bauern, ihre Begleiter, fortwährend plauderten, sich mit lauter Stimme vom Verbrechen der Gefangenen unterhielten, sie mit Schimpfreden überhäuften, oder ihr mit den grausamsten Strafen drohten, die sie in der Stadt erwarteten.

Auf der Höhe angekommen, von der aus man die Stadt schon sehen konnte, machte der Schulze Halt und sagte zu seinen Begleitern: „Bei den

ersten Häusern werdet Ihr mich verlassen und nach Dubna zurückkehren; nur Drei von Euch bleiben bei mir, um die Zigeunerin aufs Amt zu bringen."

„Warum nicht Alle?" fragte einer der Bauern.

„Weil es eine wahre Schande ist, daß ein so großer Haufe ein einziges altes Weib bewachen soll."

„Ihr irrt Euch, Schulze," erwiderte derselbe Bauer, „es ist das nicht die geringste Schande, weil es sich um eine Zigeunerin handelt, um eine Hexe, gegen die man nie eine genug große Macht aufbieten kann. Wenn es sich um unser Einen handelte, wenn z. B. hier der Straß oder der Wlach meinen Hahn gestohlen hätte, dann wären unser Zwei genug, ihn durchzuprügeln oder vor's Amt zu schleppen, — aber bei einer Hexe! Wir sind unser elf, das ist in diesem Falle lange nicht genug, oder zu viel; wir sollten sieben sein, oder dreizehn, oder einundzwanzig, oder siebzig, denn das sind Zahlen, gegen die die Zauberin Nichts vermag."

„Ist's wahr?" fragte der Schulze.

„Wie ich Euch sage. Ich verstehe mich auf dergleichen. Darum weiß ich auch, warum sie mir meinen Hahn gestohlen. Warum hat sie nicht des Ribnik oder des Strom seinen Hahn gestohlen, und gerade meinen? Weil meiner schwarz war und gerade zu Johannis aus dem Ei gekrochen ist. Solcher

Hähne braucht dieses Volk zu seinem Teufelswerk. Glaubt Ihr, daß ich meines Hahnes auf menschenmögliche Weise noch habhaft werden könnte? Unmöglich! Ich habe lachen müssen, als Ihr sie darauf hin verhörtet und wissen wolltet, wo sie den Hahn versteckt? Den kann sie selbst nicht mehr herbeischaffen, wenn sie es tausendmal wollte. Der ist heute Morgen, gerade in dem Augenblicke, da er den ersten Hahnenschrei thun und Gott im Himmel loben wollte, dem Teufel geopfert worden. Ist's nicht so? Sprich, du verfluchte Hexe!" rief der Bauer, indem er ihr die Faust unter die Nase hielt.

Die Zigeunerin regte sich nicht und gab auch keine Antwort. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

„Wenn nur," fuhr derselbe Redner im Gehen fort, „wenn nur die junge Hexe, die mit ihr war, nicht entkommen wäre! Ich fürchte, die macht unsere ganze Unternehmung durch irgend einen Zauber zu nichte, und die Alte entwischt uns oder kommt ohne Strafe davon. Aber in dem Augenblicke, da ich die Alte ergriff, schlüpfte die Junge wie eine Eidechse davon, und verschwunden war sie im Walde, als hätte sie ein Baum verschlungen.

Die Gefangene hörte das Alles mit an, ohne den Mund zu verziehen, ohne einen Zug ihres Ge-

sichtes zu verändern. Sie wanderte fort, gebeugten Kopfes, immer den Weg vor ihren Füßen mit Aufmerksamkeit beobachtend. Plötzlich lachte sie laut auf. Die Bauern fuhren zusammen und sahen dann einander erschrocken an. „Warum hat sie gelacht?" „Was hat sie?" „Sie hat sich einen höllischen Plan ausgesonnen!" „Sie entgeht uns!" riefen sie Alle zugleich und drängten sich enger um sie, als ob sie fürchteten, daß sie jeden Augenblick auffliegen und ihnen entwischen könnte. Dann erhoben sie ihre Stöcke und drohten ihr, sie in Stücke zu schlagen, wenn sie nicht sage, warum sie gelacht habe. Aber die Alte lachte ihnen auf's Neue in's Gesicht, ohne sich um ihre Drohungen zu bekümmern. Die Bauern wurden sehr betroffen und führten sie schweigend weiter. Sie dachten über die möglichen Ursachen dieser plötzlichen Heiterkeit der Zigeunerin nach. Aber in der Nähe der Stadt angekommen, wo die Scheunen eine Art von unbewohnter Vorstadt bildeten, schlug sich der Bauer Straß vor die Stirne und rief: „Ich hab's! ich weiß, warum sie gelacht hat." Der Zug hielt wieder inne, um Straßens Ansicht mit größerer Ruhe kennen zu lernen. Dieser fuhr fort: „Seht Ihr da die alte elende Scheune, die sich kaum mehr auf den Füßen hält? Warum ist sie so elend? Weil sie die älteste von allen Scheunen

ist. Warum ist sie die älteste? Weil sie niemals abgebrannt ist, während alle Scheunen ringsumher schon zehnmal vom Feuer aufgefressen wurden. Warum ist diese Scheune bei den größten Bränden vom Feuer verschont geblieben? Darum! Einmal, vor vielen Jahren, kam eine Bande Zigeuner in die Stadt. Kein Mensch, wie recht ist, hat sie in seinem Hause oder auch nur in seiner Scheune beherbergen wollen, obwohl es regnete und stürmte. Da öffnete ihnen ein Bürger seine Scheune, diese alte Scheune. Sie kochten und brieten darin bei großen Feuern, während sie voll von Stroh und Getreide war. Da liefen die Bürger und der Besitzer der Scheune herbei und schrieen: Was thut ihr, verfluchte Zigeuner! ihr steckt uns ja die Stadt in Brand! — Die Zigeuner aber antworteten: Seid ruhig, kein Funke soll hier auf das Stroh fallen und wenn wir hier noch so viele Feuer anzünden, und noch hundertmal wird der rothe Hahn über diese Scheunen und diese Stadt fliegen, auf diese Scheune, die uns beherbergt, wird er sich nie niederlassen. — Und wahr ist's. Alle Scheunen und Scheuern ringsherum sind seitdem schon zehnmal abgebrannt, und diese alte Scheune steht noch. Nie hat sie auch nur ein Fünkchen versehrt. Aber wem gehört diese Scheune? Dem Bürgermeister gehört sie, und darum hat die Hexe

gelacht. Sie weiß, er wird einer Zigeunerin Nichts anthun, weil ihm die Zigeuner so viel Gutes gethan. Vielleicht ist es Diese selbst, die den Zauber über die Scheune ausgesprochen. Das wird sie ihm sagen, und er wird sie laufen lassen. Darum hat sie gelacht."

Die ganze Geschichte, so wie die daraus gezogenen Schlüsse däuchten den Bauern sehr einleuchtend. Sie wußten nicht, was zu beginnen, und standen wieder still, um auf's Neue zu berathen. Der Schulze kratzte sich hinter dem Ohr und meinte, daß selbst ohne die Geschichte von der Scheune wenig Hoffnung da sei, die Zigeunerin ordentlich bestraft zu sehen. „Wann hat man gehört," fragte er, „daß der Bürgermeister Haug einen Menschen ordentlich hätte durchprügeln lassen? Niemals! Er läßt Niemand prügeln, er läßt die Leute höchstens auf zwei, drei Tage in's Loch stecken. Was kümmert sich so ein Zigeunerweib darum, ob es zwei Tage eingesteckt wird oder nicht? Und was haben wir davon, wenn wir ihr nicht wenigstens Fünfundzwanzig zu Wege bringen?"

„Freilich, freilich," sagte der bestohlene Bauer, „mein Hahn war doch wenigstens fünfundzwanzig Stockprügel werth."

„Aber warum läßt er denn die Leute nicht prügeln?" fragte ein Anderer erstaunt.

„Das verstehst Du nicht," antwortete der Schulze mit einigem Stolze, doch will ich Dir's sagen: „Weil er noch aus der Zeit Kaiser Joseph's stammt; der hatte es nicht gerne, wenn man die Menschen prügelte, er sagte, das sei gegen — ich weiß nicht was — Gefühl oder Menschlichkeit. Und damals hat sich's der Bürgermeister Haug abgewöhnt."

Die Bauern murrten und fanden das dumm. Der Bestohlene schlug endlich vor, man solle die Zigeunerin selbst durchprügeln und sie dann laufen lassen; dem aber widersetzte sich der Schulze, als einer Anmaßung von Rechten, die nur den Beamten und Edelleuten gehörten.

Während sie so beriethen und sprachen, schwebte beständig ein ruhiges Lächeln auf den dünnen Lippen der Zigeunermutter und machte sie mit dem rechten Fuße gewisse Bewegungen, welche die Bauern mit scheelen Augen betrachteten, da sie sie für magische Proceduren hielten. Sie aber that nichts Anderes, als daß sie gewisse Spuren von Schuhnägeln, die zusammen ein Dreieck bildeten, im Schnee verwischte. Diese Dreiecke im Schnee waren es, die sie zum Lachen brachten. Es waren die Spuren ihrer Enkeltochter Verunka, die dem Bauern, der sie eingefangen, entwischt war, und nach diesen Spuren hatte sie auf dem ganzen Wege so aufmerksam gesucht. Sobald

sie sie entdeckt, war sie unbesorgt und lachte sie laut auf. Sie wußte, Verunka war ihr und den Bauern schon nach der Stadt vorausgeeilt, und sie zweifelte nicht mehr an ihrer Rettung. Verunka, die Prinzessin des Stammes, konnte ja, was sie wollte, und wo sie war, da hatten Zigeuner keine Gefahr zu befürchten.

Darum aber erschrak die Alte auch doppelt und verschwand das spöttische Lächeln von ihren Lippen, als Straß im Laufe der Berathung mit dem Antrag hervortrat, sie nicht nach Przibram und vor den Bürgermeister, sondern nach Duschnik und vor den Hetman der Kosaken zu führen. „Dort in Duschnik,“ sagte er, „im Branntweinhause beim Juden, hat der Hetman sein Hauptquartier; dort wird jeden Tag geprügelt, und so geprügelt, wie man es hier zu Lande noch nicht gesehen. Die Kosaken überlegen es sich nicht so lange wie der Bürgermeister; sie schlagen gleich los, man braucht sie nur darum zu bitten.“

Der Antrag fand großen Beifall. Sofort brach der Zug wieder auf und betrat, mit Umgehung der Stadt, den Weg, der nach dem Dorfe Duschnik führte. Die Niedergeschlagenheit ihrer Gefangenen war ihnen ein Beweis, daß sie das Rechte gefunden, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Darum aber erschraken

sie doppelt, als nach kaum halbstündiger Wanderung, da das Dorf Duschnik schon vor ihnen lag, die alte Zigeunermutter eben so laut auflachte und sich ihr Gesicht eben so schnell aufheiterte wie vorhin. Sie folgten ihrem Blicke, der an dem Kiefernwalde rechts vom Wege hing, konnten aber Nichts entdecken.

„Was siehst du dort, verfluchte Hexe?“ schrie sie Straß an, indem er ihr einen unsanften Stoß versetzte.

„Meinen Schutzgeist habe ich gesehen,“ lachte die Zigeunerin voll Hohn und Freude, „meinen Schutzgeist, der mir überall vorauseilt, um meine Wege zu bahnen und Unheil von meinem Haupte abzuwenden. Ihr müßt eilen, wenn Ihr ihm zuvorkommen wollt, denn er fliegt rasch wie eine wilde Taube.“

So sprechend erhob sie den Kopf und schritt vorwärts, als wäre sie die Führerin der Schaar.

Zweites Capitel.

Im Hof der Duschniker Branntweinbrennerei sah es wüst aus. Trotz Schnee und Kälte lagen gemeine Kosaken, sowie Officiere, ohne Unterschied des Ranges auf der Erde und auf Bänken in allen Winkeln des weitläufigen Raumes und tranken aus großen Flaschen das schlechte Getränk, das ihnen der Jude verkaufte, schlechten, elenden Kartoffelbranntwein. Die in der Stube schienen die Kälte eben so wenig zu fürchten, wie ihre Kameraden im Hofe, denn die meisten Fensterscheiben waren zerbrochen oder sprangen eben in Stücke, wenn sich die Zecher in ihrer Lustigkeit gegenseitig durch das Fenster leere Flaschen zuwarfen. Selbst auf der Eisdecke des nahen Teiches lagen einzelne Gruppen. Nicht Alle zechten; Manche lagen schon im tiefen Schlafe der Trunkenheit. Der Lärm war groß, doch wurden nur wenige Lieder gehört, wohl aber viele Flüche und hie und da herzzerreißendes Weinen, denn der Russe wird im Trunke

sehr weinerlich gestimmt. Der jüdische Schenkwirth lief geschäftig hin und her und bediente die Unmäßigkeit, die er so sehr verachtete. Er war der einzige Nüchterne in der ganzen Menge. Doch war dieses Haus die Kommandantur vieler Kosakenpulke, welche mehrere Dörfer der Umgegend erfüllten, denn hier wohnte der Hetman. Man konnte das auch an den vielen Ordonnanzen erkennen, die den ganzen Morgen hindurch in den Hof einritten; schwer aber hätte Jemand den Hetman selbst in dem Jünglinge erkannt, der mit aufgerissener, unordentlicher Uniform, waffenlos und beinahe so betrunken wie die Anderen, auf einer Bank vor der Thüre lag. Die Ordonnanzen, die sich ihm mit ihren Rapporten näherten, empfing er mit Flüchen oder mit Bewegungen, die verfehlten Fußstößen glichen. Sie erkannten rasch seinen Zustand und gesellten sich zu den Andern, um die Nüchternheit ihres Commandanten abzuwarten, mittlerweile ein Glas zur Erwärmung zu trinken, und sich bald in demselben Zustande zu befinden, wie Commandant und Untergebene.

Plötzlich aber erschien eine von Ordonnanzen und sonstigen Kosaken sehr verschiedene Gestalt am Thore des Hofes. Obwohl sie einen weitfaltigen Rock über den Kopf gezogen und ihn mit einer Hand vor dem Gesicht zusammenhielt, daß man nur zwei

dunkle Augen hervorleuchten sah, konnte man an der Art, wie sie sich an die Thürpfoste lehnte und wie die Falten über ihrer Brust auf- und niederwogten, erkennen, daß sie im höchsten Grade ermüdet war und daß sie nur ausruhte, um zu Athem zu kommen. Der Jude wußte sogleich, daß der Gast eine Zigeunerin war, denn nur die Zigeunerinnen tragen die Röcke so über den Kopf geschlagen, daß sie eine große Kapuze und rückwärts einen weiten Schnappsack bilden. Er winkte ihr von Weitem, um ihr zu verstehen zu geben, daß sie hier Nichts zu suchen und sich davon zu machen habe. Auf dies Zeichen aber schlug sie ihren Rock etwas zurück, und ein kleines braunes Gesicht mit wunderbar großen Augen und einem großen Munde, der überaus freundlich lächelte und eine unvergleichlich glänzende Reihe von Zähnen sehen ließ, kam zum Vorschein.

„Bist Du es, Verunka?“ rief der Jude, angenehm überrascht, indem er sich ihr näherte. „Bist lange ausgeblieben — warst wohl nicht im Lande? He? Was zu handeln?“

„Nein, Nichts zu handeln heute — ein andermal, lieber Schime!“ antwortete die junge Zigeunerin — „sage mir schnell, wo ich den Hetman finden kann?“

„Den Herrn Hetman willst Du finden? Bei Gott, das ist nicht schwer, den Herrn Hetman zu

finden. Dort auf der Bank vor meiner Thür liegt der Herr Hetman."

„Dieses Kind ist der Hetman?"

„Ja, dieses betrunkene Kind ist der Herr Hetman. Wer soll es denn sein? Irgend Etwas, ein Graf oder ein Fürst, darum Herr Hetman. Er soll übrigens ein starker Gibbor sein oder Held, wie sich die Kosaken erzählen, wenn sie nicht ganz betrunken sind. Sie haben einen schrecklichen Respect vor ihm."

Die Zecher riefen nach einem neuen Trunk, und der Jude eilte davon. Berunka blieb an ihrem Posten. Sie betrachtete den schlafenden Hetman mit prüfendem Auge und lächelte. In der That hätte der Anblick, abgesehen von der Trunkenheit, Jedem gefallen müssen. Es war eine überaus einnehmende Gestalt, die des jungen Hetman's. Obwohl etwas mädchenhaft von wegen der lichten Gesichts- und Haarfarbe, der kleinen Füße und der eben so kleinen Hände, von wegen der schlanken und beinahe zarten Glieder, gaben ihm die dunklen Augenbrauen und eben so dunklen und langen Wimpern, die sich auf den lichten Wangen um so dunkler abhoben, der etwas breite, sinnlich schwellende Mund einen Ausdruck der Entschiedenheit, der durch eine gewisse, über alle Züge ausgegossene Melancholie nicht gemindert wurde. Selbst aus dem ruhenden,

schlafenden, in der Trunkenheit erschlafften Gesichte konnte man die Möglichkeit tiefer Leidenschaft und Erregbarkeit herauslesen. Verunka betrachtete ihn mit zusammengezogenen Augenbrauen. Offenbar hatte ihre Betrachtung ernstere Zwecke als die Freude an einem schönen Gesichte, und gewiß war sie mit dem Ergebniß ihrer Prüfung sehr zufrieden, denn ihre ernst gefaltete Stirne glättete sich bald und sie lächelte, als ob sie sich dabei sagte: Ich bin unbesorgt! Es wird gehen! — Als hätte ihn der gesammelte, feste Blick der Zigeunerin magnetisch geweckt, streckte und dehnte sich der Hetman, wandte sich ihr zu und schlug die Augen auf. In diesem kurzen Momente eilte Verunka auf ihn zu, geschickt den Schläfern und Zechern auf ihrem Wege ausweichend, wie schwebend, als ob sie den Eiertanz tanzte. Aber bevor sie bei ihm angekommen, hatte er die Augen wieder geschlossen. Sie dachte einen Moment lang nach, dann setzte sie sich zu ihm auf die Bank, hob sanft seinen Kopf auf und legte sich ihn, näher rückend, auf ihren Schooß. Dann streckte sie die Hand nach dem Schnee aus, der auf dem Holzstoß neben ihr lag, kühlte sie und legte sie dann leise auf die Stirn des jungen Mannes, der im Schlafe vor Wohlbehagen aufathmete. Sie wiederholte das mehrere Male, indem sie die Hand immer

länger auf dem Schnee liegen ließ, bis er endlich die großen blauen Augen öffnete. Sie begegneten den dunkelgrünen, von langen kohlschwarzen Wimpern überschatteten Augen und dem lächelnden Munde Verunka's, die sich tief zu ihm hinabbeugte. Nach einem lauten Athemzuge blieb er wie gebannt und bewegungslos liegen, immer in das wunderbare Gesicht starrend, das ihm wie ein Traumgesicht erschien. Ein enschiedenes Lächeln dieses Gesichtes weckte ihn endlich so weit, daß er schüchtern, als ob er seinen Augen noch nicht traue, fragte: „Wer bist Du?“

Anstatt aller Antwort legte Verunka noch einmal ihre kühlende Hand auf seine Stirne. Er faßte und drückte sie fester auf. „Das thut wohl!“ seufzte er und fügte dann hinzu: „Ich habe Dich eben im Traume gesehen, wie Du auf dem Schlachtfelde von Schwyz zwischen den Leichen hintanztest. Warst Du bei Schwyz mit Suwarow? Bist Du der Engel des Todes?“

„Nein,“ antwortete ihm Verunka in seiner Sprache, „nein, mein gnädiger Herr, ich bin eine arme Zigeunerin.“

„Nein,“ sagte der Hetman wieder, „Du bist ein Engel, aber ich weiß nicht, ob Du ein guter oder böser Engel bist.“

„Mein gnädiger Herr, ich bin eine Zigeunerin."

„Schweig!" rief der Hetman zornig, „und widersprich nicht!"

Er erhob sich halb und betrachtete sitzend die Zigeunerin, die bei seinem Zornesausbruch die Augen niedergeschlagen hatte, von Kopf zu Fuß. Die Zorneswolke verschwand wieder von seiner Stirne und er sagte mit Lächeln: „Fürchte Dich nicht! Du bist so schön, wie ich die Tage meines Lebens Nichts gesehen habe! So schön wie heute bin ich noch nicht erwacht! Und meine Sprache sprichst Du auch! Bist Du eine Botin meiner Heimat? Wo hast Du meine Sprache gelernt?"

„Am Don, gnädiger Herr, wo ich geboren bin. Ich bin die Prinzessin vom Don."

„Die Prinzessin vom Don!" lachte der Hetman, fügte aber gleich wieder sanfter hinzu: „Du kennst den Don und die Steppen, meine Heimat kennst Du? Ach, ich werde sie nie wiedersehen!"

„Nein, Du wirst sie nie wiedersehen!" bestätigte Verunka in feierlichem Tone.

Der Hetman sprang erschrocken auf und blickte ihr entsetzt in die Augen. „Ist es wahr?" rief er „prophezeihst Du? Ist es wahr, was ich ahne, seit ich die Steppen verlassen habe?"

„Es ist wahr!" sagte Verunka traurig.

Der Hetman verbarg seine Augen in beide Hände und weinte.

„Ich werde auf dem Schlachtfelde fallen?“ fragte er dann.

„Nein, Du wirst leben; aber die Liebe wird Dich der Heimat vergessen lassen.“

„Niemals!“ rief der Hetman, ich weiß Nichts von Liebe.“

Er sprang von der Bank auf und ging einige Male im Hofe auf und nieder. Nach wenigen Secunden hielt er wieder vor der Zigeunerin und fragte: „Kannst Du wirklich prohezeihen?“

„So weit ich es von meiner Großmutter gelernt habe.“

„So sage mir mehr,“ flehte der Hetman.

„Ich kann nicht,“ versicherte die Zigeunerin; „warte, bis meine Großmutter kommt, die sieht so klar in die Zukunft wie in den gestrigen Tag.“

„Wo ist sie, Deine Großmutter?“ fragte der Hetman ungeduldig.

„Gleich wird sie da vor Dir um das Haus biegen, von dummen Bauern umgeben, die sie als Gefangene herbeischleppen, damit Du ihren Büttel machest, Du, der Hetman der Kosaken, — daß Du meine arme alte Großmutter prügeln lassest, Du, der Edelmann. — Wie heißt Du, Hetman?“

„Alexei Petrowitsch," antwortete der Hetman.

„Alexei Petrowitsch, mein Väterchen," fuhr die Zigeunerin mit zartschmeichelnder und unterthäniger Stimme fort, „wirst Du meine Großmutter prügeln lassen, weil sie den dummen Bauern ein Huhn gestohlen? Meine Großmutter ist am Don geboren, wo Du zu Hause bist, Alexei Petrowitsch."

„Ich werde sie nicht prügeln lassen, Du Hexe, weil Du es willst und weil Du mich bezauberst mit Deinen Augen und mit Deiner Stimme — aber, willst Du mich dafür belohnen, so gebe ich Dir noch was dazu und lasse die Bauern, die sie herbeischleppen, durchprügeln, so lange es Dir Freude macht. Bleibe bei mir, Hexe; wie ist Dein Name?"

„Verunka nennen sie mich, aber mein eigentlicher Name ist Prinzessin vom Don."

„Bleibe bei mir, Verunka," flehte der Hetman, indem er seinen Arm um ihren Nacken schlang, „ich langweile mich schrecklich mit meinen Kosaken — und Du bist so schön — ich will Dich lieben — ich will Dich niemals prügeln — die schönsten Kleider will ich den Weibern dieser ganzen Gegend wegnehmen lassen und Dir schenken — meine Kosaken sollen Dich behandeln wie eine Prinzessin — sei gut —"

„Hier kommen die Bauern,“ fiel ihm Verunka in's Wort, „zeige mir Deinen guten Willen.“

Der Hetman sprang wirklich rasch vom Sitze auf, stieß einize Kosaken, die ihm zunächst lagen, mit dem Fuße an, daß sie aufsprangen und sich umsahen, als ob sie vom Feinde überfallen würden. Andern, die wachend bei ihren Gläsern saßen, rief er einige Commandoworte zu, und sogleich stürzte sich ein ganzer Haufe auf die Bauern, die eben in den Hof traten und entsetzt, sich so empfangen zu sehen, auseinanderstoben. Aber schon regnete es Hiebe auf ihre Köpfe und Schultern. Die alte Zigeunerin, um sich den dichtfallenden Schlägen zu entziehen, kauerte auf dem schneeigen Boden; Verunka war herbeigesprungen, um die Großmutter zu schützen und beugte sich über sie, während der Hetman in ähnlicher Stellung neben ihr stand, um sie ebenfalls zu schützen. Verunka drehte den Kopf nach ihm zurück und sah ihn mit dankbarem Blicke an, und während Geschrei und Verwirrung rings um die Gruppe herrschten, drückte der Hetman einen Kuß auf ihre Lippen und es war, als ob ihn diese magnetisch anzögen, denn er schlang beide Arme um ihren Hals und drückte sie immer fester an sich, bis er am ganzen Leibe zu zittern begann und plötzlich, als ob ihn die vorige Trunkenheit wieder ergriffen

hätte, bewegungslos zu ihren und der alten Zigeunerin Füßen niedersank. Diese murmelte ihrer Enkelin, welche sich zu dem Hetman niedergebeugt hatte, in's Ohr: „Das ist ein Kind — mit dem kannst Du machen, was Du willst."

Die fliehenden Bauern hatten indessen die Kosaken nach sich gezogen, und die Gruppe blieb allein auf dem Hofe. Verunka bemerkte das, blickte um sich, beugte sich dann zu dem halbbetäubten Jünglinge nieder und flüsterte ihm in's Ohr: „Auf Wiedersehen, Alexei Petrowitsch!" Einen Augenblick darauf lief sie fliegenden Schrittes den Hügel hinan; ihr folgte die Großmutter beinahe eben so rasch, und nach einer halben Minute waren Beide hinter den Häusern des Dorfes verschwunden.

Der Hetman erwachte erst, als die Kosaken mit Lärmen auf den Hof zurückkehrten. Ein seliges Lächeln schwebte auf seinen Lippen, wie im Traume streckte er beide Arme aus; da er aber nur kalte Luft umarmte, sprang er zornig auf und sah fragend nach allen Seiten. „Verunka!" rief er laut in's Haus und dem Dorfe entgegen. Plötzlich wurde er milder und suchte sich zu erinnern. „Auf Wiedersehen, Alexei Petrowitsch!" klang es noch in seinen Ohren und lächelnd ging er wieder zu seinem vorigen Sitze zurück, streckte sich aus und schloß die

Augen, um zu träumen. Der glückliche Ausdruck verschwand bald von seinem Gesichte und wich einem überaus melancholischen. „Soll ich den Don und meine Heimat nie wiedersehen?" seufzte er vor sich hin und versank in trauriges Hinbrüten. Nach einiger Zeit aber erhob er sich wieder, machte eine Handbewegung vor der Stirne, als ob er verächtliche, seiner unwürdige Gedanken verjagen wollte und sagte laut: „Bin ich nicht Alexei Petrowitsch, der civilisirte Mensch? Habe ich nicht Voltaire und Rousseau gelesen? Welcher gebildete Mensch glaubt heute noch an Prophezeihungen und an Zigeuner? Aber," fügte er nach einiger Zeit bedenklich hinzu, „es ist heute Freitag, meine Liebe für Verunka beginnt an einem Freitag — das kann nur schlimm enden. Ich will dem Teufel einen Streich spielen und sie vergessen."

Er befahl einem Kosaken, sein Pferd zu satteln, einem andern, seine Paradeuniform zu bereiten und ging entschlossenen Schrittes in's Haus.

Drittes Capitel.

In dem eine Stunde von Duschnik gelegenen Schlosse Hlubosch war große Gesellschaft; Graf Schönborn hielt es für seine Pflicht, Fest auf Fest folgen zu lassen, um die Bundesgenossen seines Kaisers, welche seit Wochen in der Gegend lagerten, so oft wie möglich bei sich zu bewirthen. Sein Schloß, aus den Zeiten Ludwig's XIV. stammend, war zu großen Festlichkeiten ganz geeignet. Die Empfangssäle schlossen sich unmittelbar an große Treibhäuser an, die im Winter von den herrlichsten Pflanzen aller Zonen erfüllt waren, und an diese wieder fügte sich ein gewaltiger geschlossener Raum, dessen Wände aus Felsblöcken bestanden, daß man sich da in einer wilden Felsenschlucht zu befinden glaubte. Die Felsen bildeten vielfache versteckte Winkel und Grotten, die, mit Schlingpflanzen überdeckt, hie und da von einem murmelnden Wasserfaden, wie von einer Quelle mit angenehmem Geräusch, erfüllt waren.

Die Treibhäuser und der Felsensaal waren der Lieblingsaufenthalt der Gesellschaft. Sie waren so weitläufig, daß sich daselbst Hunderte von Gästen zerstreuen und in einzelne Gruppen vertheilen konnten, ohne von den Andern gestört oder belauscht zu werden. Dies war bei dem Zustande, in welchem sich die gewohnte Gesellschaft des Grafen Schönborn seit einigen Wochen befand, sehr wünschenswerth, denn die fremden Officiere standen zu den Damen dieser, an Schlössern und Edelsitzen so reichen Gegend bereits in solchen Beziehungen, denen stille Winkel, in die man sich zurückziehen und Liebesworte austauschen konnte, sehr willkommen waren. Es störte nicht, was man in der ganzen Umgegend von den Wildheiten und Ausschweifungen der Bundesgenossen erzählte; es war ein großer Unterschied zwischen Gemeinen und Officieren, oder es war wenigstens ein großer Unterschied zwischen den Officieren in ihrem Benehmen gegen die armen Einwohner des Landes und zwischen den Officieren und ihrem Benehmen, wenn sie als Gäste in den Schlössern erschienen. Die Meisten von ihnen sprachen etwas Deutsch und vortrefflich Französisch; sie waren überaus fein in ihren Manieren und höchst zuvorkommend gegen die Damen — und endlich waren sie Alle adelig, und Viele von ihnen trugen stolze Fürstentitel. Der Be-

liebteste unter ihnen war unstreitig Alexei Petrowitsch, Fürst von Rasumoff, den selbst seine Vorgesetzten, Oberste und Generäle, mit großer Rücksicht behandelten. Er war anerkannt der schönste Officier des ganzen Armeecorps; Keiner nahm sich zu Pferde so elegant aus wie er. Schon so frühe Hetman, prophezeihte man ihm eine rasche und glänzende Carrière um so lieber, als er seinen im Verhältniß zu seinem Alter hohen Rang, wie es wenigstens den Anschein hatte, nicht blos seinem Fürstentitel, sondern auch verschiedenen Beweisen der Tapferkeit verdankte, die er in den Schlachten Suwarow's auf dem Gotthard und bei Schwyz ablegte. Außerdem war er, was man unter den Adeligen Böhmens „höchst gebildet" und unter seinen Landleuten „civilisirt" nannte. Er war von einer deutschen Amme und einem französischen Hofmeister erzogen, und man bewunderte an ihm eine große Belesenheit und eine Conversation, von der man sagte, daß sie eines Pariser Salons würdig wäre. Im Schlosse des Grafen Schönborn war er besonders beliebt, denn der Graf Schönborn hatte eine arme Nichte, Gräfin Emilie Ginetz, die aus ihrer Liebe zu Alexei nach der damals herrschenden Sitte kein Hehl machte, und der Graf wäre sehr froh gewesen, wenn der Hetman, der für ziemlich leichtsinnig galt, die Nichte ohne

Mitgift auf die Croupe seines Pferdes genommen hätte und mit ihr in den Steppen am Don verschwunden wäre. Man behauptete darum auch, daß die Feste, die er den russischen Officieren gab, vielmehr eine Schlinge für Alexei als ein Beweis für den Patriotismus des Grafen und seine Liebe zu den Bundesgenossen sei.

Gräfin Emilie sah übrigens gar nicht danach aus, als ob man viele Schlingen zu legen brauchte, um einen Mann für sie einzufangen. Ihre schönen, aus dicken Wimpern sehnsüchtig und lächelnd zugleich hervorblickenden Augen warfen der Netze genug, denen schwer zu entgehen war. Diese Augen wurden außerdem durch ein Gespräch unterstützt, durch eine Redekunst, die ein holdes Gemisch von Verstand und romantischer Schwärmerei war, und selbst wenn sie schweigend auf einer der steinernen Bänke in einer der Grotten des Felsensaales hingegossen lag, machte sie den Eindruck einer unwiderstehlich lockenden Nymphe. Wenn sie dem Hetman von seinen Steppen am Don sprach, glaubte er selbst, daß diese schöner seien, als die herrlichsten Gegenden der Schweiz, die er in Suwarow's Heere kennen gelernt, und wenn sie ihn selber reden ließ und immer nur aus ihm hervorlockte, wovon sie wußte, daß er es gelernt oder gelesen hatte, hielt er sich für einen der gebildetesten

Menschen des Jahrhunderts. Er war ihr für dergleichen überaus dankbar, in ihrer Gesellschaft fühlte er sich am wohlsten, und es war beinahe keinem Zweifel mehr unterworfen, daß Graf Schönborn mit ihm seine Zwecke erreicht haben werde.

Die Sache schien abgemacht, und Niemand nahm es der Gräfin Emilie übel, daß sie, die Einsamkeit suchend, in einem Winkel des Felsensaales lag und die ganze Gesellschaft vernachlässigte, so lange Alexei Petrowitsch fehlte. Der Verdruß, der sich über sein langes Ausbleiben auf ihrem schönen Gesichte deutlich genug ausdrückte, war nur ein Zeichen ihrer Liebe, und die jüngsten Officiere waren nicht beleidigt, sich mit kurzen Worten abgespeist und Gräfin Emilie erst lächeln zu sehen, als der Bediente den Fürsten Rasumoff ankündigte.

Alexei trug seine glänzende Paradeuniform, auf der Brust die großen Sterne des Annen- und Wladimir-Ordens, aber auf dem Gesichte nicht die lächelnde Heiterkeit, die man in Gesellschaft an ihm gewohnt war. Auch dankte er kurz den Gästen, die ihn rechts und links empfingen, und ging wie ein Träumer durch die Säle und Gewächshäuser. Man fand das natürlich, denn er suchte augenscheinlich das stille Plätzchen auf, wo er mit Emilien zu plaudern pflegte und wo sie in der That auch schon

wartete. Aber Alexei ging auch hier vorüber und geraden Weges immer weiter, bis wo die Felswand seinen Weg abschnitt. Gedankenlos kehrte er um und wanderte den ganzen langen Weg wieder zurück, ohne Emilien nur bemerkt zu haben. Die Damen fragten sich, was das bedeuten möge, seine Cameraden meinten, er werde heute zu viel getrunken haben. Gräfin Emilie erhob sich ärgerlich und knüpfte mit dem ersten, besten Gaste ein Gespräch an und erhitzte sich bald so sehr, daß man sie höchst erzürnt glaubte. Alle Welt blickte sie mit Staunen an, nur Alexei nicht, der sich nach langem Hin- und Herwandern endlich hingesetzt, das Kinn in die Hand gestützt hatte und mit weit offenen Augen, ohne zu sehen, vor sich hinstarrte. Emilie, wie sehr sie bei ihrem Gegenstande zu sein schien, beobachtete ihn doch fortwährend, und so bemerkte sie auch, daß er die Lippen bewegte und von Zeit zu Zeit bald leise, bald lauter Etwas vor sich hinmurmelte. Sie näherte sich unmerklich, und da er wieder zu sprechen anfing, schwieg sie plötzlich, und sie und die nächste Umgebung hörten deutlich, wie er kopfschüttelnd und mit einer gewissen Zärtlichkeit in der Stimme vor sich hinlispelte: „Auf Wiedersehen, Alexei Petrowitsch!"

Emilie und die Gesellschaft lachten so laut auf, daß Alexei aus seinem Hinbrüten erwachte und sich

erstaunt umsah. Emilie ließ sich diese Gelegenheit nicht entgehen, ihn anzureden, da es auch den Anschein haben konnte, als ob sie ihm nur einen Gefallen erweisen und ihn aus seiner Verlegenheit reißen wolle. — „Fürst Rasumoff," rief sie, „Sie haben geträumt und aus dem Traume gesprochen."

„Ja," antwortete er, stand auf und verneigte sich vor der Gesellschaft, wie zur Entschuldigung für sein bisheriges Benehmen, schüttelte den Kopf, als wollte er in der That einen Traum abschütteln, und fügte lächelnd hinzu: „Ich habe einen Traum gehabt, ich weiß nicht, ob gut oder bös, aber es scheint mir, als wär' es ein prophetischer Traum gewesen."

„Sie sind also doch abergläubischer, als Sie zugeben wollen," lachte Emilie. „Das vorige Mal, als ich Ihnen einen Traum erzählte und ihn von Ihnen gedeutet haben wollte, haben Sie mich ausgelacht und mir sehr gelehrt bewiesen, wie die meisten Träume vom Nachtessen abhängen, oder vom Buche, das wir im Bette lesen."

„Allerdings," erwiederte Alexei, „allerdings ist es so, aber man träumt manchmal so lebhaft, daß der Traum die Bedeutung eines Erlebnisses erhält, und wieder erlebt man manchmal so sonderbare Dinge, daß man sie einen Augenblick später für Traumerscheinungen halten möchte."

Das Gespräch, einmal begonnen, floß so lebhaft fort, wurde von Alexei in so gebildeter und feiner Weise fortgeführt, und dabei benahm er sich so rücksichts- und formvoll gegen Alle, die sich in das Gespräch mischten, daß es schwer gewesen wäre, in ihm denselben jungen Menschen zu erkennen, der heute Morgen, vom Branntwein berauscht, inmitten berauschter Kosaken von der Zigeunerin gefunden und geweckt worden. Wer ihn in beiden Lagen gesehen hätte, würde sich gesagt haben müssen, daß in dieser zarten und schönen Gestalt zwei von einander verschiedene Menschen, zwei einander ganz unähnliche Seelen wohnten; ja, er sollte diese Voraussetzung noch in derselben Stunde bestätigen, denn mit einem Male brach er das Gespräch ab, wandte der Gräfin Emilie und den Gästen, die sich um sie gruppirt hatten, den Rücken, und starrte plötzlich stumm und regungslos in das anstoßende Glashaus, aus dem ihm der Schall eines Tambourins entgegentönte. „Da ist sie!“ rief er jubelnd aus und eilte hinein, wo sich bereits ein großer Theil der Gesellschaft versammelt hatte, um die Zigeunerin Verunka tanzen zu sehen.

Graf Schönborn, immer darauf bedacht, seine Gäste auf's Angenehmste zu unterhalten, hatte die Zigeunerin, von deren Schönheit und Anmuth im

Tanze in der Gegend viel gesprochen wurde, für diesen Abend engagirt. Sie erschien in einem phantastischen Anzuge von rothem und schwarzem Sammet, der mit Goldflittern bedeckt war. Zarte Brust und Schultern, beide tief gebräunt, aber von einem feinen Goldglanze bedeckt, blickten aus dem Mieder hervor, während ein kurzes Röckchen andere anmuthsvolle Formen, eine überaus feine Fessel über zartem Füßchen, sehen ließ. Sie stand in der Nähe von Palmen und Myrthen, schlug ihr Tambourin über dem Kopfe und bewegte nur ihren Oberkörper sanft hin und her. Die ganze Gesellschaft blickte sie mit außerordentlicher Theilnahme an und schien es nicht erwarten zu können, daß die Zigeunerin den eigentlichen Tanz beginne. Die Männer lächelten unwillkürlich, und offenbar erweckte es in ihnen ein angenehmes Gefühl, wenn Verunka, von Einem zum Andern blickend, ihr Auge auf ihnen ruhen ließ. Aber es fiel ihnen auch auf, daß von dem Momente an, da sie Alexei ansah, ihre Blicke die Wanderung einstellten und auf seinem Gesichte haften blieben. Ein Lächeln, wenn auch bei Manchem sich der Neid dahinter versteckte, verbreitete sich über alle Gesichter, und man bewunderte das geübte Auge der Zigeunerin, das so rasch den schönsten Mann der Gesellschaft herausgefunden hatte. Emilie allein ahnte,

daß sich Alexei und die Tänzerin hier nicht zum ersten Male sahen, denn, neben ihm stehend und ihn aufmerksam betrachtend, hörte sie, wie er, als ihn das Auge Verunka's traf, abermals wie vorhin: „Auf Wiedersehen, Alexei Petrowitsch!" lispelte. Rasch flog ihr Blick zur Zigeunerin hinüber, und es war ihr, als ob der Name Alexei Petrowitsch auch auf ihren Lippen schwebte. Es dauerte keine Minute und der Hetman nahm die Aufmerksamkeit der Gesellschaft weit mehr in Anspruch als die Tänzerin, trotz ihrer Anmuth. Diese bewegte sich jetzt, das Tambourin schlagend, in beinahe wilden Kreisen durch den offen gelassenen Raum; jeder ihrer Bewegungen folgte der junge Mann mit Blicken, die versteinert schienen, während seine Brust sich tiefathmend auf- und niederhob und seine Nüstern wie bei einem Pferde edler Race sich weit öffneten. Ein Lächeln überflog sein Gesicht, als sich ihr Tanz plötzlich in einen Kosakentanz verwandelte. Die andern anwesenden russischen Officiere klatschten in die Hände und freuten sich dieser Erinnerung an ihre Heimat. Manche zogen Ducaten aus der Tasche und warfen sie auf den Boden vor Verunka hin. Alexei aber stand regungslos, nur daß sich sein Oberköper unmerklich nach und nach vorwärts beugte, bis er weit vorgebückt und aus der Reihe der Zuschauer her-

vorragend dastand. Hie und da hörte man ein bald lautes, bald unterdrücktes Lachen, welches dieser in der That komischen Geberde galt. Alexei aber hörte nichts. Er lachte wohl auch einmal auf, als Verunka mit großer Geschicklichkeit, und mit noch größerer Verachtung in ihrem Mienenspiele, mit den Spitzen ihrer Füße die hingeworfenen Goldstücke von sich schleuderte, daß sie zwischen den Füßen der Zuschauer und den aufgestellten Gartentöpfen verschwanden. Es sah aus, als müßte er das Gleichgewicht verlieren und vorn hinfallen, wenn man ihn nur leise berührte; vielleicht dachte und beabsichtigte das auch die Gräfin Emilie, als sie mit verhaltenem Aerger und grimmig lächelnd zu ihm sagte: „Wenn Sie mit der Zigeunerin tanzen wollen, so thun Sie es doch — geniren Sie sich nicht," und als sie bei diesen Worten ihn am Arme faßte und leise vorwärts stieß. Alexei fiel nicht, aber er folgte der Aufforderung der jungen Dame, sprang mit einem Satze vorwärts und tanzte plötzlich, zur größten Ueberraschung der Gesellschaft, seinen heimatlichen Tanz mit der Zigeunerin.

Die russischen Officiere lachten, manche applaudirten; die einheimischen Gäste murmelten. Gräfin Emilie wandte sich entrüstet um und verließ den Saal; das Alles kümmerte den Hetman nicht, für ihn war nur die Zigeunerin da; auf seinem Gesichte

malte sich die höchste Leidenschaft; er verschlang sie mit seinen Augen, und es war offenbar, daß außer ihr nichts, weder die Gesellschaft noch die Welt, für ihn vorhanden war. Die Gäste hatten diesen Ausdruck kaum bemerkt und unter einander zu zischeln angefangen, als ihnen schon eine neue Ueberraschung bereitet war. In dem Augenblicke, da Alexei sich, den Touren des Kosakentanzes folgend, der Zigeunerin näherte, faßte er sie um den Leib, und einen Augenblick später war er mit ihr aus der Gesellschaft verschwunden. Mit erstaunlicher Kraft und Elasticität hatte er sie an seine Brust gehoben und mit einer Schnelligkeit, die keine Besinnung aufkommen ließ, die Reihen der Zuschauer durchbrochen. Bald waren seine Schritte und das Geklirre seiner Sporen im entferntesten Vorsaale verklungen, und als sich einige seiner Cameraden faßten und ihm lachend nacheilten, schwang er sich schon im Hofe mit der Zigeunerin auf ein Pferd und fort galoppirte er mit ihr durch die Nacht, wie Emilie wünschte, daß er sie entführen solle.

Emilie kam in dieser Nacht nicht wieder zum Vorschein. Graf Schönborn, der seine Pläne vereitelt sah, war entrüstet und konnte seinen Aerger nicht verhehlen, als er sah, wie die Cameraden Alexei's

die Sache so leicht nahmen und als einen herrlichen Kosakenstreich rühmten und belachten.

Nur einer der russischen Officiere, und zwar ein Oberst und Vorgesetzter Alexei's, schien die Sache ernster zu nehmen, und alle seine Cameraden wußten, was den Obersten Nicolajeff bewog, ein so ernstes Gesicht zu machen. Er war, seit die russischen Officiere in das Schloß Hlubosch kamen, bei Emilien der Nebenbuhler Alexei's. Seit einiger Zeit hatte er es aufgegeben, mit ihm zu rivalisiren, denn wenn er sich auch nicht sagte, was Jedermann dachte, daß seine lange Don Quixote-Gestalt mit dem magern, braunen Gesichte, dessen Haut sich von oben nach unten in lange, unzählige Falten legte, nicht gemacht sei, den schönsten Officier des ganzen Armeecorps auszustechen, so sah er doch ein, daß er hinter dem jüngern Alexei, hinter seinem Fürstentitel, hinter seinen Orden und hinter der prophezeihten großen Carrière zurückstehen müsse. Jetzt, da sein Nebenbuhler das Haus auf eine Weise verließ, die an keine Rückkehr zu denken erlaubte, und da er Emilien die Gesellschaft im höchsten Zorne verlassen sah, glaubte er die Zeit gekommen, um seine Bewerbung wieder aufzunehmen. Während die andern Officiere noch lachten und die übrige Gesellschaft sich über den erlebten Scandal unterhielt, trat er leise aus dem

Gewächshause in den Felsensaal, wandte sich sogleich der verborgensten Grotte zu und fand dort, was er suchte. Emilie saß da und weinte Thränen des Zornes.

„Gräfin,“ sagte Oberst Nicolajeff, indem er vor ihr stehen blieb und die linke Hand an den Degengriff legte, „Gräfin, Sie haben einen Affront erlebt. Es reicht für mich hin, Sie eine Minute lang geliebt zu haben, um jetzt die Pflicht der Züchtigung, der Rache an jenem Knaben zu übernehmen. Sie haben meine Liebe verschmäht, verschmähen Sie die Dienste meines Degens nicht.“

Oberst Nicolajeff war nichts weniger als ein Don Quixote, aber es war ihm Recht, daß ihn seine Gestalt dazu stempelte und daß ihn Jeder für den Typus eines irrenden Ritters hielt. Das gab ihm ein gewisses Ansehen und setzte Muth und Tapferkeit voraus. Seiner Rolle gemäß setzte er auch seine Worte und er liebte es, ritterliche Gefühle auszudrücken, hütete sich aber dabei vor Uebertreibung, welche die Wahrhaftigkeit seines Wesens in zweifelhaftem Lichte hätte erscheinen lassen. Gräfin Emilie war aus hoher Familie, er selbst der Sohn eines geadelten Armeelieferanten, was ihm in der russischen Armee eine unangenehme Stellung bereitete. Eine Frau von altem Adel, wie Emilie, war das höchste

Ziel seines Ehrgeizes; ihre Armuth schreckte ihn nicht ab, da er von Hause aus ein großes Vermögen besaß, und Graf Schönborn, ihr Onkel, konnte ihm den Uebertritt in die österreichische Armee, wo man seine Vergangenheit nicht kannte, wo aber der Name seiner Frau in hohen Ehren stand, erleichtern. Diese Berechnung führte ihn bald nach seiner Ankunft in dieser Gegend zu den Füßen Emilien's, und führte ihn jetzt wieder als ihren Ritter und Rächer zurück. Emilie, die ihre Pläne auf den Hetman und Fürsten gescheitert und sich außerdem bloßgestellt sah, sagte sich rasch, daß sie den ersten, besten Ersatz ergreifen müsse, und ungefähr eben so berechnend, wie ihr Ritter, ließ sie ihre Thränen noch reichlicher fließen, blickte ihn mit gerührter Dankbarkeit an, und die Hand nach der seinigen ausstreckend, lispelte sie: „Meine Liebe für eine blutige Rache!"

Nicolajeff verneigte sich mit ehrerbietigem Gesichte und that, als wollte er sich, ihr unterthäniger Diener, wieder entfernen, nachdem er ihre Meinung entgegengenommen, als wollte er sich dieser Liebe erst freuen, wenn er den Preis der Rache dafür geliefert; aber Emilie faßte seine Hand auf's Neue und zog ihn zu sich auf ihren Sitz herab.

Viertes Capitel.

Nicht Alexei lenkte die Zügel des Pferdes, auf das er sich mit Verunka geschwungen hatte. Er warf sie ihm auf den Nacken und ließ es dahinlaufen, gewiß, daß es, wie immer, in's Quartier zurückkehren werde. Bedurfte er doch der Freiheit beider Arme, um die Zigeunerin zu umschließen und an seine Brust zu drücken. Diese aber, während sie in seinen Armen lachte, ergriff die Zügel und leitete das Pferd nach ihrem Willen. Alexei, im Rausche seines Glückes, bemerkte nicht, daß sie, anstatt durch die Allee dem Dorfe Duschnik entgegenzureiten, sich immer tiefer in jene Gegenden des Waldes verloren, die man die neue Welt nennt, weil man erst vor nicht langer Zeit durch dicht verwachsenes Urgestrüpp dahin vorgedrungen war. Der rhythmische Hufschlag seines Pferdes, die Liebkosungen der Geliebten berauschten ihn so sehr, daß er es nicht fühlte, wie sie endlich in ein Dickicht drangen, wo die Zweige an

sein Gesicht schlugen und Gestrüpp seine Kleider in Fetzen riß. Erst als das Pferd plötzlich inne hielt, erwachte er aus seinem Traume und glaubte wirklich in einer neuen Welt angekommen zu sein. Er befand sich in einer Waldlichtung, die ringsumher von einer uralten Vegetation, wie von einer undurchdringlichen Mauer, umgeben war. Er sah sich um und konnte bei dem hellen Scheine des Mondes, des Schnees und der vielen Feuer, die auf dem Platze brannten, nicht die Stelle erkennen, an der er aus dem Dickicht hervorgebrochen. Baumzweige und Gestrüpp hatten sich wie eine Thür hinter ihm geschlossen. Nicht weniger überraschte ihn das Schauspiel, das sich ihm auf dem weiten schneebedeckten Bühel darbot. Wie kleine Hügel erhoben sich unmittelbar aus der Erde an fünfzehn bis zwanzig Dächer, welche über breite Gräben gedeckt waren. Vor dem Eingang einer jeden solchen Kellerwohnung, in die man von außen blicken konnte und die alle gegen Süden gekehrt waren, brannte ein großes Feuer, welches das Innere der Zigeunerwohnungen erhellte. Drinnen, bunt durcheinander gemischt, lagen Männer, Weiber, Kinder und allerlei Vieh. Nur eine der halb unterirdischen Hütten, die größer war als die andern, schien leer, und in diese führte die Zigeunerin ihren Gast. Als er eintrat, erhob sich in einem

Winkel die Alte, die er diesen Morgen aus den Händen der Bauern befreit hatte.

Das Abenteuerliche seines Rittes, und der romantische Anblick des Zigeunerlagers hatten Alexei's aufgeregte Lebensgeister noch mit einer Art poetischer Heiterkeit erfüllt; es war ihm, als wäre er in ein Mährchenland eingeritten, wo ihn nur Glück erwartete. Von Verunka über die Schwelle ihrer Hütte geführt, fühlte er sich, in der Vorahnung unendlicher Freuden, von Wonneschauern durchrieselt. Aber der Anblick der alten Zigeunermutter, und wie sie sich in ihrem Winkel aus den Decken und Hüllen herauswickelte, erfüllte ihn plötzlich wieder mit Trauer. Er dachte an die Prophezeihung Verunka's, daß er seine Heimat nicht wiedersehen solle und daran, daß die Alte noch besser in die Zukunft blicken und sein trauriges Loos noch bestimmter erkennen könne. Es flog ihm durch den Sinn, sie sogleich zu befragen; er legte die Hand auf beide Augen und dachte nach. Als er wieder aufblickte, entschlossen, keine Frage zu thun, um sich das gehoffte Glück nicht zu stören, war die Zigeunermutter aus der Hütte verschwunden.

Ungefähr um dieselbe Stunde ritt die lange Gestalt Oberst Nikolajeff's dem Dorfe Duschnik zu. Neben ihm trabte auf kleinem Pferdchen sein dicker Capitain Veragin, den man schon darum, weil er

immer in Gesellschaft des langen Obersten zu finden war, seinen Sancho Pansa nannte. Dieser schien mit dem nächtlichen Ritte nicht ganz zufrieden und sah mit verdrießlichem Gesichte über die schneebedeckte Landschaft hin. Anfangs wollte er seine Meinung über diesen unangenehmen nächtlichen Ritt nur durch lautes Gähnen kund thun, das er überaus oft wiederholte; da sich aber sein Oberst nicht darum kümmerte, drückte er seine Meinung in Worten aus. „Michael Iwanowitsch,“ fing er demüthig und etwas zurückhaltend an, „Michael Iwanowitsch, meinst Du nicht auch, daß es nach dem guten Trunke beim Grafen Schönborn besser wäre, daheim auszuschlafen, oder wenigstens in Ruhe die Wirkungen des Weines, daran Unsereins nicht gewöhnt ist, mit einem guten Trunk Wotka unschädlich zu machen?“

„Pavel Sergewitsch,“ erwiederte der Oberst verweisend und mit hohler Stimme, „die Ehre steht höher als alle Ruhe und als der beste Trunk. Michael Iwanowitsch, Dein Oberst, ist gewohnt, Alles der Ehre zu opfern, als der Sohn eines altadligen Hauses, dessen Ahnen schon unter dem heiligen Alexander Newski gekämpft haben.“

Veragin kratzte sich hinter den Ohren und war um eine Antwort verlegen. Er wußte, daß es sich nicht schicke, etwas gegen die Ehre zu sagen, doch

schien ihm sein Oberst dieses Gefühl etwas zu übertreiben; daran hielt er sich auch und erlaubte sich die unterthänigste Bemerkung: „Ich diene jetzt seit zweiundzwanzig Jahren, aber bei uns Kosaken ist in dieser ganzen Zeit kein Duell vorgekommen. Ich habe wohl gehört, daß sie in den Gouvernements, die an das Ausland stoßen, diese Dummheit der Franzosen und Deutschen nachahmen und einander niederstechen oder niederschießen, aber bei uns Kosaken hat von jeher die gute Sitte geherrscht, und herrscht noch heute, daß man seine Streitigkeiten mit der Faust abmacht und daß man an einem blauen Auge genug hat. Seine Majestät der Zaar bezahlt uns nicht, daß wir uns für sein Geld unter einander todtschlagen, er bezahlt uns, daß wir unter Suwarow die ungläubigen Franzosen zur Ehre Gottes und des heiligen Nikolaus ausrotten."

„Pavel Sergewitsch," entgegnete wieder der Oberst, „das sind Dinge, die Du nicht verstehst."

„Sehr möglich, ja wahrscheinlich," gab der Capitain zu, „ich bin kein Studirter, und spreche auch nicht Französisch, ich weiß es, ich bin leider Gottes nicht civilisirt und bin auch niemals in Petersburg gewesen, aber das verstehe ich, Michael Iwanowitsch, daß es Dir nicht so glatt abläuft, wenn Du den Fürsten Rasumoff zusammenschießest. Es mag

sein, daß Deine Ahnen unter dem heiligen Alexander Newski gekämpft haben, aber ich glaube, daß man das in Rußland vergessen hat, und so viel ich weiß, hat Alexei auch größere Protectionen als Du."

„Thut nichts," brummte der Oberst, „er muß mir doch vor die Klinge — ich habe meine Ursachen."

„Deine Ursachen in Ehren, Deine Tapferkeit in noch höhern Ehren," sagte der Capitain, indem er sich auf seinem Pferde verneigte — „aber —"

„Nun, aber?" herrschte ihm der Andere entgegen; „heraus mit dem Aber!"

„Alexei Petrowitsch, der läßt sich auch nicht so leicht abschlachten wie ein gutmüthiges Schaf."

Der Oberst schwang seine Hand in die Luft und rief laut in die Nacht hinaus, als ob er wünschte, daß die ganze Welt seine Worte höre: „Dergleichen hat Oberst Nicolajeff nie bedacht." Dann wandte er sich seinem Begleiter zu und sagte im gemessenen Tone des Vorgesetzten: „Und jetzt bist Du stumm und sprichst kein Wort mehr, bis ich es Dir erlaube." Der Capitain schlug ein Kreuz über Stirn und Brust als Zeichen seiner Unterwerfung, verneigte sich abermals, und schweigend ritten die Beiden durch die Nacht und bei Morgendämmerung in das Dorf ein.

Sie fanden das Nest leer, was dem Obersten eine große Enttäuschung war, da er der Gräfin gerne

so schnell wie möglich Beweise seiner Ritterlichkeit gegeben hätte; vor Allem aber, weil er die Möglichkeit einer Versöhnung fürchtete, der er durch eine entscheidende That zuvorzukommen wünschte. Zum Glücke war das Quartier Alexei's eine Branntweinschenke, in der man seine Heimkehr ohne Langeweile abwarten konnte. Der Oberst löste wieder die Zunge seines Begleiters, der aber vor der Branntweinflasche in freiwilliger Stummheit beharrte. Der Tag rückte vor, und Alexei kehrte nicht zurück. Dem Obersten schien es unwürdig, ihn so lange zu erwarten, auch hielt er es für klug, im Schlosse Hlubosch über dessen Ausbleiben zu berichten, und er befahl dem Capitain Veragin, auf seinem Posten zu verharren und nicht von der Stelle zu weichen, bis Alexei zurückgekommen. Dann solle er als sein Cartellträger auftreten und den Hetman im Namen des Obersten zu einem Zweikampfe herausfordern. Veragin war mit einem solchen Posten wohl zufrieden. Bereits mit dem ganzen Kopfe in allerlei Dünsten und Nebeln steckend, hörte er aus den Worten seines Vorgesetzten nur den angemehmen Befehl heraus, vor der Flasche sitzen zu bleiben. Wohlgefällig und lächelnd nickte er zu Allem Ja und versicherte lallend, daß sich der Oberst auf ihn verlassen könne

und daß er Alles zu seiner Zufriedenheit bestellen werde.

Veragin hielt insofern sein Wort, als er sich in der That von der Stelle, an die ihn sein Oberst gesetzt hatte, nicht entfernte. Dort schlief und wachte er abwechselnd, und wenn er von Dunkelheit umgeben war, glaubte er, es sei noch die Nacht, in welcher er hier angekommen, und wenn es hell um ihn war, hielt er das für den ersten Tag, den er in der Schenke verbrachte. Aber es waren in Wirklichkeit seit seiner Ankunft in Duschnik bereits zwei Tage und zwei Nächte verflossen, ohne daß Alexei zurückgekommen wäre, ohne daß er seinen Auftrag hätte bestellen können. Endlich am dritten Tage, da er nach langem Schlafe, unmittelbar am Fuße seines ehemaligen Sitzes liegend, die Augen aufschlug, glaubte er, in einem Winkel derselben Stube Alexei mit seinem Lieutenant Yegor sitzen zu sehen. Doch war er nicht gewiß, ob er wirklich den Hetman Alexei Petrowitsch vor sich habe; daran waren ebensowohl die Nebel schuld, die noch auf seiner Stirne lagen, wie das etwas veränderte Aussehen des Hetmans. Alexei's Kleider hingen in Fetzen von seinem Leibe, sein Haar, ganz verwildert, sträubte sich zum Theil in die Höhe und deckte anderntheils herabfallend sein überaus blasses Gesicht. Seine Augen glühten fie-



berisch und hatten trotzdem einen überaus melancholischen Ausdruck. Er saß gebückt da, hielt die Hand seines Lieutenants, der eben so jung war wie er selbst, und sprach zu diesem mit einer Stimme, die erzitterte, als ob er jeden Augenblick in Weinen ausbrechen wollte.

„Wie mir jetzt zu Muthe ist," sagte der Hetman, „weiß ich wirklich nicht, ob ich geträumt habe, oder ob ich wirklich das Alles erlebte. Ich glaube an Zauberei. Die ganze Geschichte ist wie ein Mährchen, und die Zigeunerin ist nur eine Fee, die mich liebt. Wo ist das Land, in dem ich diese Zeit zubrachte? Nirgends. Frag' alle Leute der Umgegend. Es wird Dir Niemand Etwas von der glückseligen Stelle im Walde sagen können. Ich weiß nicht, wie ich wieder hieher gekommen, und weiß auch nicht, wie ich wieder den Weg dahin finden werde."

Bei diesen Worten sprang der Hetman auf. Der Gedanke, den er eben ausgesprochen, erschreckte ihn. Er war bereit, sogleich abermals fortzureiten und zu versuchen, ob er den Weg in die Waldlichtung nicht wieder auffinden könne. Aber sein Lieutenant zog ihn auf den Sitz zurück und beruhigte ihn mit der Versicherung, daß jene verzauberte Stelle auf Erden und nicht fern vom Dorfe liege, und daß Verunka, wenn sie ihn wirklich so liebe wie er sagte,

im ärgsten Falle dafür sorgen werde, daß er den Weg zu ihr wieder auffinde. Der Hetman, der das Bedürfniß hatte, von seinem Glücke zu sprechen, setzte sich wieder hin und begann lächelnd: „Also drei Nächte und drei Tage sagst Du, daß ich ausgeblieben?“

„So ist es,“ bestätigte Yegor, „drei Nächte und beinahe drei Tage.“

„Nicht drei Minuten in meinem Leben sind mir so rasch vergangen,“ versicherte Alexei, und fügte fragend hinzu: „Ist das nicht ganz so, wie es in den Mährchen erzählt wird? Und gerade die Zahl Drei, das ist ja immer die Zahl, die in den Mährchen vorkommt.“

„Ja, ja,“ bestätigte der Capitain, der sich indessen erhoben und dem Gespräch mit halbem Bewußtsein zugehört hatte, „irgend ein Zauber muß diese Zeit hindurch gewirthschaftet haben; denn wenn Du, Alexei Petrowitsch, drei Tage ausgeblieben bist, so muß ich, Pavel Sergewisch, eben so lange hier getrunken haben, und doch glaube auch ich, so eben erst hier angekommen zu sein.“

Er rieb sich die Augen und suchte sich zu besinnen. „Ich glaube,“ sagte er endlich, „daß ich an Dich eine Botschaft zu bestellen habe. — Könntest Du mir nicht

sagen, um was es sich eigentlich handelt, Alexei Petrowitsch?"

„Wie willst Du, daß ich Dir sage, was Du mir zu bestellen hast?" fragte Alexei lächelnd zurück.

„Es ist eine dumme Geschichte," murmelte der Capitain und kratzte sich hinter den Ohren — „wenn ich den Auftrag nicht bestelle, habe ich vom Obersten allerlei Fußtritte zu erwarten. Er ist so kitzlich im Punkte der Ehre."

Dieses letzte Wort schien ihn plötzlich, wenn auch nur verschwommen, an seinen Auftrag zu erinnern. „Ganz richtig," rief er aus, „das ist es. Michael Iwanowitsch will wissen, wann Du Dich mit ihm schlagen willst, weil er Dich beleidigt hat.

„Michael Iwanowitsch?" fragte Alexei. „Das ist ein Irrthum; Michael Iwanowitsch hat mich nie gekränkt, und ich habe ihm keine Herausforderung geschickt."

„Nicht?" fragte der Capitain erstaunt.

„Niemals," bestätigte der Hetmann, „er hat meine Ehre nicht gekränkt, und so viel ich weiß, ich auch die seinige nicht. Wenn das geschah, so war es ohne mein Wissen. Unser Beider Ehre ist hoffentlich nicht so leicht gekränkt."

„Gott segne Dich, Alexei Petrowitsch," rief der Capitain voll Freude, „Du hast dieselben Ansichten

von der Ehre, wie ich; ich habe dem Obersten gesagt, das sind nur Dummheiten. Wer wird sich denn schlagen? Zwei Russen, das sind zwei Brüder, und der Zaar ist unser Aller Vater. Friede! ich predige immer Friede, und dem Obersten werde ich sagen, daß Du ganz meiner Meinung bist und daß Du das Alles für dummes Zeug hälst. Was kannst Du auch gegen ihn haben? Er ist ein Russe, Du bist ein Russe, ich bin ein Russe, Yegor Georgewitsch da ist ein Russe, wir sind Alle Russen und, so Gott will, wird Alles ausgerottet, was nicht Russe ist, und dann werden wir Alle in Frieden leben, wie Brüder sollen. Und dazu sage ich Amen — und das will ich auch dem Obersten sagen."

„Ganz gut," lächelte der Hetman, „aber mit Deinem Auftrag scheint es doch nicht die volle Richtigkeit zu haben. Du hättest ihn wohl anderswo bestellen sollen, besinne Dich."

Der Capitain, der seinem Gedächtnisse nicht traute, rieb sich die Stirne und während er sich besann, wurde es ihm immer zweifelhafter, ob er wirklich einen Auftrag an den Hetman hatte. Das Kopfzerbrechen strengte ihn augenscheinlich an, daß er endlich ungeduldig wurde und ausrief: „Es ist gut, es ist Alles gut, ich werde die Sache schon auf's friedlichste abmachen, daß der Oberst zufrieden sein

wird. Er wird sich auch nicht gerne so für Nichts und wieder Nichts schlagen wollen!"

So sprechend bestellte der Capitain noch ein Glas, leerte es, ließ seine Zeche auf Rechnung des Obersten setzen, grüßte den Hetman und dessen Lieutenant, und trabte davon.

Alexei freute sich, mit seinem Lieutenant wieder allein zu sein und wieder von dem erlebten mährchenhaften Glück der letzten Tage sprechen zu können; aber er that es nicht mehr mit der glücklichen Beredsamkeit wie vorhin, bevor ihn der Capitain gehört hatte. Nicht dessen Auftrag war es, der ihn zerstreut machte, sondern der ängstliche Gedanke, in der That den Weg in's Zigeunerlager nicht wieder finden zu können. „Am Ende," rief er aus, „sehe ich gar nicht ein, warum ich es nicht gleich versuchen soll; noch weniger sehe ich ein, warum ich Verunka und mein Glück so schnell verlassen habe. Wer weiß, wie lange es dauert! Mir sagt mein Herz, daß ich es rasch genießen soll, bevor es dahingeht. Yegor Georgewitsch, mein Freund, sieh zu, daß mein Pferd gut gefüttert wird, während ich die Kleider wechsle. Ich muß nachsehen, ob mein Paradies nicht von der Erde verschwunden ist."

Nicht ganz eine Stunde später ritt der junge

Hetman wieder dem Walde entgegen, und sein Lieutenant Yegor sah ihm nach, schüttelte den Kopf und sagte: „Der ist verliebt, und wird in seiner Liebe Dummheiten machen, wie es nur einem Fürsten erlaubt ist.“

Fünftes Capitel.

In der Freitags-Soirée beim Grafen Schönborn hieß es, daß der Hetman Alexei sich geweigert habe, die Herausforderung anzunehmen, welche ihm Nicolajeff durch den Capitain Veragin habe zukommen lassen. Oberst Nicolajeff affektirte, nicht viel über diesen traurigen Gegenstand sprechen zu wollen, und Veragin, der ebenfalls zugegen war und weder Deutsch noch Französisch verstand, antwortete auf alle in Bezug auf diesen Gegenstand an ihn gerichteten Fragen mit „Ja" und „Oui". Man erzählte ferner, daß Hetman Alexei, um der Gefahr zu entgehen, sich gleich, nachdem ihm die Herausforderung zugekommen, in die Wälder geflüchtet habe, aus denen er bis zur Stunde noch nicht zurückgekehet sei. Einige russische Officiere, die den Hetman besser kennen wollten, zogen diese Gerüchte in Zweifel und behaupteten, es müsse hinter Aelledem ein Mißverständniß stecken, das sich mit dem Wiedererscheinen

Alexei's aufklären werde. Aber Nicolajeff's lächelndes Schweigen und Emiliens Beredsamkeit trugen viel dazu bei, daß die Geschichten allgemein geglaubt und die Feigheit und Flucht Alexei's als Thatsachen angenommen wurden. Man erzählte ferner, daß es in dem Dorfe Duschnik greulich hergehe. Die Kosaken, sich selbst überlassen, mißhandelten die Einwohner, plünderten die Häuser und verkauften die geraubten Gegenstände entweder hausirenden Handelsleuten oder den Eigenthümern selbst zurück. Damals geschah es, daß das junge Bauermädchen sich in das aufgehackte Eis eines Teiches stürzte, um den Verfolgungen eines Kosaken zu entgehen, und das andere schöne Mädchen aus gleichen Ursachen in einen Aschenhaufen sprang, der unglücklicher Weise noch glühend war und aus dem sie halb verbrannt hervorgezogen wurde. Es war nicht zu leugnen, daß die sich selbst überlassenen Kosaken, ihres Führers beraubt, in dem Dorfe ärger hausten, als es der Feind hätte thun können. Nicolajeff, der diese Erzählungen sammelte, hielt es für seine Pflicht, nach Prag an das Commando zu berichten, und zwei Tage nachher bekam er den Befehl, auch die Kosaken des Dorfes Duschnik unter sein Commando zu nehmen. Da Alexei verschwunden blieb, berichtete Nicolajeff auf's Neue, und in der Antwort, die er

erhielt, wurde der Hetman bereits als Deserteur betrachtet.

Alexei ahnte von Alledem Nichts. Sonst konnte ein Kosakenofficier, wenn man nicht gerade dem Feinde gegenüber stand, von seinem Posten fortbleiben und seinen Freuden nachgehen, so lange er wollte. Es fragte kein Mensch darnach, weil es keinem Officiere einfiel, ihn anzugeben. Alexei, in seiner glücklichen Zurückgezogenheit voll Liebe und Freuden, wünschte manchmal, daß während seiner Abwesenheit der Befehl zum Aufbruch komme und er in den Armen der Liebe zurückgelassen und vergessen werde. Er sollte ja seine Heimat am Don nicht wiedersehen, auch auf dem Schlachtfelde nicht ehrenvoll fallen — da schien es ihm noch die beste Verwirklichung der Prophezeihung, wenn er bei Verunka blieb. Manchmal allerdings dachte er auch als Soldat an die Möglichkeit, im Falle eines Aufbruches seines Corps als Deserteur zu erscheinen; dann aber beruhigte ihn Verunka mit der Versicherung, daß er es durch ihre Kundschafter, die Zigeuner, jedenfalls erfahren werde, wenn sich in der Gegend irgend eine Bewegung, die auf Aufbruch der Kosaken deute, bemerken ließe.

Sein Lieutenant Yegor fing bereits zu glauben an, daß mit dem Hetman wirklich irgend ein Zauber sein Spiel treibe. Wenige Tage nach dessen

abermaligem Verschwinden, als die schreckliche Kosakenwirthschaft im Dorfe begann, fing er nach ihm zu suchen an, ohne die glückliche Oase, die ihm Alexei so mährchenhaft geschildert hatte, auffinden zu können. Er erneuerte seine Anstrengungen, als Nicolajeff das Commando in Duschnik übernahm, und von dem Augenblicke an, da man von Alexei redete, stellte er an dem Punkte, wo sein Hetman in den Wald hineingeritten war, hinter dem Rücken des Obersten Wachen auf, die ihn benachrichtigen sollten, sobald der Hetman an dieser Stelle wieder hervorkomme. Dies geschah auch wirklich eines Abends bei hellem Mondscheine, da Yegor vor dem Dorfe auf und nieder wanderte. Alexei ritt so langsam aus dem Walde heraus, daß es den aufgestellten Kosaken leicht war, ihm zuvorzukommen und daß ihm Yegor beinahe bis an den Rand des Waldes entgegeneilen konnte. In wenigen Worten theilte ihm dieser mit, welche Gerüchte umliefen, und was indessen vorgegangen.

Alexei erhob den Kopf, sah Yegor starr ins Gesicht und schien das Mitgetheilte nicht zu verstehen. „Dumme Welt," sagte er endlich achselzuckend, „nichts als Schmerzen und Schlechtigkeit, während dort drin im Walde nichts als Glück und Liebe. Ich thue am besten, wenn ich gleich wieder umkehre."

Wirklich machte er eine Bewegung mit dem Zügel, als ob er Augenblicks sein Pferd wieder wenden wollte, aber Yegor ergriff den andern Zügel und rief: „Träumer, es ist endlich Zeit, daß Du aus Deinem Traum erwachst! Willst Du Deine Thorheit so weit treiben, bis Du nie wieder nach Rußland zurückkehren kannst?!“

„Nach Rußland,“ wiederholte Alexei achselzuckend — „weißt du denn nicht, daß ich die Ebenen des Don nie wiedersehen soll?“

„Thorheit!“ rief Yegor wieder, „schlage Dir diese Thorheiten aus dem Sinne und werde wieder ein Mann. Denke auch ein wenig an Deine Ehre! Vergiß nicht, daß Du seit vielen Tagen für eine Memme giltst, die vor Nicolajeff weggelaufen ist.“

„Ja so!“ sagte der Hetman sich besinnend, „das ist richtig, ich begreife jetzt die ganze Geschichte. An Alledem ist Nicolajeff schuld, der mich haßt, weil ich ihn bei der Gräfin Emilie ausgestochen habe. Närrischer Kerl, eine Welt voll solcher Gräfinnen überlasse ich ihm für eine Zigeunerin wie Verunka. Aber das mit dem Duell, das muß gleich abgemacht werden. Wenn Du mein Freund bist, Yegor, so schwingst Du Dich gleich auf das Pferd dieses Mannes“ — er deutete dabei auf einen der Kosaken, die ihn am

Walde erwartet hatten — „und reitest mit mir als mein Secundant.“

Jegor wollte widersprechen, aber Alexei bestand auf seinem Verlangen, und anstatt in das Dorf zu reiten, ritten die beiden Officiere den Weg hin, der den Wald entlang in das Dorf führte, in welchem Nicolajeff sein Quartier hatte. Jegor meinte, daß man eben so gut in Duschnik hätte bleiben können, da Nicolajeff regelmäßig dort übernachte, um recht zu zeigen, daß er den Hetman im Commando ersetze — vielleicht auch, um diesen dort anzutreffen, wenn er endlich heimkehrte.

„Desto nothwendiger ist es,“ erwiederte Alexei, „daß ich ihn aufsuche und mich nicht von ihm in meinem Lager überraschen lasse.“

Sie ritten nicht zehn Minuten lang, als ihnen schon zwei andere Reiter entgegen kamen, die selbst ein Kurzsichtiger aus der Ferne erkannt haben würde: die lange Don Quixote-Gestalt des Obersten und die kurze, dicke des Capitains, dessen asthmatischen Athem man aus weiter Ferne durch die stille Nacht hörte.

„Er kommt wie gerufen,“ sagte Alexei zu seinem Begleiter; „und zur bösen Stunde,“ fügte er düster hinzu, „denn er hat es mit einem verzweifelten Gegner zu thun. Ich weiß nicht, ob ich Verunka

jemals wiedersehen werde. Die Zigeuner sind meiner müde, weil ich Verunka am Herumstreifen hindere. Vielleicht in dieser Nacht schon verschwinden sie mit ihr, und es verwischen sich ihre Spuren in aller Ferne. Der Zigeunerkönig will sie mir auch entreißen und die Prinzessin vom Don zur Königin von Aegypten machen. Das Alles habe ich vor kaum einer Stunde erfahren, und ich fürchte, daß es vor Allem Oberst Nicolajeff empfinden wird."

So sprechend, gab er seinem Pferde die Sporen, riß seinen Säbel aus der Scheide und sprengte den Kommenden entgegen.

„Hurrah! Michael Iwanowitsch," rief er, den Säbel über dem Kopfe schwingend, „Hurrah! da ist die Memme, die sich vor Dir versteckte. Heraus mit Deinem tapfern Degen und sieh, wie Du mit der Memme fertig wirst!"

Oberst Nicolajeff, so plötzlich angegriffen, stutzte einen Augenblick und riß sein Pferd rückwärts. Der Capitain, der beim Ansprengen Alexei's eine ungeschickte Bewegung gemacht, aber nicht so weit rückwärts prallte wie der Oberst, kam zwischen die beiden Gegner, und da auch Oberst Nicolajeff seinen Degen zog und er sich zwischen zwei blanken Waffen befand, die über ihn hinweg auf einander loszuschlagen drohten, erschrak er sichtlich und ließ seine Zügel

fallen, was ihn hinderte, sich aus der gefährlichen Lage zu ziehen. Er hob beide Arme in die Höhe und sprach stotternd und mit flehender Stimme: „Alexei Petrowitsch, hast Du mir nicht versprochen — ist es nicht eine Dummheit — stecke Deinen Säbel ein — Michael Iwanowitsch, und Du — tapferster aller Kosaken, hast Du mir nicht erst gestern gesagt, daß es aus ist mit dem Duell — Du schlägst Dich ja nicht mit einem Deserteur — wer wird Christenblut vergießen — steckt Eure Säbel ein, Ihr tapfersten aller Russen!“

Während er so durch einander und immer weiter jammerte, hatte Alexei sein Pferd herumgeworfen, und sein Säbel klang bereits auf den Säbel Nicolajeff's. Dieser parirte geschickt und führte einen Hieb gegen Alexei's Kopf, bewirkte aber nur, daß dessen Kosakenmütze herabfiel. Yegor, wohl wissend, welch einen guten Schutz die Pelzmütze gegen Säbelhiebe gewährt, sprang, da er selbst nur ein leichtes Käppchen aufhatte, rasch vom Pferde, um die Mütze aufzuheben und sie Alexei wieder aufzusetzen. Wie er den Kopf wieder erhob, schien das unnöthig, denn dem Obersten Nicolajeff sprang ein dicker Blutstrahl aus der linken Seite des Halses. Er bäumte sich und reckte sich in den Bügeln hoch empor, während ihn Alexei anstarrte, wohl ahnend, daß er seinem

Feinde, indem er ihm die große Ader durchhieb, eine tödtliche Wunde beigebracht. Aber der Oberst reckte sich immer höher, beugte sich weit vor über den Hals seines Pferdes, und während Yegor herbeisprang, um ihn in seinen Armen aufzufangen, da es den Anschein hatte, daß er vornüberstürzen sollte, hob der Sterbende mit der letzten Anstrengung noch einmal seinen Arm, und während er in der That vorwärts stürzte, fiel auch sein Arm, unterstützt von der fallenden Wucht des Körpers, nach vorwärts, und der Säbel, den er krampfhaft festhielt, traf auf das unbedeckte Haupt Alexei's. Yegor hörte deutlich, wie das Eisen in den Knochen einhackte. Im selben Augenblicke sanken beide Gegner von den Pferden, — der Eine, dessen Blut in Strömen aus der geöffneten Ader schoß, offenbar in demselben Momente todt, der Andere noch mit einem Ausrufe des Schmerzes auf den Lippen.

Dem Capitain, hinter dessen Rücken das Alles im Laufe einer kurzen Minute vor sich gegangen, und der Nichts von dem Kampfe gesehen hatte, gelang es endlich, die Zügel seines Pferdes wieder zu ergreifen und sich zu wenden. Sprachlos und bewegungslos blickte er auf die beiden vor ihm liegenden Kämpfer, bis er sich soweit faßte, um über Stirn und Brust ein Kreuz nach dem andern zu

schlagen. Jegor warf sich in den Schnee, faßte den Kopf Alexei's und rief um Hilfe.

Es war, als ob trotz der Oede, in welcher der Zweikampf stattgefunden, der Hilferuf an hundert Ohren gedrungen wäre, denn aus dem Walde heraus auf die Landstraße bewegte sich mit einem Male ein langer bunter und sonderbarer Zug von Männern, Weibern und Kindern, und zwischen diesen kleine Pferde, die Reiter oder Gepäck trugen, grunzende Schweine, Hunde, und Gethier von allerlei Art. Der Zug schien nicht im geringsten Willens, auf den Hilferuf Jegor's zu horchen, und zog über die Landstraße hinweg, ohne sich durch den Anblick der blutigen Gruppe, selbst nicht durch die Flüche des Capitäns, der sich indessen gefaßt hatte, aufhalten zu lassen. Erst als die Mitte des Zuges auf der Landstraße ankam, stockte er, und plötzlich sprang eine verhüllte Gestalt von einem der Pferde und kniete im selben Augenblick neben Jegor und drückte ihre Wange an die blasse Wange Alexei's. Die Kapuze war ihr bei der heftigen Bewegung vom Kopfe gefallen, und Jegor erkannte beim Lichte des Mondes ein schönes Zigeunergesicht, von dem er bald errieth, wem es gehörte. Nur einem kurzen Moment gab Verunka ihrem Schmerze. Schnell gefaßt, wischte sie mit ihrem Kleide das Blut von Alexei's Haaren

und prüfte mit kaltblütigster Ruhe die Wunde. „Der Säbel,“ lispelte sie, „ist nicht ganz durchgedrungen — er ist nicht todt, er ist nur betäubt — ich werde ihn heilen.“

Dann erhob sie sich, rief dem Zuge, der indessen in seiner ganzen Länge Halt gemacht hatte, während ein Haufe von Zigeunerknaben den beiden freigewordenen, im Felde herumirrenden Pferden nachjagte, einige Yegor und dem Capitän unverständliche, aber wie ein Befehl klingende Worte zu. Ein Gemurmel, hie und da ein Geschrei, erhob sich aus dem Haufen der Zigeuner. Verunka trat ihnen um einige Schritte näher, erhob den rechten Arm und schrie ihnen ein einziges Wort zu, auf welches das Gemurmel sofort leiser wurde und endlich ganz verstummte, als sich im Zuge selbst die alte Zigeunermutter vernehmen ließ und, wie es schien, der Enkelin beistimmte. Yegor sah dieser Scene mit Aengstlichkeit zu, und da sich der Zug wieder in Bewegung setzte und weiter wanderte, glaubte er schon Verunka's Bemühungen gescheitert, als er zu seiner Freude bemerkte, daß die Zigeunermutter mit vier kräftigen Männern aus der Schaar zurückblieb. Diese traten vor, breiteten ein großes wollenes Tuch auf den Schnee und legten Alexei darauf. Dann ergriff jeder der vier Männer einen Zipfel des Tuches, zog ihn über die Schulter,

und von Verunka und der Zigeunermutter geführt, gingen sie gleichen und sanften Schrittes, der auf dem gefrorenen Schnee kaum zu hören war, derselben Stelle zu, wo der Zug aus dem Walde gebrochen war. Yegor folgte ihnen, um den Freund nicht zu verlassen, aber plötzlich fühlte er sich von einem Arme zurückgehalten. „Heilige Mutter von Kasan!" rief der Capitain, „willst Du mich um Mitternacht mit einem Todten allein lassen!" — Yegor bedachte, daß der Capitain die Leiche des Obersten allerdings nicht allein in das ferne Dorf bringen konnte, daß Alexei wohl aufgehoben und guter Pflege sicher sei — der Oberst war vielleicht auch nicht todt und konnte bei schneller Hilfe in's Leben zurückgebracht werden, obwohl es dazu nicht den geringsten Anschein hatte, denn der unglückliche Körper lag neben einer Lache von Blut, das aus der geöffneten Hauptader hervorgeströmt war, so bleich da, als ob nicht ein Tropfen des Lebenssaftes in ihm zurückgeblieben wäre. Auch hatte Verunka bei seinem Anblick eine Bewegung mit der Hand gemacht, die deutlich besagte, daß sie ihn für verloren halte. Trotz Allem wußte Yegor nicht, was anzufangen. Obwohl im ersten Augenblicke entschlossen, mit dem Capitain die Leiche des Obersten in's Dorf zu bringen, lief er doch dem verwundeten Alexei nach; aber am Rande des Wal=



des angekommen, hörte und sah er, trotz angestrengtem Ohr und Auge, nichts mehr von den Zigeunern, die ihn fortgetragen, ja er erkannte selbst im Schnee nicht die geringsten Spuren. Sie waren verschwunden, und er kehrte zum Capitain zurück.

Sechstes Capitel.

Der Oberst wurde auf dem Kirchhofe zu Przibram bestattet. Das Commando über die in Duschnik einquartirten Kosaken bekam an seiner und an Alexei's Statt der Capitain Veragin. Der Zweikampf und der Tod des Obersten machten im russischen Armeecorps großes Aufsehen. Man war an Dergleichen nicht gewöhnt und wollte auch nicht zugeben, daß so was vorkommen könne. Jegor und der Capitain, die nicht als Secundanten gelten durften, stellten die Sache wie eine zufällige dar, und das Commando in Prag wollte den Tod des Obersten wie eine einfache Ermordung desselben betrachtet wissen. Aber, wenn es schon seiner Familie und seiner Verbindungen wegen schwer war, Alexei für einen Deserteur zu erklären, so war es noch schwerer, ihn der Ermordung eines Vorgesetzten anzuklagen und dieses Verbrechens wegen vor ein Gericht zu stellen. Diese schwierige Angelegenheit verursachte dem General-



Commando großes Kopfzerbrechen; man konnte zu keinem Entschlusse gelangen, und wie die Tage hingingen, hielt man es für das Gerathenste, das Ganze nach und nach in sanfte Vergessenheit sinken zu lassen. Diesem klugen Auskunftsmittel stand nur die Furcht entgegen, daß Alexei eines Tages wieder erscheine; aber Capitain Veragin schwur hoch und theuer, daß der Hetman längst selig entschlafen sein müsse, da man von einer so fürchterlichen Wunde unmöglich genesen könne, und der Entschluß stand fest, Alexei Petrowitsch als einen Todten zu betrachten. Man verfolgte die Sache nicht weiter, und in der That war es nach einiger Zeit, als ob Dergleichen nie geschehen wäre. Das Schloß Hluboſch, wo die Erinnerung an das Ereigniß hätte genährt werden können, war verschlossen, denn Graf Schönborn wie seine Nichte glaubten einzusehen, daß sie mit den russischen Officieren kein Glück hätten, und reisten nach Prag, dann zu Hofe nach Wien ab.

Es mochten ungefähr sechs Wochen seit jener Nacht des Zweikampfes verflossen gewesen sein, und Alles schien nach dem verabredeten Plane der russischen Officiere glücklich von Statten zu gehen, da Alexei nicht wieder auf dem Schauplatze erschien und die Annahme, daß er todt sei, rechtfertigte, als Veragin zu seinem Schrecken wieder an alles das, was ihm

so viel Angst und Sorge eingeflößt hatte, gemahnt wurde. Mit einem Male, als er von einem Dorfe zum andern ritt, sah er zwei schwarze Kerle aus dem Gehege hervortreten und sich ihm in den Weg stellen. Er glaubte im ersten Augenblicke an einen Raubanfall, und war schon im Begriffe, sein Pferd zur Flucht zu wenden, als ihn die unterthänige Stellung der beiden Gestalten und ihre flehentliche Geberde beruhigte. Sofort herrschte er sie mit der Frage an, was sie auf seinem Wege zu thun hätten.

„Väterchen," sagte der Eine der Beiden mit dem sanftesten Tone in der Stimme, „Väterchen, wir sind arme Zigeuner und kommen nur, um von Deiner Gnade Hilfe zu verlangen. Befreie uns von einem lästigen Gaste, der uns an Allem hindert, und von dem unsere Prinzessin nicht lassen will. Es wäre uns ja ganz recht, ihn mit uns fortzunehmen nach Ungarn und ihn als unsern Bruder anzuerkennen, wenn er uns nur zu Etwas nütz wäre. Aber jetzt, da er durch die Kunst unserer Prinzessin wieder geheilt ist, zeigt sich's, daß wir ihn zu Nichts brauchen können. Er ist zu Nichts mehr geschickt, zu keiner der Künste und Wissenschaften, die uns arme Zigeuner ernähren, denn sieh," — und den Finger auf die Stirn legend setzte der Sprecher hinzu: „denn sieh, das Vögelchen, das darin saß, ist ihm wahr-

scheinlich durch die Spalte im Schädel davongeflogen, ehe Verunka die Hand darauf legen konnte."

„Was schwatzet Ihr mir da von Verunka und Vögelchen und lästigem Gaste vor?" brummte der Capitain. „Was und Wen meint Ihr? Sprecht doch wie vernünftige Christen, daß man Euch verstehe und nicht wie gottverfluchte Heiden, die Ihr seid, in Bildern und Räthseln."

„Wir sprechen vom Hetman Alexei Petrowitsch," nahm der Andere das Wort. „Er ist noch immer bei uns versteckt, und gegen die Prinzessin, die in ihn vernarrt ist, dürfen wir Nichts thun, es würde uns sonst schlecht ergehen, denn wenn sie uns böse wird, sind wir verloren. Es kann Niemand auf der Erde tanzen, singen und die Zukunft deuten wie sie, und Niemand wie sie kennt so viele geheime Künste. Darum wollten wir Dir sagen, wenn ihr den Alexei Petrowitsch wieder haben wollt, zeigen wir Euch den Weg in den Versteck, wo Ihr ihn holen könnt."

Pavel Sergewitsch, der mit einem Male alle seine und des ganzen Officiercorps Verlegenheiten wieder auftauchen sah, der nichts dabei gewinnen konnte, wenn man Alexei's habhaft wurde, wohl aber verlieren, wenn dieser mit heiler Haut davonkam und wieder in seine Stelle, die er selbst jetzt inne hatte,

eingesetzt wurde; nicht verstehend, was die Zigeuner Betreffs der Vernunft Alexei's angedeutet hatten, — gerieth in Zorn, machte die Geißel vom Sattel los und sprengte auf die beiden Zigeuner ein. Diese sprangen erschrocken über die Hecke, wohin ihnen der ergrimmte Capitain nicht folgen konnte, und hörten nur noch von ferne, wie er sie mit hundert Knutenhieben bedrohte, wenn sie sich noch einmal vor ihm sehen ließen, oder irgend ein Wort über Alexei Petrowitsch mittheilten.

Der Capitain wußte, daß alle Verlegenheiten ein Ende hätten, wenn nur noch zwei Tage über die Geschichte, wie sie jetzt stand, hingingen. Der Hetman war als todt in's Buch eingetragen, und mit diesem Buche sollte — der Befehl war schon da — übermorgen das ganze Armeecorps aufbrechen, um schleunigst nach Rußland zurückzukehren.

Dies geschah auch in der That, und als sich des Frühlings erste Sonnenstrahlen zeigten, als der Schnee zu schmelzen begann, war, noch vor dem Winter, der winterliche Gast, das russische Armeecorps, aus der Gegend verschwunden. An einem und demselben Tage brachen sie in allen Quartieren des Berauner-kreises auf und zogen auf ihren leichtfüßigen Pferden rasch dem Norden entgegen.

Man war im Dorfe Duschnik, wo man sich so sehr gefreut hatte, die lästigen Gäste los zu sein, sehr erstaunt und erschrocken, als man eines Morgens wieder eine Kosakenuniform erblickte. Alles lief zusammen, um den einsamen Kosaken, der vor der Mühle wie ein Träumer auf und ab ging und ohne Unterlaß vor sich hinlächelte, zu betrachten, und erst nach langer Prüfung erkannte man in dem lächelnden Gesichte, das sich gewaltig geändert hatte, den Hetman, der ehemals hier commandierte. Man hatte ihn diesen Morgen auf der Schwelle der Mühle schlafend gefunden. Die Müllerknechte erzählten, daß sie in der Nacht ein Geräusch gehört und durch das Fenster gesehen, wie zwei Männer einen dritten vor dem Hause vom Pferde hoben und wie sie dann ein Mädchen, das sich an ihn klammerte, fortrissen, es auf das leer gewordene Pferd banden und gleich darauf mit dem Mädchen im Galopp fortritten. Das ganze Schauspiel habe etwas so Gespenstiges gehabt, daß sie, die Müllergesellen, während der Nacht nicht nachzusehen wagten und daß sie erst am Morgen erkannten, daß es ein wirklicher und leibhaftiger Mensch war, den man vor die Thüre des Müllers gesetzt hatte. Die Duschniker hatten beim Anblick des Hetmans rascher als der Capitän verstanden, was

die Zigeuner mit dem ausgeflogenen Vögelchen meinten. Ob es in der That, wie Jene sagten, durch die Spalte der Hirnschale entflogen, oder ob seine Liebe und alle die Vorgänge der letzten Wochen das kleine Vöglein, den Verstand des Hetmans, erdrückten, wir wissen es nicht; wir kennen eben so wenig die Vorgänge und Ereignisse im Zigeunerlager. Auch gelang es gleich an jenem Tage und in aller künftigen Zeit den Fragen der Duschniker nicht, etwas Näheres zu erfahren. Alexei Petrowitsch hatte seine ganze Vergangenheit, selbst seinen Namen, vergessen. Seine gewöhnlichen Antworten bestanden in einem gleichmäßigen Lächeln.

Der Müller, der ein guter Mann war, hielt es für seine Pflicht, den Gast, der ihm auf so sonderbare Weise beschert worden, bei sich aufzunehmen, und da es derselbe verstand, mit Pferden umzugehen und sich bei diesen im Stalle lieber und besser befand, als in Gesellschaft von Menschen, machte er ihn zu seinem Kutscher, und der Verfasser dieser Geschichte erinnert sich, von dem alten grauhaarigen Russen oft nach Prag kutschirt worden zu sein, wenn der Vater vom Nachbar Müller die Pferde miethete.

Im Laufe der Jahre vergaß der russische Kutscher die französische, deutsche und selbst seine Muttersprache,

ohne, da er immer in der Einsamkeit lebte, die Sprache des Landes erlernt zu haben. So erschien er, wenn er nothgedrungen auf eine Frage antworten mußte, noch kindischer als er war, und die Bauern hatten, so lange er lebte, viel über ihn zu lachen.

Tante Helene.

Eine Familiengeschichte.

Erstes Capitel.

Es ist mir, als wäre es gestern geschehen. Und doch liegt eine ganze Weltgeschichte zwischen damals und heute. Damals sprach man noch von dem Tode Napoleon's als von etwas Neuem; freilich dauerte in einem böhmischen Dorfe das Neue mehrere Jahre; damals saßen noch die Bourbonen auf dem Throne und galt unser Kaiser Franz noch für einen ganz guten Kaiser Franz. Es ist also schon lange her. Trotzdem erinnere ich mich genau. Die Mutter stand auf einem Stuhle und räumte die Schalen und Tassen, die sie eben gespült hatte, beim Scheine eines Talglichtes, in den Glasschrank; ich stand auf ebenem Boden und reichte ihr die Tassen und Schalen vom Tische und war stolz darauf, mich nützlich machen zu können, denn ich war schon sieben Jahre alt. Die Tassen wurden in zwei Reihen aufgestellt; vor sie hin aber, in die vorderste Reihe, stellte die Mutter acht schöne, gleich schlanke, beinahe alle mit Gold=

rändern eingefaßte Porzellanbecher mit Henkeln, welche sämmtlich vorn auf dem Bauche, im Innern eines goldenen Zirkels oder eines Eichenkranzes die Inschrift: „Andenken an Carlsbad“ trugen. Trotz ihrer Einförmigkeit waren sie der Stolz des Glasschrankes, und so oft ich der Mutter einen reichte, las ich, um mich in der kaum erworbenen Kunst des Lesens zu üben, mit lauter Stimme: „Andenken an Carlsbad.“ Diese Andenken an Carlsbald kamen alle vom Großvater, der seiner Gicht zu gefallen jedes Jahr das genannte Bad besuchte und jedes Jahr einen solchen Becher heimbrachte und meiner Mutter schenkte. Ihr Wunsch war, endlich ein volles Dutzend zu besitzen. Was mich betrifft, so machte schon die achtfache Inschrift den Eindruck auf mich, als ob alle Andenken aus Carlsbad kämen, und wenn ich irgendwo von einem Andenken sprechen hörte, pflegte ich zu fragen: „Ein Andenken von Carlsbad?“ — Meine Mutter war stolz auf ihren Glasschrank, obwohl von seinem Inhalte selten Gebrauch gemacht wurde; aber auch ich wurde stolz, wie ihn die Mutter so schön ordnete und alles Vergoldete vornhin stellte. „So einen Glasschrank,“ sagte ich mir, „haben doch nur wir in ganz Littanitz.“ Das war aber auch wahr, denn „Wir“ waren die reichsten Leute des ganzen Dorfes. „Wir,“ d. i. Melchior Brant & Sohn,

d. i. mein Großvater und mein Vater, wurden wenigstens auf zwanzig bis fünfundzwanzig Tausend Gulden Conv.-Münze geschätzt und das war viel in damaliger Zeit und dortiger Gegend. Dabei wurde noch das alte, kleine Haus des Großvaters und das etwas größere und neuere, das er hinter dem seinigen für den Sohn gebaut hatte, die Stallung vor dem Hause mit zwei Pferden und drei Kühen darin und endlich ein gutes Stück Feld nicht mitgerechnet. Fragte ich meinen Vater: „Was bist Du eigentlich, Vater?" antwortete er mir mit stolzem Bewußtsein lächelnd: „Wir sind Unternehmer, Wir, Melchior Brant & Sohn. Da der Vater immer „Wir" sagte, hielt ich mich ebenfalls für einen Unternehmer und war ebenfalls stolz darauf, ein Unternehmer zu sein. Mit diesem Titel aber, der mir früh ein großes Bewußtsein gab, verhielt es sich so. Weder der Staat noch irgend eine Patrimonialherrschaft konnte damals den geringsten Bau eines Dammes, eines Vicinalweges, einer Brücke und dergl. unternehmen, ohne von den Beamten auf's schrecklichste betrogen zu werden. Man zog es vor, solche Unternehmungen dem Wenigstnehmenden zu überlassen und diesem einen kleinen Gewinn zu gönnen. Dabei kam man am besten weg. Solche wenigstnehmende Unternehmer waren Vater und Großvater, Melchior

Brant & Sohn. Mein Großvater hatte das Geschäft begründet und stand im Rufe eines in seiner Sache ausgezeichneten Mannes und dies besonders seit einer Unternehmung, die ihn beinahe zu Grunde gerichtet hätte. Er hat die Geschichte oft genug erzählt.

Da war nämlich einmal — mein Vater war damals noch ein Kind — einige Stunden weit von unserem Dorfe eine Brücke zu bauen; es verstand sich wie von selbst, daß sie Melchior Brant bauen werde. Aber da fand er bei der Ausbietung einen Mann, der ihm schon mehrere Male entgegengetreten war und offenbar den besten Willen hatte, Melchior zu verdrängen. Diesen Concurrenten durfte man nicht aufkommen lassen. Mein Großvater ärgerte sich und in seinem Aerger nahm er immer weniger und weniger, bis ihm der Bau der Brücke zugeschlagen wurde. Nun erst, beim Lächeln seines Gegners und bei kühlerem Blute, merkte er, daß er und nicht sein Concurrent der ruinirte Mann war. Auf drei Stunden in der Umgegend war kein Steinbruch, den er beim Baue hätte benutzen können; er wird gezwungen sein, den Stein aus so weiter Ferne herbeikommen zu lassen und die Transportkosten werden eine größere Summe ausmachen, als ihm der Staat für die ganze Brücke zahlte. Traurig betrachtete er

die Stelle, wo die Brücke stehen und wo er sein ganzes Vermögen in's Wasser versenken sollte; traurig umkreiste er diese Stelle seines Ruines. Nur manchmal blieb er stehen, um sein ganzes Unglück zu überdenken und bohrte er mit seinem Stocke in die Erde, gerade so, wie sich der traurige Gedanke an Verfall und Armuth immer tiefer in sein Herz bohrte. So bohrte er, auf einem Hügel stehend und nochmals auf seine Unglücksstelle zurückblickend — aber da wollte der Stock nicht weiter in den Boden; etwas Steinhartes hielt ihn auf. Ein leuchtender Gedanke fuhr meinem Großvater durch den Kopf; er grub mit Stock und Taschenmesser, er grub eifrig wie ein Maulwurf — er nahm endlich Hände und Nägel zu Hilfe — und o Glück! — er hatte einen Stein gefunden, einen Felsen, wie er ihn für seine Brücke nicht besser hätte bestellen können — nicht hundert Schritte vom Bauplatze. Er war gerettet — er steckte die Hälfte der Summe, die ihm der Staat zahlte, als reinen Gewinn in die Tasche. Seit jener Zeit galt er für einen Mann, mit dem Niemand concurriren könne und baute er allein, später in Compagnie mit meinem Vater, alle Vicinalwege, Brücken, Dämme, Schulhäuser, auf wenigstens acht Stunden in der Runde.

Das Alles wußte ich sehr früh, nämlich daß wir Unternehmer und reiche Leute und endlich auch, daß wir „nobel“ waren, denn wir sprachen deutsch im Hause und nur noble Leute sprachen damals deutsch in Böhmen; czechisch sprach nur das gemeine Volk. Ich wunderte mich darum nicht, daß uns so viele noble Leute, Beamte und viele Fremde, die alle deutsch sprachen, besuchten — und ich war gar nicht erstaunt, als es an jenem Abend, da ich der Mutter die Tassen und die Andenken an Carlsbad reichte, an die Thüre klopfte und zwei Fremde eintraten, die sehr vornehm aussahen, besonders der Eine, der Größere und Jüngere.

Er trug eine große ungarische Bunda, oder Mantel mit Aermeln, der vorn viele Fangschnüre hatte, deren eine dick und in vielfachen Knoten über die Schulter geworfen war und rückwärts eine große mit Gold gemischte Quaste herabfallen ließ. Während er mit der einen Hand in den Schnüren spielte, hielt die andere eine ebenfalls fremdländisch aussehende Fischottermütze, wie denn die ganze Erscheinung mit dem damals noch seltenen Schnurrbarte etwas Fremdartiges hatte. Schnurrbart und Adlernase gaben dem schönen Gesichte etwas sehr Männliches, während doch Mund und Augen immer sehr milde, weich und beinahe weiblich lächelten. Man

mußte den jungen Mann, der übrigens jünger schien als er war, gleich lieb haben, und trotz seinem vornehmen, cavaliermäßigen Aussehen fühlte man sich doch gleich vertraut mit ihm. Auch sah er mir sehr aufmunternd zu, als ich mich näherte, um seine Bunda zu betrachten, so aufmunternd, daß ich an der großen Quaste bald wie an einer Klingelschnur zog. Er hielt sich stille und schweigsam nahe der Thüre, während der andere Fremde, ein kleiner, sehr beweglicher Mann von ungefähr fünfzig Jahren, auf meine Mutter zutrat, einen Brief aus der Tasche zog und mit einer Zunge, die eben so beweglich schien wie seine ganze Gestalt, rasch eine Menge Complimente hervorbrachte, sich als Herrn Gregor Altmann, den andern als seinen Schwager Wilhelm Gerhard vorstellte und, den Brief überreichend, ihn als ein Empfehlungsschreiben ankündigte, das vom Bruder meiner Mutter komme, und sofort im raschesten Zuge. Er war nicht zehn Minuten in der Stube, als wir schon seine Abkunft kannten, einen Blick in seine Verhältnisse werfen konnten und als er schon die Schönheit unserer Gegend, die Lage unseres Hauses, ja selbst den Reichthum des Glasschrankes gelobt, mich einen schönen Jungen genannt, die Beschwerlichkeiten der Reise beklagt und bedauert hatte, den Vater nicht zu Hause zu finden. Meine

Mutter hatte kaum Zeit, ihre Freude darüber auszudrücken, daß sie Empfohlene ihres Bruders empfangen und sich über die Unordnung auf dem Tische zu entschuldigen. Sie war überzeugt, daß sie hier zwei ausgezeichnete Männer begrüße. Ihr Bruder, Lehrer an der Hauptschule einer großen Stadt, d. i. einer Stadt von siebentausend Einwohnern, der Gelehrte der Familie, auf dessen Wort meine Mutter viel gab, hatte sie ja empfohlen!

Es that mir sehr leid, als meine Mutter die beiden Fremden zum Großvater hinüber führte und mir nicht erlaubte mitzugehen. Ich hätte den schönen Mann in der ungarischen Bunda gerne noch lange betrachtet und beinahe eben so gerne seinen kleinen dicken Begleiter plaudern hören. Und wahrhaft wehe that es mir, von der Gesellschaft ausgeschlossen zu sein, als gleich darauf in der Küche der Großmutter ein arges Backen und Kochen losging. Ich hatte den einen Trost, wenigstens nicht aus der Küche gewiesen zu werden, und ich konnte sehr wohl bemerken, wie Mutter und Großmutter, die ab- und zugingen, bedeutungsvolle Blicke tauschten. Ich ahnte, daß etwas Großes und Außerordentliches vorging. Tante Helene war sehr schweigsam, was mich sehr wunderte, da sie sonst Haus und Hof mit Geplauder und Gesang erfüllte. Mehr noch wunderte es mich,

daß die Großmutter ihre Tochter, besagte Tante Helene, die immer sehr propre gekleidet war und die, nach dem Ausdrucke des Großvaters, immer aussah, als hätte man sie eben aus einem Büchschen genommen, heute nicht schön genug gekleidet fand. Sonst fand sie, daß ihr Töchterchen für ein Dorfmädchen sich viel zu schön anziehe und viel zu viel Zeit darauf verwende. Heute fand sie das Gegentheil, und Tante Helene sträubte sich ganz gegen ihre Natur, ein schöneres Kleid oder wenigstens eine hübschere Schürze anzulegen. Die Welt schien mir auf den Kopf gestellt und ich sah Großmutter, Mutter und Tante mit großen Augen an. Mit der Tante hatte ich einiges Mitleid, denn die Großmutter sagte ihr, sie stelle sich dumm an und wisse mit den Fremden kein Wort zu sprechen; darüber verwunderte ich mich noch mehr als über alles Andere, denn nicht einmal, sondern hundert Male hatte ich es aus dem Munde meines Großvaters gehört, wie schade es sei, daß aus dem Mädchen kein Junge geworden; das hätte einen Advocaten gegeben, der alle Andern auf zwanzig Meilen im Umkreise in den Sack gesteckt hätte. Ich wußte ja außerdem, daß sie der Großvater bei den schwierigsten Geschäften, bei den verwickeltesten Aufträgen verwendete, daß er sie mit den höchsten k. k. Beamten, mit denen er in Berührung

kam, verhandeln ließ. Und die sollte mit einem Male dumm geworden sein. Es stand an jenem Abende nichts auf dieser Erde fest für mich; ich verstand die Welt nicht mehr. Aber es ging mir doch ein Licht auf, als die Großmutter einen Augenblick, da die Tante die Küche verlassen hatte, benutzte, um meiner Mutter rasch zuzuflüstern: „Du wirst Dich überzeugen, Sophie'chen, es ist ein Freier. Was der Dicke da von Wollgeschäften spricht, das ist Alles Geflunker. Wann ist noch ein Geschäftsmann wegen der Wolle in diese waldige Gegend gekommen? Ich wette hundert gegen eins: es ist ein Freier, der wegen meiner Helene kommt, und der Gelbschnabel von Mädel hat's zuerst gemerkt. Hab' ich sie doch mein Lebtag nicht so schüchtern und einfältig gesehen."

„Nun, und wenn es wäre?" fragte meine Mutter und fügte stolz hinzu: „Ein Mann, den mein Bruder empfiehlt, ist gewiß empfehlenswerth."

„Ich sage nicht Nein," gab die Großmutter zu, „und so viel man sehen und hören kann, ist es ein recht netter junger Mann, der sich auch in der Welt umgesehen hat. Er hat ganz Ungarn durchreist und kam, Gott weiß wie weit, bis an die türkische Grenze, wo alle Leute Soldaten sind, und er erzählt ganz schön davon."

„Wenn ihn mein Bruder empfiehlt," sagte wieder meine Mutter, „so ist er gewiß ein recht gebildeter Mann, denn mein Bruder geht nur mit gebildeten Männern um."

„Davon bin ich überzeugt," bestätigte wieder die Großmutter, aber sie fügte etwas bedenklich hinzu: „Dein Bruder ist ein Gelehrter — nun wir wissen ja, wie Gelehrte sind — auf weltliche Angelegenheiten verstehen sie sich schlecht. Dein Bruder, ich will Dich nicht beleidigen, Sophie'chen, hat's auch nicht so weit gebracht, als es ein geschickter Mann bringen könnte. Nun mag dieser Herr Gerhard ein ganz geschickter Mann sein und ein schöner Mann ist er gewiß, ob er aber darum eine gute Partie ist, wie wir sie Gottlob für unsere Helene mit Recht beanspruchen dürfen, ob seine Umstände derart sind, daß zehntausend Gulden Mitgift — aber," unterbrach sich hier die Großmutter und wandte sich mir zu, „da steht der kleine Lump und horcht auf jedes Wort, das wir sprechen — man kann gar nicht mehr reden, ohne von diesem kleinen Volke belauscht zu werden."

Bei diesen Worten faßte sie mich an beiden Schultern und schob mich zur Küche hinaus. Ich war sehr unglücklich, so plötzlich aus dem Familiengeheimnisse ausgeschlossen zu sein und brach in Weinen aus. Tante Helene, die eben aus der

Stube trat, hob mich zu sich empor und küßte mich mit noch größerer Zärtlichkeit als sonst und machte mir, während sie mich in unsere Wohnung zurücktrug, alle möglichen Versprechungen, um mich zum Schweigen zu bringen. Auch wischte ich mir sogleich die Thränen ab und fühlte das Bedürfniß, ihr für ihre Zärtlichkeit und für ihre Versprechungen meine Dankbarkeit zu beweisen, indem ich ihr den Inhalt des Gespräches von Mutter und Großmutter verrieth. „Tante Helene," sagte ich, „der schöne junge Mann ist ein Freier und hat das Land gesehen, wo alle Leute Soldaten sind, und dann ist noch etwas von zehntausend Gulden dabei, aber ob er eine gute Partie ist und von den weltlichen Angelegenheiten weiß der Onkel Schulmeister und weiß die Großmutter auch nichts, aber der Onkel Schulmeister kennt lauter geschickte Leute."

Nachdem mich die Tante hatte aussprechen lassen, befahl sie mir zu schweigen und sagte mir, wenn ich recht brav sein und keinen Lärm machen wollte, so lange die Fremden im Hause sind, so werde sie mir ein Stück Pfannkuchen herunterbringen.

Aber sie brachte keinen Pfannkuchen. Ich und mein kleines Brüderchen blieben den ganzen Abend in größter Einsamkeit. Als der Vater spät heimkam, holte ihn sogleich die Mutter hinüber zum

Nachtessen. Sie selbst kam bald darauf zurück, um uns in's Bett zu legen. Allein die aufregenden Vorgänge dieses Abends ließen mich nicht schlafen und von unserer Kinderstube aus, die mit der großen Wohnstube durch eine große Oeffnung, in welcher der Ofen stand, der beide Zimmer heizt, in Verbindung war, konnte ich Alles hören, was drinnen vorging und sogar sehen, wenn ich mich in meinem Bette nur ein wenig aufrichtete. Nach dem Nachtessen kam mein Vater mit der Mutter in die Wohnstube zurück. Die Mutter reichte ihm Kleider zum Wechseln, er aber sagte, indem er einen andern Rock anzog: „Es war nur eine Ausrede, daß ich den Rock wechseln wollte, weil ich mit Dir allein zu sprechen wünschte. Weißt Du, Sophie, daß mir die zwei Leutchen gar nicht gefallen!"

„Wie," rief meine Mutter erstaunt, „zwei Männer, die mein Bruder empfiehlt?"

„Die Empfehlung Deines Bruders in Ehren, sieht mir dieser Herr Altmann so recht wie ein Spitzbube aus. Er spricht so schrecklich viel, als brauchte er die vielen Reden, um sich dahinter zu verstecken; das weiß ich aus dem Geschäfte, daß die Leute, die so viel reden, nicht viel taugen und daß die Leute, die viel von Geld reden, nicht viel Geld haben."

„Und der Andere?" fragte meine Mutter.

„Ein schöner Mann, o ja, ein sehr schöner Mann — sehr ein schöner Mann, gewiß auch ein guter Mensch und wenn er spricht, thut er's ohne Prahlerei und wie ich vermuthe auch nur darum, weil ihm der Andere gesagt hat, daß er sprechen muß. Aber er ist mir verdächtig, weil er mit dem Andern ist. Er ist nicht sein eigener Herr, der Andere lenkt und leitet ihn und weil er ein so schöner Mann ist, so glaube ich, daß der Andere mit ihm speculirt."

„Dazu ist er denn doch schon zu alt," erwiederte meine Mutter, „auch muß er schon zu erfahren sein, um sich wie ein Mädchen gängeln zu lassen, ein Mann, der so große Reisen machte."

„Ja diese Reisen," sagte mein Vater kopfschüttelnd — „von hundert Reisenden sind neunundneunzig Abenteurer, bleibe im Lande und nähre dich redlich, und wo ist er gewesen? In Ungarn, wohin alle Bankerottierer laufen, weil es dort keine Gesetze gibt; wäre er in Sachsen oder in Preußen gewesen, ich hätte nichts dagegen, Ungarn ist mir verdächtig. Indessen," fügte mein Vater hinzu, „ich will nicht vorschnell urtheilen und will dem jungen Manne nicht Unrecht thun, denn er sieht ganz ordentlich und einnehmend aus. Uebrigens wird man sich ja erkundigen und wird der Mann, bevor es zum Klappen kommt, mit der Sprache herausrücken müssen.

Dazu bin ich ja da, der Bruder, und ist der Vater da. Wir werden sehen."

So sprechend verließ der Vater wieder das Zimmer, um zu den Gästen hinüberzugehen; die Mutter hängte seinen Rock in den Schrank und wollte eben zu uns herüberkommen, um nach den Kindern zu sehen, als die Thüre aufflog und meine schöne Tante Helene hereinstürzte. Zwar einmal im Zimmer wußte man nicht, was sie so eilig da zu thun hatte, denn sie blieb ruhig an der Thüre stehen und sagte nichts. Meine Mutter sah sie an und fragte was sie wollte, da wurde sie wieder lebendig und rief: „Sophie, weiß Gott, so ein Mann ist mir mit einem halben Kopf lieber, als ein Neuberg mit zwei Köpfen."

„Man sollte wirklich glauben, daß Du schon verliebt bist," sagte meine Mutter mit einigem Vorwurf in der Stimme.

„Ja," erwiederte die Tante mit Entschiedenheit, „ich bin es," und dabei hob sie den Kopf in die Höhe und sah meine Mutter so herausfordernd an, daß ich glaubte, sie wollte zu zanken anfangen.

„Aber Helene," sagte meine Mutter beschwichtigend, „Du bist ja ein gescheidtes Mädchen. So ein Schritt will überlegt sein — Du bist ja sonst nicht so. Man weiß ja noch gar nichts von diesem Manne,

und ob er zu Dir paßt, und seine Vermögensverhältnisse —"

„Das ist mir Alles gleichgültig! Diesen oder Keinen," rief die schöne Tante, und als ob sie nirgends Ruhe hätte, oder noch einen Widerspruch von meiner Mutter befürchtete, lief sie wieder zum Zimmer hinaus und meine Mutter folgte ihr.

Da war wieder sehr Vieles, was mir Kopfbrechen verursachte und Vieles, was mir neue Lichter aufsteckte. Daß der Neuberg mit zwei Köpfen neben diesem Fremden mit einem halben Kopfe genannt wurde, das erklärte mir zum ersten Male, warum denn dieser gute Neuberg so oft zu uns in's Haus kam und warum er mir erst vor Kurzem einen Canarienvogel geschenkt hatte. Offenbar wollte er ebenso wie dieser Fremde mein Onkel werden. Es schmeichelte mir, daß er mich mit dem Canarienvogel bestechen wollte und ich bedauerte ihn, in Erinnerung an die vielen häßlichen Sachen, welche Tante Helene hinter seinem Rücken gesagt hatte. Sie fand ihn nämlich überaus dumm und plump. Ich konnte ihr, wenn ich ihn mit dem Fremden verglich, nicht Unrecht geben, aber die Geschichte von dem halben Kopf und von den zwei Köpfen verstand ich doch nicht recht; ich wußte am Ende nicht mehr, welchem von Beiden sie einen halben und welchem sie zwei

gegeben hatte und ich glaube, ich träumte schon als ich die beiden Freier meiner schönen Tante Helene abwechselnd mit einem halben, mit einem ganzen und mit zwei Köpfen gespenstisch vor mir herumtanzen sah. Ich schlief sehr unruhig, und als mich die Mutter am andern Morgen nach der Ursache fragte, sagte ich, ich hätte deshalb schlecht geschlafen, weil die Tante Helene eine schlechte Partie machen solle.

Zweites Capitel.

Die beiden Fremden reisten am Tage nach ihrer Ankunft wieder ab. Es hatte sich im Hause nichts verändert und doch war alles anders und ganz anders; als nach der Abreise anderer Besuche. Alle Welt sprach von Herrn Wilhelm Gerhard, nur Tante Helene nicht. Sie war nicht schweigsamer als sonst; sie war lebhaft wie immer, aber sie sah aus wie Jemand, der im Geheimen zu etwas entschlossen ist, und wenn die Andern von dem Fremden sprachen, sagte sie kein Wort, aber gerade das schien zu bedeuten: sagt Ihr was Ihr wollt, ich weiß doch was ich thun werde. So viel ich mich erinnere war das ganze Haus in zwei Parteien getheilt, die Einen für, die Andern gegen den Freier und beide Parteien wußten nicht recht, warum sie für oder gegen waren. Der Großvater stand damals auf Seiten des Fremden, nur weil ihm die Großmutter gesagt hatte, daß Helene gewaltig verliebt sei und daß sie sich die

ganze Nacht schlaflos im Bette hin- und herwälze. Es war mit dem Großvater eine eigene Sache. Sein Lebenlang im höchsten Grade practisch und auf Erwerb ausgehend, wurde er in seinen alten Tagen romantisch. Seit ihn die Gicht den größten Theil des Jahres an das Haus bannte und ihn zwang, die Geschäfte seinem Sohne zu überlassen, wurde er jung und etwas phantastisch. Er ließ sich von aller Welt Geschichten erzählen und er selbst erzählte uns Kindern Geschichten aus alten Zeiten und allerlei Mährchen, die er kannte oder selber erfand. Am lebhaftesten aber äußerte sich seine zweite Jugend im Verhältniß zu seiner jüngsten Tochter Helene. Nachdem er schon vier seiner Kinder gut versorgt und verheirathet hatte, hing sein ganzes Herz an diesem seinem jüngsten Kinde, und er holte bei diesem Töchterlein alle Zärtlichkeit nach, die er bei seinem früheren Geschäftsleben den andern Kindern gegenüber versäumt hatte. Helene konnte er nicht nur Nichts versagen, jeder ihrer Wünsche wurde sein eigener Wunsch und in ihm viel lebhafter als in dem Mädchen. Es reichte hin, daß ihr Etwas gefalle, und der Großvater kaufte es ihr sofort, selbst wenn sie sich gegen die Ausgabe sträubte und mit dem Gefallen bei ihr auch nicht der geringste Wunsch nach Besitz verbunden war. Es war übrigens natürlich,

daß der alte Mann diesen Trost seines Alters liebte. Helene, wenn auch nicht so schön wie sich ihr Vater einbildete, der sie für die größte Schönheit des Landes hielt, war in der That ein überaus reizendes Mädchen und dabei eines von jenen glücklichen Geschöpfen, denen Alles gut steht was sie immer an- und umthun mögen. Sie vereinigte die widersprechensten schönen Eigenschaften in ihrer Erscheinung; sie war kräftig und zart, derb und anmuthig, ruhevoll und beweglich, stolz und überaus freundlich und einnehmend. Mein Großvater kannte kaum eine größere Freude, als sie anzusehen, wenn sie zu Besuche ging, besonders am Sonntage schleppte er sich mit Mühe auf die Bank vor der Hausthüre, von welchem Standpunkte aus er ihr am längsten nachsehen konnte, wie sie über die Teichdämme, über die Wiese, dem etwas entfernten Dorfe entgegenschritt und man konnte sicher sein, daß er seinen Sitz nicht eher verlasse, als bis er, und zwar immer mit der Brille auf der Nase, sie desselbigen Weges zurückkommen gesehen. Ebenso gerne hörte er sie sprechen und aus jedem ihrer Worte sog er die Ueberzeugung ein, „daß sie wie das schönste auch das gescheidteste Mädchen im Lande sei.“ Er hatte nur einen Kummer. Er war nicht so reich als die Welt glaubte. Jedem seiner vier versorgten Kinder hatte er

zehntausend Gulden W. W. mitgegeben; Ausstattung und Hochzeiten, die seinem Stolze entsprechend ausfallen mußten, hatten auch an Zwanzigtausend Gulden gekostet, Summa: Sechzigtausend Gulden, ein großes Vermögen für einen damaligen reichen Mann des offenen Landes. Es war ihm noch so viel übrig geblieben, um Helenen ebenso reich auszustatten wie die andern Kinder. Nicht das grämte ihn, daß er, wie er allein wußte, nachher als ein alter armer Mann zurückbleibe, sondern, daß er einem solchen Mädchen nicht einen Mann in höheren Kreisen suchen könne. Insoferne war ihm der vom Himmel gefallene Freier, Herr Wilhelm Gerhard, von dem er sonst nichts wußte, sehr lieb, als dieser mit Aussehen, Auftreten, Erfahrung und Bildung diesen hohen Kreisen bis zu einem gewissen Grade angehörte. Alles das zusammengenommen machte, daß er entschieden auf Seiten Helenens stand und entschlossen war, dem jungen Manne, der in einiger Zeit wiederkommen sollte, im Falle er um die Hand seiner Tochter anhielte, eine hoffnungsvolle Antwort zu geben. Mein Vater hingegen, der noch ganz in der practischen Periode stak, aus welcher der Großvater in seiner zweiten Jugend herausgewachsen war, empörte sich über die Liebe des Mädchens und über die Voreingenommenheit des alten Mannes einem



Fremden gegenüber, von dem man so wenig wußte, der offenbar weder Stand noch Geschäft hatte, ihm eben wegen seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit als ein unpractischer Geselle und in der Gesellschaft seines Schwagers noch dazu als verdächtig erschien. Die Großmutter schwankte; mein Vater hatte sie mit seinem Mißtrauen angesteckt und ihre mütterliche Liebe war auf der einen Seite besorgt, auf der andern gab sie gerne der Neigung ihres Kindes nach, und dieses Letztere hielt sie für unbedingt nothwendig, überzeugt wie sie war, daß jeder Widerspruch Helenen in ihrem Entschlusse nur befestigen könne. Helene, die sich bisher allen Bewerbern gegenüber überaus spröde benommen hatte, galt bei Jedermann für stolz und kalt, bei Jedermann, nur nicht bei der Mutter; diese behauptete immer, daß wenn dieses Kind sich einmal irgend etwas oder irgend Jemand in Kopf oder Herz setzen werde, es keine Macht der Erde wieder werde austilgen können und daß, wenn Helene stolz sei, sich dieser Stolz gegen Diejenigen kehren werde, die sich ihrem Entschlusse widersetzen. Ebenso hatte sie immer behauptet, daß das Alles über Nacht kommen werde, und als es kam, war sie weniger überrascht als erschrocken. Auch meine Mutter war schwankend. Als junge Frau nahm sie Partei für die Liebe und als Schwester für den

Empfohlenen ihres gelehrten Bruders, aber mein Vater, auf dessen Urtheil sie so viel gab, war am Ende doch stärker als der abwesende Bruder und brachte sie dahin, daß sie zur Zeit mehr gegen als für die Heirath war. Doch spielt meine Mutter in dieser Geschichte eine zu kleine Rolle, als daß wir ihre Gefühle, mit denen sie dabei betheiligt war, näher auszuführen brauchen.

Außerdem kenne ich das Alles nur aus spätern Mittheilungen. Als Augenzeuge kann ich nur erzählen, was ich wirklich mit Augen gesehen.

Ungefähr vierzehn Tage nach dem ersten Besuche, kehrte Herr Wilhelm Gerhard wieder und zwar allein, ohne seinen Schwager, was ihm im Allgemeinen sehr zum Vortheile gereichte. In Folge dessen lud man ihn ein, diesmal länger zu bleiben und er blieb auch drei Tage. Sein etwas furchtsames und schüchternes Wesen gab ihm einen Anstrich größerer Jugend als er wirklich besaß, und dieses wieder flößte mehr Vertrauen ein. Man glaubte ihm gerne und mein Vater übernahm es, ihn über seine Vermögensverhältnisse auszuforschen. Es war bald unzweifelhaft, daß er in seiner Stadt S.. ein zweistöckiges Haus besaß und ein zweistöckiges Haus in dieser wohlhabenden Kreisstadt war ein Besitz, der zu einer Mitgift von zehntausend Gulden W. W. im höchsten

Grade berechtigte. Freilich konnte man vom Besitze dieses Hauses nicht leben und hatte Wilhelm Gerhard, wie er offen eingestand, auch kein eingerichtetes Geschäft; aber er war erst vor Kutzem von Reisen heimgekehrt, hatte noch keine Zeit sich einzurichten und gestand außerdem mit Offenheit ein, daß er sich verheirathen und die etwaige Mitgift zur Errichtung eines Geschäftes benutzen wolle. Practischen Männern, wie Vater und Großvater waren, konnte es nicht mißfallen, daß ein junger Mann nach einem beträchtlichen Heirathsgut ausblicke und daß er ein Geschäft erst mit Fonds in Händen beginnen wolle. Die Stellung des jungen Mannes wurde im Hause eine viel bessere; man machte Spaziergänge mit ihm, man erlaubte ihm dem jungen Mädchen den Arm zu geben auch dem Rest der Gesellschaft manchmal einen Vorsprung abzugewinnen und Worte auszutauschen, die die Andern nicht hören konnten. Ich erinnere mich genau, wie oft ich auf diesen Spaziergängen von meiner Mutter zurückgerufen wurde, wenn ich mich, alter Gewohnheit folgend, an Tante Helene angehängt hatte. Wilhelm Gerhard reiste nicht ab, ohne dem Großvater seine Absichten kund gethan zu haben.

Ungefähr zehn Tage später wurde aus der Scheune die alte Kalesche hervorgezogen und vom Knechte in

allen ihren Theilen auf das sorgfältigste geputzt und hie und da sogar frisch angestrichen; sie hieß in der Familie nur die Arche Noäh und stammte aus der Verlassenschaft eines Dekans, nach dessen Tode sie mein Großvater um volle fünfundfünfzig Gulden ersteigert hatte. Neben diesen fünfundfünfzig Gulden hatte sie noch allerlei Kosten verursacht, da sie roth angestrichen war, wie sämmtliche Kaleschen der reichen Pfarrer, Dekane und Pröbste der Umgegend und mein Großvater nicht für einen Geistlichen gehalten werden wollte. Die rothe Farbe wurde demgemäß mit einer blauen überzogen. Da aber das Blau nicht dick genug aufgetragen war, außerdem der Zeit und dem Wetter wich, schlug das geistliche Roth durch die dünne Hülle immer wieder durch und es gab eine höchst niederschlagende Farbenmischung. Trotzdem war die Arche Noäh der Stolz des Großvaters und der ganzen Familie, denn wir waren die einzigen Bürgerlichen der ganzen Umgegend, die eine Kalesche besaßen; dennoch, da mein Großvater es nicht liebte, übertriebenen Luxus zu treiben und vor Allem den Neid seiner Mitbürger nicht wecken wollte, kam die Arche Noäh nur bei seltenen und höchst feierlichen Gelegenheiten zum Vorschein. Es ging gewiß immer etwas Großes vor, wenn sie selbst aus der Scheune hervorgezogen und wenn die Kissen und

das Spritzleder aus der Kammer, wo man sie besonders verwahrte, hervorgeholt wurden. Heutzutage würde eine verweichlichte und verderbte Welt mit Spott auf eine Kalesche niedersehen, die vorn unmittelbar auf der Achse lag und in diesen Theilen ebenso erschüttert wurde wie jeder gewöhnliche Bauernwagen, damals aber war man stolz auf die zwei weit ausgebogenen Federn, auf denen sie sich mit dem hintern Theile zu wiegen begnügte. Es ist wahr, daß man in der Arche Noäh niemals eine Reise ohne irgend einen kleinen Unfall zurücklegte, da sie bereits ein bedeutendes Alter hinter sich hatte und daß die Großmutter den Großvater immer mit größerer Besorgniß in der Kalesche als in einem gewöhnlichen Bauernwagen abreisen sah — aber es war doch eine Kalesche, und da man sie besaß, war man es sich und seiner Würde schuldig sie bei großen Gelegenheiten zu benutzen. Das Erscheinen der Kalesche auf dem Hofe war immer ein Ereigniß, erfüllte mein Gemüth immer mit großer Feierlichkeit und prägte sich darum meinem Gedächtnisse ein. Und so erinnere ich mich ganz wohl, wie der Großvater hineingehoben wurde, wie ihm mein Vater nachstieg, wie Beide ihre Sonntags-Kleider anhatten und wie die Großmutter Beiden anempfahl, sich das Haus Gerhards doch recht anzusehen und sich überhaupt genau

zu erkundigen; ferner wie Mutter und Großmutter der Kalesche lange nachsahen, so lange sie sichtbar war und wie sie dann noch gedankenvoll im Hofe stehen blieben. „Mein armer Melchior,“ sagte endlich meine Großmutter, „ich hätte nicht gedacht, daß er in seinen alten Tagen und mit seinem Podagra noch so eine lange Reise von zwanzig Meilen machen werde. Was thut man nicht für seine Kinder! Wenn's nur zum Guten ausschlägt. Gott gebe es!“

Vater und Großvater blieben viele Tage aus, denn ein Weg von zwanzig Meilen mit eigenen Pferden und einer Kalesche wie die unsrige, auf schlechten Wegen, wie man sie damals in unserem Land enicht anders kannte, nahm wenigstens drei Tage in Anspruch und so mochten wohl an zehn Tage vergangen sein, als die Kalesche wieder in den Hof einfuhr, Großmutter und Mutter ihr entgegen, während Tante Helene in der Stube blieb und unwillkürlich nach der Rampe des Kachelofens griff um sich daran zu halten. Sie trat erst auf den Hof, als der Vater ausrief: „Wo ist denn das Mädel?“ Er drückte sie in seine Arme, küßte sie und sagte mit bebender Stimme: „Nun gebe Dir Gott alles Glück und mögest Du's nie bereuen! Du bist Braut.“ Auf dieses Wort brach Alles in Weinen aus; ich weinte mit und alle Mägde, die auf den Schwellen der

beiden Hausthüren erschienen waren, um die Kalesche zu sehen, weinten ebenfalls mit und Alle wußten sogleich wer der Bräutigam war, obwohl es ihnen Niemand gesagt hatte und obwohl sie gethan hatten, als ob sie gar nichts merkten. Sie fanden auch Alle, daß Fräulein Helene ganz recht gethan habe und daß sie einen sehr schönen Mann bekomme, der sehr vornehm aussehe. Helene gab Allen die Hand und lief dann in ihr Zimmer um sich auszuweinen. Ich lief ihr nach, denn ich hielt es für meine Pflicht ihr ebenfalls zu sagen, daß sie Recht habe, wie's die Andern gethan hatten. „Weine nicht, Tante Helene," rief ich ihr schon von der Schwelle zu, „Du hast ja ganz recht gethan." Sie nahm mich auf ihren Schoos, küßte mich und sagte: „Gott gebe, daß Du wahr sagest." Dann fing sie noch heftiger zu weinen an und ich wußte nicht mehr, was ich sagen sollte.

Drittes Capitel.

Der Bräutigam kam bald, und da er zu Hause nichts zu thun hatte, blieb er mehrere Tage, und das war für uns Kinder eine lustige Zeit; er brachte uns Hanswürste und Steckenpferde mit und zu den Besuchen, die er mit seiner Braut in der Nachbarschaft machte wurden wir und zwar immer in der Arche Noäh mitgenommen. Im Hause wurde viel besser gekocht als sonst; Gänse und Truthühner, unsere guten Bekannten verschwanden vom Hofe und ich durfte bei den großen Mahlzeiten immer mit dabei sein. Da saß Onkel Gerhard immer neben der Tante Helene und ich sah es ganz deutlich, wie sie manchmal unter dem Tisch einander die Hände drückten. Ich sah auch, wie der neue Onkel die Tante manchmal, wenn sie allein waren, da ich nicht zählte, sehr herzlich und oft umarmte und küßte. Ich glaubte nun den deutlichsten Begriff vom Zustande der Brautschaft zu haben. Dieser setzte sich

für mich aus Besuchen in der Kalesche, aus gebratenen Gänsen und Truthühnern, Sonntagskleidern, Händedrücken und Küssen zusammen. Es schien mir der schönste Zustand der Welt und ich begriff sehr wohl, daß Neuberg, der zu diesem Zustand nicht kommen konnte, der einzige Traurige in der Gesellschaft war; der Leser weiß es schon, daß dieser ebengenannte junge Mann zu den unglücklichen Bewerbern der Tante Helene gehörte. Er war der Sohn des Dorfarztes, der, solange er lebte, der gute Freund des Hauses gewesen, und dessen Freundschaft sich auf den einzigen Sohn vererbte. Auch er hatte Arzt werden sollen, fiel aber zu wiederholten Malen durchs Examen, ergab sich in sein Schicksal und lebte auf dem Dorfe von der Rente des kleinen Vermögens, das ihm sein Vater hinterlassen. Er hatte keine andere Beschäftigung als die, der Tante Helene alle möglichen Aufmerksamkeiten zu erweisen, immer für sie besorgt zu sein und ihr trotz wiederholter Zurückweisungen den Hof zu machen. Er gab es selber zu, daß er gar nicht der Mann sei, der auf ein Mädchen wie Helene Brant Ansprüche erheben dürfe. Er nannte sich selbst eine Vogelscheuche, eher gemacht abzustoßen als anzuziehen und einen Menschen, der offenbar zu Nichts nütze sei, da er nicht einmal das leichte chirurgische Examen habe machen können.

Aber wer konnte ihm verbieten die Reize Helenens und alle ihre Vorzüge anzuerkennen und sie zu lieben. Was wäre es, wenn er das nicht thäte, was ihm allein einen Werth in seinen eigenen Augen gab. Es war gewiß ein Zeichen seiner Aufrichtigkeit, daß er nach der Verlobung wie vorher alltäglich ins Haus kam, freilich noch etwas schweigsamer als sonst und nach einigen Tagen auch etwas trauriger. Es fragte ihn Niemand nach der Ursache und das gerade bewog ihn sich darüber auszusprechen und zwar gegen meine Mutter.

„Ihr meinet Alle," sagte er eines Tages nach der Abreise Gerhard's, „daß ich aus Eifersucht traurig bin, oder weil Helene einen Andern gewählt hat. Nicht im Geringsten, ich finde das natürlich, aber ich weiß, daß Ihr über die Verhältnisse des Verlobten nicht im Klaren seid und das man Helenen verlobte, weil sie verliebt ist. Wenn sie nun ihre Liebe in Unglück stürzt?"

„Nun," fragte meine Mutter zurück, „hätten Sie an unserer Stelle anders gehandelt? Sie behaupten ja immer, daß die Liebe bei einer Heirath die Hauptsache sei, hätten Sie Helenen einen Mann versagt, den sie liebt, nur weil er arm ist?"

„Gott bewahre" rief Neuberg, „ein Mal weil es gegen meine Grundsätze wäre, dann weil sich

Helene nichts versagen läßt. Hättet Ihr Euch dieser Heirath widersetzt, sie hätte ihn erst recht und trotz Euch genommen."

„Nun also?" fragte meine Mutter wieder.

„Ich wünschte nur," fuhr Neuberg fort, „daß Ihr Personen und Verhältnisse besser kennen gelernt hättet. Dann wenn etwas nicht richtig ist ließe sich doch vorbauen."

Meine Mutter tröstete ihn damit, daß die Brautreise demnächst unternommen werden solle. Es war nämlich Sitte in bürgerlichen Kreisen unseres Landes, daß die Braut, wenn sie sich auf eine gewisse Entfernung verheirathete, vorher in Begleitung von Anverwandten das Haus des Bräutigams besuchte, um Haus und Familie kennen zu lernen. Meine Mutter sollte die Brautreise mitmachen und sie versicherte dem besorgten Neuberg, daß sie sich recht umsehen wolle. Sie war dazu um so mehr entschlossen als es der ganzen Familie gleich nach der Verlobung wie Schuppen von den Augen fiel und sich Jedermann sagte, daß man sich von dem Wunsche, Helenen zu gefallen, zu sehr hinreißen lassen und die ganze Angelegenheit überstürzt habe.

Die Reise wurde gemacht, da ich aber nicht mit von der Partie war, so kann ich nur berichten was ich mit Staunen nach der Heimkehr durch mehrere

Tage immer wieder und wieder erzählen hörte. Zwar die Tante Helene selbst erzählte Nichts, dafür aber Mutter und Großmutter desto mehr; sie waren von Allem was sie erlebt hatten so entzückt, daß sie sich, wenn sie Vater und Großvater nicht zu Zuhörern hatten, die ganze Geschichte selber recapitulirten. Nach diesen Berichten stand es in den Gerhard'schen Familien aufs Schönste und Beste. Des Bräutigams Mutter war eine vorzügliche Frau, seine Schwestern ganz vortreffliche Personen; Helene konnte sich unmöglich eine bessere Schwiegermutter und bessere Schwägerinnen wünschen, selbst Herrn Altmann, dem Schwager, hatte man unrecht gethan. Es war allerdings wahr, daß er zu hoch hinaus wollte, daß er zu sehr wie ein großer Herr lebte, dafür aber hatte er auch die Manieren eines großen Herrn, wie man überhaupt von der ganzen Familie Lebensart und Sitte lernen konnte. Es war erstaunlich, wie sie sich in dem Gerhard'schen Hause auf das Vornehmsein verstanden. Bei Tische z. B. hatte Jedermann bis auf das kleinste Kind eine Serviette, ein Luxus, der damals in unserer Gegend noch sehr selten war. Der Braut und ihren Begleiterinnen brachte man des Morgens Orangen ins Bett. Solcher Kleinigkeiten wußten die Heimkehrenden unzählige zu berichten und priesen Helenen glücklich, in solcher Um-

gebung und in einer so großen Stadt künftig leben zu können. Nur Eines fiel störend auf. Der Bräutigam hat der Braut die von der Sitte unumstößlich gebotene Perlenschnur nicht geschenkt. Mein Vater fragte gleich darnach und war sehr unangenehm berührt, als man sie ihm nicht zeigen konnte. Man beruhigte ihn damit, daß die Perlenschnur ganz gewiß nachkommen werde, daß sie der Bräutigam während des Besuches, wie es die Sitte gebot, uns darum nicht geschenkt, weil in dieser Stadt keine zu haben war, die er für schön und Helenens würdig genug gehalten hätte.

Trotz dieser Versicherung blieb mein Vater, der nun einmal argwöhnisch war, verstimmt, und bald sollte die Verstimmung bei ihm und bei allen Andern noch größer werden.

In all dem Rumor und in all den Aufregungen nach der Heimkehr hatte man nicht bemerkt, daß Neuberg verschwunden war, und man war sehr erstaunt, ihn nach einigen Tagen vom Walde herab auf der Landstraße daherkommen zu sehen, mit einem Felleisen auf dem Rücken und einem Stock in der Hand, bestaubt und etwas vernachlässigt und müde, ganz wie ein Mann, der eine größere Fußreise hinter sich hatte. Man ließ ihn am Hause nicht vorübergehen, man rief ihn auf den Hof und er sollte er-

zählen, woher er komme, welche wichtigen Angelegenheiten ihn, der seit Jahren das Dorf nicht verlassen, in die Ferne getrieben haben. Er setzte sich hin an die Seite des Großvaters, räusperte sich und war offenbar in Verlegenheit. „Nun," sagte er endlich, „eben weil ich seit Jahren das Dorf nicht verlassen, ist es natürlich, daß ich auch einmal eine Reise machte. Die wichtigen Geschäfte, die ich hier versäumte! nicht wahr, ist es nicht gleichgültig, ob ich meine faule Haut hier oder anders wo herumschleppe. Reist doch heut zu Tage alle Welt."

Darauf brachte er das Gespräch auf einen andern Gegenstand, erzählte etwas von einem Vetter und fragte die Großmutter wie sie mit ihrer Reise zufrieden sei? Die Großmutter fing, schnell bereit, das bekannte Lied von der Vornehmheit und von der Lebensart des Gerhardi'schen Hauses zu singen an und merkte in ihrem Eifer nicht, wie ihr Neuberg mit einem bedenklichen Kopfschütteln zuhörte und manchmal ein „hm, hm" oder „so, so" dreinbrummte und dabei das Kinn auf den Knopf des Stockes stützte. Sie war sehr überrascht, als Neuberg in einem Augenblicke, da Helene, vielleicht müde, die Erzählungen von der Vornehmheit ihrer neuen Anverwandten anzuhören, in's Haus gegangen war, sich plötzlich vorwärts neigte und halblaut in den

Kreis hineinsagte: „Ich war auch in S.. und ich kenne jetzt die ganze Familie so gut wie Ihr und vielleicht besser."

„Was? wie?" fragte Alles wie aus einem Munde.

„Was sollte ich hier wenn Helene fort war," sagte Neuberg mit großer Einfalt. „Da dachte ich: du gehst auch nach S.. und erkundigst dich dort; auf die Weiber kann man sich ja doch nicht verlassen, die lassen sich Sand in die Augen streuen, und daß ich Recht hatte, habt Ihr mir eben bewiesen, Frau Brant."

Die Großmutter wollte auffahren, er aber machte eine beruhigende Bewegung mit der Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Ich habe Euch nicht beleidigen wollen und es handelt sich da gar nicht darum ob wir miteinander empfindlich sein wollen, sondern es handelt sich um das Glück Helenen's."

„Er hat Recht," sagte der Großvater und zu Neuberg gewendet, fragte er: „Und was hast Du ersehen?"

Neuberg stand auf, bückte sich vor und sagte mit einer heftigen Armbewegung und mit eindringlicher Betonung, obwohl halb leise: „Ruinirt, verschuldet, die Haare auf dem Kopfe sind sie schuldig, kein Stein ihres Hauses gehört mehr ihnen — die Mit-

gift wird nicht hinreichen alle Schulden zu bezahlen. — Und die Orangen, die Ihr gegessen habt," sagte er zur Großmutter und zu meiner Mutter, „sind auch noch nicht bezahlt, und die Perlen die kommen werden, sind auf Borg bei einem Wucherer genommen, dem sie nach der Hochzeit zu dreifachem Preise bezahlt werden sollen."

Nach dieser Mittheilung drehte sich Neuberg rasch um und ging, wie empört, daß man diese Angelegenheit so leichtsinnig betrieben, dem Dorfe zu.

Die ganze Gesellschaft blieb wie in Erstarrung sitzen; Eins sah das Andere an, ob man nicht das Schweigen brechen wolle, aber Keines hatte den Muth dazu. Wie vorauszusehen war, fand die Großmutter zuerst das Wort wieder: „Bah," rief sie, „Narrenspossen, als ob man nicht wüßte, daß man dem Narren aufbinden kann was man will. Und ein guter Junge wie er immer sein mag, darf man doch nicht vergessen, daß er von Helenen einen Korb bekommen hat, den er nicht verwinden kann. Was erfindet nicht Alles die gekränkte Eitelkeit und die Eifersucht."

„Nein, nein," schüttelte der Großvater den Kopf, „der Neuberg erfindet Nichts, und was er sagt, hat jedenfalls —"

Er unterbrach sich, denn Helene trat wieder in den Hof. Alles schwieg und Niemand wußte was draus zu machen, als sie ihren Blick rasch prüfend über die Gesichter streifen ließ, und den Kopf an die Pfoste der Hausthüre lehnend und die Arme ineinander verschränkend traurig vorsich hinlächelte. Der Großvater lud sie ein sich zu ihm auf die Bank zu setzen, und legte den Arm um ihren Nacken. Er wollte sprechen, aber er konnte nicht. Mein Vater, als er Thränen in den alten Augen sah, sprang verdrüßlich auf, legte die Arme über den Rücken zusammen und ging von dannen; die Großmutter und meine Mutter fingen bei demselben Anblick zu schluchzen an. Nur Helene blieb ruhig und sagte: „Vater, gieb Dir keine Mühe, ich weiß was Du mir sagen willst. Was soll ich thun? Was befiehlst Du? Ich bin zu Allem bereit. Nur abschreiben will ich ihm nicht, denn ich liebe ihn und lasse nicht von ihm, was immer daraus folgen möge.“

„So weit mein Kind, sind wir noch nicht,“ erwiederte der Großvater mit sichtlicher Anstrengung „wir wollen nur genau wissen, was von der Sache zu halten. Gehe hinein und schreibe ihm in zwei Worten, daß er hierher kommen und uns Rechenschaft geben solle.“

„Das will ich thun Vater, um Deinetwillen,“ sagte Helene und ging sofort in's Haus.

Mein Vater, Helenens Bruder, war unglückseliger Weise nicht so sanftmüthig wie sein Alter. Als er hörte, daß Helene an ihren Bräutigam schreibe, eilte er hinein zu ihr und beschwor sie, die Sache sogleich und ein für allemal abzumachen. Einen solchen Menschen, der keinen Stand, kein Geschäft, kein Vermögen, nichts als Schulden habe und nichts könne als etwas Violinspielen, könne sie ja doch nicht heirathen. Da ihm Helene nur mit ruhigem Lächeln antwortete, erzürnte er sich immer mehr und befahl ihr ihm sogleich zu schreiben, daß sie ihn als einen Betrüger ansehe und drohte ihr, wenn sie das nicht thue, sie nicht mehr als seine Schwester betrachten zu wollen.

„Ich werde es nicht thun,“ antwortete Helene ruhig und mein Vater verließ sie im höchsten Zorn und versicherte draußen im Hofe, daß er sich in die dumme Geschichte nicht mehr mischen wolle und daß er die eigensinnige Schwester ihrem Schicksale überlasse.

Am selben Abend kam ein kleines Packetchen an, das, wie Alles an Melchior Brant & Sohn Adressirte, bei meinem Vater abgegeben wurde, er öffnete es; es waren die Perlen. Unwillig warf er sie auf



den Tisch, dann in der Aufregung, da ich allein mit ihm im Zimmer war, legte er sie mir in die Hände und sagte: „Bringe sie hinüber der Tante Helene und sage ihr, das sind Thränen und daß sie von dort aus nichts Anderes erwarten solle.“

Ich hatte von jeher einen Stolz dareingesetzt meine Commissionen gut zu bestellen und mit den Perlen in der Hand wiederholte ich mir meinen Auftrag während des ganzen Weges hinüber in das Haus des Großvaters. Helene saß in einem Winkel am Ofen als ich vor sie hintrat. Ich hielt ihr die Perlen vor die Augen und sagte: „Papa läßt Dir sagen: das sind Thränen und daß Du von dort aus nichts Anderes erwarten sollst.“

Tante Helene ergriff die Perlen, drückte ihr Gesicht darein und im selben Augenblicke war die Schnur in ebensoviele Thränen getauft als sie Perlen enthielt.

Viertes Capitel.

Onkel Gerhard ließ nicht lange auf sich warten; er kam auf die Vorladung der Tante in der möglichst kurzen Zeit. Von allen Mitgliedern der Familie, Tante Helene ausgenommen, war ich vielleicht der Einzige, der ihn mit der alten Herzlichkeit empfing. Ich wußte wohl schon, daß er kein Geld hatte und wußte auch, da ich in einem Geschäftshause erzogen war, daß man dem Gelde viel Achtung schuldig sei, aber in mir überwog die alte Liebe zum Onkel Gerhard und das Mitleid, daß er kein Geld haben sollte. Als ob er das gefühlt hätte, kehrte er von den kalten Händedrücken und Begrüßungen immer wieder zu mir zurück, um mich auf's Neue zu küssen. Ich bemerkte auch, daß es mit dem Kochen und Backen diesmal nicht so eifrig herging wie früher und bei Tische machte ich die laute Bemerkung, daß wir sonst, wenn Onkel Gerhard da war, besser zu essen bekamen. Von dem Augenblicke an wurde das

Gespräch noch ärmer als es bis dahin gewesen und der Abend wäre in der größten Schweigsamkeit und allgemeiner Beengung hingegangen, wenn ich nicht gleich bei der Ankunft des Onkels bemerkt gehabt hätte, daß er diesesmal seine Violine mitbrachte. Mutter und Großmutter hatten von seinem Violinspiel so viel erzählt, daß ich wirklich außerordentlich begierig war ihn zu hören. Ich forderte ihn zum Spielen auf und leistete der Gesellschaft, die nicht wußte was mit sich und ihm anzufangen, einen ebenso großen Dienst, als ich ihr vorhin eine Verlegenheit bereitet hatte. Alle Welt stimmte mit ein und Onkel Gerhard holte seine Violine, die er wie er sagte mitgebracht, weil er es meiner Mutter versprochen hatte. Er spielte mehrere ungarische und Zigeunerweisen. Ich hätte nicht den Muth mein siebenjähriges Urtheil hier für ihn abzugeben und zu sagen, daß er vortrefflich spielte, wenn es nicht auch mein Großvater gesagt hätte, der als Böhme in seiner Jugend ebenfalls gespielt hatte, und wenn ich mich nicht erinnerte, welche Wirkung Onkel Gerhard mit seiner Violine hervorbrachte. Vergaß doch selbst mein Vater darüber, daß es ein über den Kopf verschuldeter Mensch war, der so spielte. Schon nach dem ersten Stücke war der böse Geist gebannt, der den ganzen Abend über dem Kreise gewaltet hatte. Alles war

aufgeregt, Alles war gerührt und man sprach mit dem Onkel Gerhard, wie man immer mit ihm gesprochen und als ob er keinen Kreuzer Schulden hätte. Meine Großmutter ließ sich zu dem Ausruf hinreißen: Der Besitz einer solchen Kunst sei allein fünftausend Gulden werth und mein Vater flüstere meiner Mutter, auf deren Schooß ich saß, in's Ohr, man sollte glauben, daß man nichts besitzen dürfe, um ein solcher Künstler zu sein. Meine Mutter hingegen antwortete ihm, daß man viel Kummer haben müsse um so traurig spielen zu können. Am ruhigsten war wieder Tante Helene, die in ihrem Winkel am Ofen saß, im dunkelsten Winkel der Stube, in dem man Nichts sah, als ihre Augen, die aus dem Dunkel hervorleuchteten.

Der Großvater war nach diesem Spiele nicht in der Stimmung, die Hauptangelegenheit, wie er sich vorgenommen hatte, noch heute mit dem Onkel Gerhard zu behandeln und ihn betreffs seiner traurigen Verhältnisse zu verhören. Er verschob dieses schmerzliche Geschäft auf morgen. Als aber der Morgen anbrach, war der Onkel Gerhard über alle Berge.

Die Ueberraschung war sehr groß und Niemand wußte wie er sich dieses Verschwinden deuten solle; mein Vater war schon geneigt die Sache als abge-

macht und zwar als glücklich abgemacht zu betrachten, als Tante Helene hervortrat und erklärte, sie habe ihren Bräutigam zu dieser schnellen Abreise bewogen.

„Du hast mit ihm gebrochen, Du hast ihm den Abschied gegeben?“ fragte mein Vater rasch.

„Nein,“ antwortete Helene trocken, „ich wollte ihm Euere Verhöre ersparen und die Geständnisse, die er Euch zu machen hatte. Es war ihm leichter in dunkler Kammer die Geständnisse mir zu machen und ich werde sie Euch nicht vorenthalten.“

Sie nahm einen Stuhl, setzte sich meinen und ihren Eltern gegenüber und begann im ruhigsten Erzählertone: Gerhard ging in seinem neunzehnten Jahre auf Reisen, kurz nach dem Tode seines Vaters. Dieser hatte ihn zum Kaufmann bestimmt, Gerhard fühlte aber keinen Beruf zum Kaufmannsstande und ging in die Welt um sich umzusehen, wie und wo er seinen Neigungen gemäß, sein Glück machen könne. Er war nicht dazu geschaffen, hinter dem Ofen seines väterlichen Hauses sitzen zu bleiben. Sein Vormund, Herr Altmann, gab ihm eine kleine Summe mit, die bald dahin war. Glücklicherweise machte er die Bekanntschaft eines jungen ungarischen Magnaten, der ihn sehr lieb gewann und ihn an seine Person, als Secretair, als so etwas, mehr

noch als Freund attachirte. Mit diesem ungarischen Edelmann durchzog er die verschiedensten Länder, vorzugsweise die ungarischen. Er war glücklich, er ritt, er jagte, er verbrachte seine Zeit auf den Steppen Ungarns, er lernte die Violine spielen von den Zigeunern und einige glückliche Jahre vergingen ihm in einem lustigen und wilden Leben. Er war indessen großjährig geworden und er schickte seinem Schwager und Vormund Gregor Altmann, auf dessen Verlangen eine Vollmacht, sein Vermögen nach Belieben zu verwalten. Was lag ihm an diesem kleinen Vermögen, dessen er nicht bedurfte! Es beunruhigte ihn auch sehr wenig, als er erfuhr, daß Herr Altmann sich in allerlei Speculationen einlasse und höchst wahrscheinlich sein Vermögen verthue. Er hatte eine gute und angenehme Stellung und freute sich nur, daß sein väterliches Erbe seiner Familie zu Gute komme. Da stürzte der ungarische Magnat, sein Freund, von einem wilden Pferde und starb in Folge des Sturzes. Gerhard stand plötzlich hülf- und brodlos da. Der Magnat hatte ihm versprochen dauernd für ihn zu sorgen, aber seinen Erben, entfernten Anverwandten war Gerhard unbekannt. Zur selben Zeit erhielt er einen Brief, der ihn um rasche Hilfe für seine Familie anging und ihn bat, im geeigneten Falle selber nach Hause zu kommen. Ger-

hard hatte in Ungarn Nichts mehr zu suchen, das Land war ihm durch den Tod seines lieben Freundes verleidet und er eilte auf diese Aufforderung in die Heimat zurück. Hieß es doch in dem Briefe, daß es sich um Ehre und Wohlergehen der ganzen Familie handle. Dem war auch so. Wäre Gerhard nicht zurückgekehrt, hätte der Schwager wegen Schulden, vielleicht wegen Aergerem, in's Gefängniß wandern müssen und wäre das Haus, die einzige Zufluchtsstätte seiner alten Mutter, verkauft worden. Gerhards Erscheinung flößte den Gläubigern, welche zum Theil seine Gläubiger waren, da Altmann, die Vollmacht benützend, auf seinen Namen Schulden gemacht hatte, wieder Vertrauen ein. Es leuchtete ihnen ein, daß sie mit Strenge verfahrend nur eine bis dahin ehrenwerthe und geachtete Familie zu Grunde richten würden, ohne sich selbst zu nützen und daß sie nur gewinnen könnten, wenn sie Gerhard eine Frist gestatteten. Altmann stellte ihnen vor, daß es Gerhard nicht fehlen könne, daß er in Kurzem eine gute Partie machen müsse und daß sie mit Hilfe der Mitgift befriedigt werden sollten. Gerhard erkannte, daß auf ihm allein die Rettung der Familienehre beruhe. Diese auf eine andere als die vom Schwager eingeleitete Weise herbeizuführen — dazu fehlte es ihm an Zeit, da die Gläubiger eine genau

begrenzte Frist bestimmten. Wollte er auf Alles das nicht eingehen, so wurde seine Mutter mit beiden unverheiratheten Schwestern obdachlos und mußte er selbst mit seinem Schwager in's Gefängniß wandern und die Mutter sammt der ganzen Familie dem Elende preisgeben. Unerfahren in den Geschäften und in dergleichen Angelegenheiten und entsetzt über die Verwirrung, über das Gewebe von Vergehen und Leichtsinn, in das er blickte, war es dem Schwager leicht sich seiner ganz zu bemächtigen und ihm das Versprechen abzuringen, sich von ihm leiten zu lassen, bis sie Beide aus den drohenden Gefahren gerettet sind. Das Alles erzählte er mir heute ausführlich, aber ich wußte es von Anfang an aus einzelnen Mittheilungen. Mich hat er nicht betrogen; ich wußte was ich that. Ja es ist wahr, er kam von seinem Schwager geführt hierher um mich zu betrügen, nur um meiner Mitgift halber, aber er kam das zweite Mal allein zurück, um mir die Wahrheit und Lebewohl zu sagen.

„Jetzt aber," rief mein Vater, „wirst Du dich doch nicht länger besinnen — jetzt, Da du weißt wohin Deine Mitgift wandern soll."

„Wird ihm damit geholfen," fragte Helene lächelnd, „wenn ihm meine Mitgift entgeht? Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich ihn liebe? Welchen bessern Dienst

kann mir die Mitgift leisten, als den, daß ich ihn damit vor Gefängniß und Schande bewahre? Er braucht meine Mitgift und er braucht mich. Er ist nicht ein practischer Mensch wie wir hier alle sind, er ist ein Künstler von Natur und es ist nicht seine Schuld, daß er um seine Jugend gekommen, ohne sich wie er es verdiente, ausbilden zu können."

Sie stand auf wie Einer, der in einer Verhandlung sein letztes Wort gesagt.

Die Zeit, die jetzt folgte, schwebt mir in meiner Erinnerung als eine überaus düstere vor. Man ging durch's Haus als befände sich ein gefährlicher Kranker darinnen. Der Großvater saß gedankenvoll in seinem Lehnstuhle; die Großmutter kam von Zeit zu Zeit herüber und erzählte wie unruhig Helene ihre Nächte verbringe. Bei meinem Vater äußerte sich die Trauer als Verdrießlichkeit und ich kann jener Zeiten nicht gedenken, ohne mich zugleich der verschiedensten Puffe zu erinnern, die ich damals in bedeutender Anzahl erhielt. Trotz dem entschiedenen Auftreten der Tante Helene, das zum Zwecke hatte alle Verhandlungen abzubrechen, ließ man doch nicht ab, man stellte ihr fortwährend vor, welchem Unglück sie entgegengehe und daß es ihr Klugheit und Pflicht gebieten, Gerhard den Abschied zu geben. Man konnte beinahe nicht anders mehr im Hause

sprechen und wie sehr mich die Angelegenheit zu Anfang interessirte, so hörte ich am Ende gar nicht mehr zu, wenn von diesen Dingen gesprochen wurde. Doch bleibt mir eine Scene ewig gegenwärtig, der Worte wegen, die dabei gefallen sind und die einen Eindruck auf mich machte, wie später selten irgend eine pathetische Scene eines Trauerspiels.

Es war an einem Morgen. Der Großvater saß wieder in seinem Lehnstuhle; Tante Helene stand am Ofen, vor einem Spiegel, den sie auf die mittlere Rampe gestellt hatte und kämmte ihr langes schwarzes Haar. Der Großvater sprach wieder über das Thema, über das nun schon seit Wochen gesprochen wurde. Tante Helene antwortete beinahe gar nichts mehr und das begriff ich vollkommen. Ich sagte mir, daß diese beständigen Reden die arme Tante fürchterlich langweilen müssen und ich bewunderte sie, daß sie nicht längst die Geduld verloren. Doch konnte ich bemerken, daß ihre Hand, während sie den Kamm durch die langen Haare führte, mehr und mehr erzitterte, als der Großvater von der Spitzbubenfamilie des Gerhard sprach. Sie hielt einen Augenblick lang im Kämmen inne, fuhr aber bald wieder fort. Auch der Großvater hatte, eine Antwort erwartend, geschwiegen. Da diese Antwort nicht kam, erhob er sich auf seine gichtkranken Füße,

streckte den rechten Arm aus, während er sich mit dem linken am Lehnstuhle hielt, und rief mit gewaltiger Stimme: „Helenchen, wenn Du dich auf alle Berge stellst, kannst Du dein Unglück nicht übersehen!“ Darauf wandte sich Helene zu ihm und ohne die Hand vom Kamme zu thun, aber mit blassen Lippen und glühenden Augen rief sie zurück: „Ich werde betteln gehen, aber vor Euere Thüre werde ich nicht kommen.“

Ich weiß nicht was darauf erfolgte; diese Scene steht in meinem Gedächtnisse für sich abgesondert wie ein Bild in einem Rahmen da. Ich weiß nur, daß endlich Hochzeit gehalten wurde und daß ich mich an dem Tage wiederholt zu meiner Mutter und zu Tante Helene beklagte, daß die Hochzeit nicht lustig sei. Ich wußte schon, wie eine Hochzeit sein sollte, denn vor etwas mehr als einem Jahre hatte sich die Tante Rosalie verheirathet und jener Tag schwebte mir als ein Muster eines Hochzeitstages vor. Der Bräutigam, ein lustiger Gutsbesitzer, hatte alle seine Brüder und Schwäger, sämmtlich dicke und rothbackige Landwirthe mitgebracht, der Großvater hatte die ganze Gegend geladen, man tanzte, man sang, Haus und Hof wiederhallten von Gelächter und die Dorfjugend knallte einen Böller nach dem andern los. Das war heute ganz anders. Unsererseits

hatte man nur die Familie geladen, Schwestern und Schwäger meines Vaters, welche die Heirath natürlich eben so ungern sahen, wie wir. Der Bräutigam hatte nur eine junge Schwester mitgebracht, die schüchtern durch's Haus schlich, als ob sie Vorwürfen ausweichen wollte. Für einen Tanz war nicht gesorgt und kein Mensch kümmerte sich um die Dorfjugend, welche ihre Böller aufgestellt hatte. So wenig ging an diesem Tage vor, daß er mir in der Erinnerung zu einem armen kurzen verdrießlichen Momente zusammenschrumpft.

Am nächsten Morgen reiste Helene mit ihrem Manne und ihrer Schwägerin in der Kalesche ab. Unter den Abschiednehmenden stand auch Neuberg. Als sie ihm die Hand reichte, zog er sie ein wenig aus dem Kreise der Umstehenden und sagte mit niedergeschlagenen Augen und stotternd: „Helene — Du weißt — ich habe etwas Vermögen — wenn Du einmal etwas brauchst —“

Zum Erstaunen Aller, die diese Worte nicht gehört hatten, schlang Helene die Arme um Neubergs Hals, küßte ihn auf beide Wangen und sprang dann in den Wagen, der sich schwerfällig in Bewegung setzte. Wir sahen nach, so lange wir nachsehen konnten, dann gingen wir schweigend in's Haus zurück, wie man von einem Begräbniß zurückkehrt.

Fünftes Capitel.

Als Helene am ersten Sonntag an der Seite ihres Mannes in die Kirche von S.. ging, stand an der Thüre ein kleiner alter Mann in fadenscheinigem Rocke, mit einem alten haarlosen Hute in der Hand. Helene hielt ihn für einen Bettler, als er sich bei ihrer Ankunft in Bewegung setzte und ihr mit dem Hut in der Hand und in unterthäniger Stellung entgegenging. Er gab diese Stellung nicht auf, trat ihr aber auf unschickliche Weise so nahe, daß er ihr Sonntagskeid mit dem schmutzigen Aermel seines Rockes berührte und sagte laut genug, daß es andere Kirchengänger hören konnten: „Wenn diese Perlen bis zum nächsten Sonntag nicht bezahlt sind, reiße ich Ihr sie vom Halse.“ Helene fuhr zusammen. Ihr Blick fiel auf ihren Mann, der auffuhr und den Arm nach jenem Fremden ausstreckte. Sie faßte diesen Arm und drückte ihn nieder. Dann löste sie die Perlenschnur vom Halse und reichte sie

dem Manne hin. „Nicht die Perlen will ich,“ kicherte spöttisch der Alte, „die sind verkauft, mein Geld will ich.“ Helene band die Perlen wieder um und ging in die Kirche.

Am nächsten Sonntag waren die Perlen bezahlt und waren die Perlen auch schon verkauft. Auch die Möbel des Hauses waren bereits bezahlt; auch mehrere Wechsel waren bereits eingelöst, und Helene in ihrer Thätigkeit war auch schon daran, die eben bezahlten Möbel des Hauses zu verkaufen, um noch fernere Schulden zu bezahlen. Bald darauf übernahm das Gericht die Fortsetzung dieser Thätigkeit und verkaufte das Haus. Dies in wenigen Worten die Schilderung der Flitterwochen der Tante Helene. Sie selber beschrieb sie auf dringendes Fragen ungefähr so in ihren nach Hause gerichteten Briefen. Keine Klage begleitete diese Schilderung, wohl aber die Versicherung, daß sie nach einem lange vor ihrer Hochzeit festgestellten Plane handle. Aber betteln ging Tante Helene nicht. Mit einer kleinen Summe, die vom Verkauf des Hauses übrig geblieben war, pachtete sie in der Nähe der Stadt S. eine sogenannte Häuslerwohnung mit einigen Strich Feldes; mit dem Werthe ihrer Festkleider, die sie verkaufte, schaffte sie die erste Aussaat an. Niemand von uns sah sie in diesen neuen Verhältnissen, sah sie auf

dem Felde arbeiten. Ihr Vater war zu krank geworden, um die Reise zu machen, und sie hatte sich ganz besonders ausbedungen, daß sie mein Vater nicht früher besuchen solle, als bis sie ihn einlade. Ein Jahr nach der Hochzeit schrieb sie uns, daß sie einen Knaben geboren und daß ihre wenigen Felder genug getragen, um ihre Familie sammt der alten Mutter ihres Mannes, die sie bei sich hatte, zu ernähren. In einem ihrer Briefe hieß es: „o wie herzlich würdet Ihr meinen Mann um Verzeihung bitten, wenn Ihr ihn bei Regen und Sonnenhitze auf dem Felde arbeiten oder die Frucht auf seinem Rücken zu Markte tragen sähet. Mein Kind, das Ebenbild seines Vaters, blüht und gedeiht. Abends, wenn er nicht zu müde ist, spielt uns der Vater auf der Violine vor. Wir sind glücklich.“

Als der Großvater von diesem Glücke hörte, verkaufte er seine Kalesche, seine Pferde, und verfügte, daß künftig für seinen Haushalt nur die Hälfte der bisherigen Summe aus der Casse der Compagnie genommen werde, schickte den Erlös für Kalesche und Pferde und die halbe Summe seines Haushaltungsgeldes für mehrere Monate an Helene. Das Geld kam nach einer Woche mit Dank zurück. Helene versicherte, daß sie es nicht brauche.

Es vergingen drei und vier Jahre; der Großvater wurde immer unbeweglicher, die Großmutter alterte rasch und was im letzten dieser Jahre vorging, kann ich im Einzelnen nicht mehr mittheilen, da ich mich um diese Zeit bereits in der Hauptstadt auf der Schule befand. Ich weiß nur, daß man damals zu Hause um Tante Helene mehr als früher besorgt wurde. Es war ein schlechtes Jahr. Im Frühling hatten starke Wolkenbrüche beinahe im ganzen Lande die Aussaat zerstört; was die Wolkenbrüche des Frühlings übrig gelassen, vernichtete eine furchtbare Sommerdürre. Man sah mit Schrecken dem Winter entgegen und es begann im Herbste eine allgemeine Flucht vor den erwarteten Schrecken der Hungersnoth dieses Winters. Die Regierung und einige große Magnaten benutzten das Unglück Böhmens, um Ungarn zu bevölkern und in unangebauten Gegenden dieses Landes Colonien anzulegen. Man erließ Proclamationen, die zur Auswanderung nach Ungarn aufforderten, und Geistliche und Aemter, welche in der Auswanderung die einzige Rettung vor der Hungersnoth sahen, unterstützten diese Proclamationen und munterten das arme Volk auf, indem sie ihm auch Anweisungen über Wege und Ziele gaben. Es war damals, als ob die halbe Bevölkerung Böhmens auswandern wollte. Von

Auswanderungen nach Amerika wußte man noch nichts in diesem Lande, und so wandten alle vom Elend Bedrohten ihre Blicke dem üppigen, fruchtbaren Ungarn zu, das ihnen als ein gelobtes Land gepriesen wurde. Auf allen Wegen sah man Schaaren zu Fuß und zu Wagen sich dem Osten entgegenbewegen.

Der Schrecken in unserm Hause war groß, als das Gerücht dahin drang, daß auch Tante Helene mit Mann und Kind auswandern wolle. Der Großvater war unfähig, zu ihr zu eilen, um sie zurückzuhalten und so war mein Vater gezwungen, sein Wort zu brechen und sich ihr auch ohne Einladung wieder zu nähern. Er kam durch Prag, wo er mich abholte, da ich eben Ferien hatte, und wir setzten die Reise nach S. in Eile fort.

Wir fanden das Haus, das Tante Helene gepachtet hatte, bereits von einem anderen Miethsmanne bewohnt, von diesem aber erfuhren wir, daß die Familie Gerhard in einem kleinen mit Leinwand bedeckten Leiterwagen, der von einem Pferde gezogen wurde, erst gestern die Reise angetreten habe. Es konnte uns nicht schwer werden, den mit allerlei Hausrath beladenen Einspänner mit unsern zwei guten Pferden zu erreichen. Mein Vater besann sich auch nicht lange und wir legten noch am selben Tage

eine Strecke auf der mährischen Straße zurück. Nachdem wir in einem kleinen Städtchen übernachtet und die Pferde hatten gehörig ausruhen lassen, setzten wir am nächsten Morgen die Reise im raschen Trabe fort. Die Flüchtlinge konnten nicht mehr ferne sein und wir sahen fortwährend und mit angestrengten Augen der Straße nach, ob wir sie nicht bald entdeckten. Wir kamen an manchem Auswandererwagen vorüber, aber es war immer nicht der, den wir suchten. Gegen Mittag sahen wir abseits vom Wege im Schatten eines Waldsaumes eine Gruppe, die wir jedenfalls in der Nähe sehen mußten, um nicht möglicherweise an Denen, die wir suchten, vorüberzufahren. Wir ließen Wagen und Pferde unter der Hut des Kutschers auf der Straße und gingen durch den Wald jener Gruppe entgegen. Unser Weg führte uns durch ein Dickicht, das uns die Gruppe bald verbarg, und wir wußten nicht, ob wir die dahin führende Richtung einschlugen, als mit einem Male, als wollte er uns auf den rechten Weg führen, der Ton einer Violine erklang. Wir hielten Beide inne. Mein Vater lehnte sich an einen Baumstamm und ich glaube, daß er geweint haben würde, wenn ich nicht zugegen gewesen wäre. Leisern Schrittes und vorsichtig ging er endlich vorwärts und suchte alles Geräusch der Zweige und der Schritte

durch das Laub zu vermeiden. Ich folgte ihm und wir kamen an eine Stelle, kaum zwanzig Schritte von der Gruppe, die wir hier genau und mit Muße betrachten konnten. Ein kleiner mit einer weißen Plaue gedeckter Bauernwagen stand am Saume des Waldes auf ebenem Boden und daneben ein ausgespanntes Pferd, das seine Mittagsmahlzeit hielt. Etwas tiefer in den Wald hinein, unter dem Schatten der Buchen, saß die uns so nahe Familie. Onkel Gerhard hatte einen gefallenen Stamm zu seinem Sitze erlesen und strich die Violine mit großer Lebhaftigkeit. Ein breitkrämpiger Hut saß auf seinem Kopfe und beschattete das von Sonne und Wind gebräunte Gesicht, das noch so schön war wie ehemals, und insoferne schöner, als es einen kräftigern und männlichern Ausdruck hatte. Neben ihm auf dem Baumstamme lag ein brauner Rock, den er abgeworfen hatte, um in Hemdärmeln bequemer geigen zu können. Starke weitfaltige leinwandene Beinkleider wurden durch einen breiten Ledergürtel um den Leib festgehalten. Er hatte ein Bein über das andere geschlagen und sah, während er spielte, auf sein Kind hernieder, welches, den Kopf in den Schooß der Mutter gelegt, trotz dem lauten Spiel vortrefflich schlummerte. Tante Helene hatte die eine Hand auf den blonden Lockenkopf gelegt, während sie das

Kinn in die andere stützte; sie sah mit Lächeln zu ihrem Manne hinauf und bewegte den Kopf sanft nach den Bewegungen der Melodie. Sie hatte sich erstaunlich wenig verändert. Trotz dem braunen Baumwolltuch, das sie wie einen Turban um den Kopf geschlungen hatte, und dem ganzen aus blauer Leinwand bestehenden bäuerlichen Anzuge hatte ich sie, wie immer, im ersten Augenblicke als meine ehemalige schöne Tante Helene erkannt. Es ist wahr, daß sie etwas magerer geworden, daß die Frische ihrer Wangen dahin war, aber die schöne Form des Gesichtes war noch ganz und gar dieselbe, die Augen dunkel und glühend wie ehemals, nur blickten sie sanfter und milder. Zwischen ihr, die im Moose saß, und ihrem Manne lagen noch die Reste einer einfachen Mahlzeit und stand ein großer irdener Krug. Das ganze Bild, das wir mit Rührung betrachteten, machte den Eindruck leichten und sorglosen Glückes. Es war, als ob mein Vater nicht den Muth hätte, dieses Stillleben zu stören, denn er hielt immer wieder inne, wenn er eine Bewegung gemacht hatte, um sich der Gruppe zu nähern. Mich aber, sobald ich in das Gesicht der Tante Helene gesehen und es so unverändert gefunden hatte, zog es unwiderstehlich zu ihr und, ohne meinen Vater zu erwarten, sprang ich aus dem Gebüsche und küßte

einen Augenblick darauf sonderbarer Weise weder Tante noch Onkel, sondern das schöne Kindergesicht meines kleinen Vetters.

Was soll ich noch lange erzählen und beschreiben. Tante Helene nahm ihren Bruder wie eine zärtliche Schwester auf; sie war glücklich, bevor sie in die Fremde ging, noch in zwei Gesichter aus ihrer Familie blicken zu können; aber von dem Entschlusse, in die Ferne zu gehen und sich mit ihrem Manne ein selbstständiges Loos zu gründen, war sie nicht abzubringen. Eben so wenig war sie zur Annahme verschiedenster Anträge, die ihr mein Vater machte, zu bewegen, und er hatte am Ende nicht mehr den Muth, selbst dem Kinde etwas anzubieten. Er benutzte die Freude, die das Kind an den Brelocks seiner Uhr hatte, um ihm diese sammt der goldenen Kette umzuhängen. Die Tante bemerkte das und lächelte, und ihr Bruder drückte ihr dankbar die Hand dafür, daß sie dem Kinde die Annahme des Geschenkes erlaubte.

Die wenigen Stunden, die wir mit den Auswanderern am Saume des Waldes verbrachten, leben in meinem Gedächtnisse als eine der schönsten Idyllen, die ich jemals erlebt oder gelesen. Als sich die Sonne zu neigen begann, spannte der Onkel das Pferd vor den Wagen und führte diesen wieder auf

die Landstraße. Mein Vater nahm das Kind auf den Arm und wir folgten. Auf der Landstraße trennten wir uns wieder — ich will nicht sagen wie traurig.

So lange die Großeltern lebten, bekamen wir aus Ungarn manchen wohllautenden Brief; seitdem die beiden Alten begraben, ist uns Tante Helene ganz aus dem Gesichte verschwunden.







